SERVATION
ICROFILM
VAILABLE

Digitized by Google

Jakob Schaffner

Johannes

Roman
einer Kindheit

Deutsche Buch-Gemeinschaft
Berlin

Deutsche Buch-Gemeinschaft
C. A. Koch's Verlag Nachf., Berlin SW 68

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1922 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart
Printed in Germany

PT
2638
A56
J6

Vorwort

Die nachfolgenden Aufzeichnungen verfolgen nicht die Absicht, Personen und Einrichtungen in Verruf zu bringen, oder gar an ihnen Rache nehmen zu wollen. Ton und Haltung des Romans werden ihn vor diesem Verdacht hinlänglich schützen. Außerdem hat die Neuzeit wie an den meisten Plätzen auch in der Armen-Lehrer- und -Kinderanstalt Demutt wandelnd eingegriffen, so daß derjenige, der sich in Herausforderungen gefiele, es heute nicht nur mit einer anderen Besetzung, sondern auch mit veränderten Verhältnissen zu tun bekäme. Es ist auch selbstverständlich, daß die Notwendigkeiten der Formgebung den Roman der etwaigen Forderung nach wörtlicher Wahrheit von vornherein entzogen. Was dargestellt werden sollte, waren ja nicht „Zustände", sondern das Wachstum eines jungen Eigenmenschen unter dem Druck einer vielfach zwanghaften Umwelt, seine Irrungen, seine innere Befreiung, und der endliche ahnungsweise Ausblick auf die Wahrheit, daß das Glück eines Volkes und der Menschheit von ihrem Besitz an Eigenmenschen abhängt. Daß Johannes Schattenhold *eine* Person ist, und der Verfasser eine andere, sollte ich eigentlich nicht mehr besonders bemerken, aber ich will es doch nicht unterlassen / Jakob Schaffner.

ERSTES BUCH

Erſtes Kapitel

Das Elternhaus

Vom Erwachen

Unſer bewußtes Leben ſcheint zwiſchen dem dritten und vierten Altersjahr zu beginnen. Es ſoll einzelne geben, die ihre Erinnerungen bis ins zweite zurückverfolgen können; das ſcheinen jedoch Ausnahmen zu ſein, und es iſt fraglich, ob wir hier nicht überhaupt Selbſteinbildung vor uns haben. Unſere Erinnerungen ſind aufgeſchlagene Augenblicke der Seele, Erlebniſſe, die wie Sternſchnuppen aus der Urnacht der Unbewußtheit aufleuchten, um wieder darein zu verſinken; was dann gerade vorhanden iſt, wird beleuchtet und erkannt. Ich weiß ſicher, daß dieſe Augenblicke bei mir von einer ſtarken Empfindung des Staunens begleitet waren, nicht ſowohl wegen des Erlebniſſes an ſich, das keineswegs immer außerordentlich war, als wegen der Tatſache meines bewußten Daſeins über einem Meer von Dunkel und Schweigen, das ich unter mir fühlte. Die erſten Erlebniſſe liegen zeitlich noch weit auseinander; dann verkleinern ſich die Abſtände, und endlich kommt die Seele dazu, eine ununterbrochene Kette des Bewußtſeins herzuſtellen. Ich denke mir, alle frühen Erlebniſſe ſind Anreize von außen, auf die die Seele mit Erwachen antwortet; ſpäter ſucht ſie das Erwachen aus eigenem Antrieb, oder richtiger: ſie ſucht den Reiz desſelben, der unendlich ſüß iſt, während das vollzogene Wachen von Anfang an den Charakter des Konflikts, ſeinen doppelſinnigen Wert offenbart, und daher von Leiden, Angſt und Sehnen begleitet iſt. Trotzdem ſtrebt das Individuum nach dem ſtändigen Zuſtand des Wachens, weil es darin Ausſichten auf Macht und Genuß vermutet. Was das Leiden angeht, ſo hegt die Seele von Anfang an die Hoffnung, es umgehen zu können, und bei den meiſten ſtellt ſich nie eine Vertraut-

heit damit ein; wenige dringen zur Bejahung durch. So werden wir unaufhaltsam ins Leben, das heißt ins Leiden, gelockt, und wer es darin hoch bringt, hat am Ende weniger getan und erreicht, als Not ausgestanden und den Tod begütigt.

Geboren bin ich, Johannes Schattenhold, im dunkelsten Monat des Jahres — am 14. November 1875 — in Basel, und zwar in derselben Straße, in der auch J. P. Hebel das unbeständige Licht dieser Welt erblickt hat, er als der Sohn von zwei kleinen Leuten, die einem malenden Basler Patrizier als Taglöhner dienten, ich als erstes Kind eines Gärtners, der ebenfalls bei einem Basler Patrizier angestellt war. Meinen Antrittschrei tat ich im Spital. Damals mochte mein Vater dreiunddreißig, und meine Mutter gegen sechsundzwanzig alt sein. Mein schlafendes Leben wurde zum erstenmal geweckt von einem Hagelwetter, das über die Gegend niederging. Ich sah aus dem Fenster der Wohnstube, wie die Schloßen niedersausten, das grüne Laub von den Bäumen sank, unreifes Obst zur Erde fiel und das Gemüse zerhackt liegenblieb. In der Stube war es dunkel; draußen herrschte ein kaltes, sehr fremdes Zwielicht, durch das mein Vater den Gartenweg hinauflief, um die Rolläden über die schrägen Fenster des Treibhauses herunterzulassen; er hatte zum Schutz gegen die Schloßen die Jacke über den Kopf gezogen. Meine Mutter schlug auf der anderen Seite des Hauses die Läden zu. Später trat sie in das Zimmer, in dem ich mich aufhielt, aber ich drehte mich nicht nach ihr um; sie bekümmerte sich auch nicht um mich, und ich kann nicht sagen, was sie tat. Meine Stimmung war sehr ernst und aufmerksam, und eine tiefe, furchtbewegte, ehrfürchtige Andacht erfüllte mich gegenüber der Erscheinung, die ich später als die Natur kennenlernte und als das Geschick, das uns darin beschieden ist. Als das Unwetter vorbei war, durfte ich hinaus. Der Hagel bedeckte handhoch alle Wege und Beete. Dazwischen lagen abgeschlagene Zweige und kleine Äste, auch tote Vögel fand ich. In einiger Entfernung sah ich meinen Vater langsam die Gartenbreite

durchschreiten, aber ich wagte mich nicht zu ihm, weil mir seine Haltung die Vermutung eingab, daß er sehr traurig sei. In diesem Moment verehrte ich auch ihn tief und voll unaussprechlichen Verständnisses. Ich sah ihm nach, bis er hinter Büschen und Bäumen verschwunden war; dann dachte ich an die Mutter, die ich im Haus wußte, und ich hatte die Regung, mit diesem Gefühl zu ihr zu gehen; doch gehorchte ich ihm nicht, sondern setzte meinen einsamen Umgang ganz im Geist des Vaters durch den zerstörten Garten fort. Damals mochte ich etwa drei Jahre alt sein.

Meine Mutter „sah" ich auf diese Weise zum erstenmal, als sie vor dem Haus auf dem Pflaster kniete und mit einem alten Messer das Unkraut zwischen den Steinen heraus jätete. Sie hatte eine blaue Schürze an; die Sonne schien ihr auf den schwarzen Scheitel, und ich wußte, daß sie ihre Arbeit ungern tat und unmutig war; sie hatte vorher einen Wortwechsel darum mit dem Vater gehabt. Meine sozusagen moralischen Dimensionen waren bisher einfach Länge und Breite gewesen — die Eltern und ich —; der kleine Auftritt nahm darin die erste Teilung vor, spaltete das Elternpaar in Vater und Mutter — Länge und Tiefe —, durch welche letztere mir der Blick in die dritte Dimension von Gut und Böse eröffnet wurde, der mir das Sein zum Dasein machte. Ich begriff ahnungsweise unter der frühesten Beunruhigung, deren ich mich erinnere, daß es auch wegstrebende und selbst widerstrebende Richtungen im Leben gibt, und die Mutter sah ich fortan unweigerlich in diesem Verhältnis. Das mag manchen wundern, aber auch das ist Begabung, und außerdem wird nach dem ersten Erlebnis dieser Art immer wieder etwas geschehen sein, was mich daran erinnerte und mich in dieser Anschauung bestärkte.

Eine sehr frühe Erinnerung sind die Sperlinge, die im Obergeschoß unseres Häuschens nisteten, einem Heuboden, der nach außen mit Holz verschlagen und sehr angenehm rot gestrichen war; in den Zwischenräumen zwischen den Brettern, die man für die Atmung des Heus gelassen hatte, hingen lebendig und unordentlich

die Neſter dieſer Zigeunerbande an den Tag heraus. Doch waren ſie mir nicht durch ihre augenfällige Erſcheinung merkwürdig — ich kann mich nicht darauf beſinnen, einen einzigen bemerkt zu haben —, ſondern ſie fielen mir auf durch eine beſtimmte Art von Lärm, den ſie jeden Sommermorgen anſtimmten, während ich noch im Bett lag. Es war ein ſchetterndes Geſchrei, ſo eigentümlich gefärbt und ſo verſchieden von dem ſonſtigen nichtsnutzigen Spektakel der unermüdlichen Schreier, daß ich es den Wirkungen der beſonderen Räumlichkeit zuſchrieb, worin es vor ſich ging, zumal ich ihm auch ſonſt nirgends begegnete. Der Umſtand gab mir zu denken, erfüllte mir viele Morgenſtunden mit akuſtiſchen Vorſtellungen, und erregte meine Raumphantaſie. Erſt viel ſpäter kam ich darüber, daß die Spatzen immer dies geborſtene Gezeter hören laſſen, wenn eine Katze um den Weg iſt.

Eine Katze findet ſich tatſächlich in meinen erſten Erlebniſſen; ſie iſt der Anlaß, daß ich, kaum zum Leben erwacht, auch ſchon zum erſtenmal mit jener dunklen Gewalt, die wir Tod nennen, bekannt wurde. In einem räumlichen, aufrechtſtehenden und offenen Faß, bei uns Stande genannt, hatte mein Vater Teer angeſetzt, mit dem er den Gartenzaun nachſtrich; auch die Spitzen von Baumpfählen tränkte er damit, ehe er ſie in die Erde trieb. Das Faß ſtand im Winkel beim Treibhaus, wo es ſtill war, und wo die Sonne zwiſchen dem Bretterzaun und der Treibhausmauer immer ſommertags einen Backofen einrichtete. Ich liebte den Platz, weil dort allerlei vor ſich ging. Am Zaun unter dem Laub der Spalierbirnen liefen die flinken heimlichen Spinnen auf und ab. Auf den Fenſtern des Treibhauſes brannte und zitterte die Sonne. Aber den Kies huſchten Eidechſen, blieben wie plötzlich erſtarrt mit erhobenen Köpfen ſtehen, und fingen ebenſo plötzlich wieder an zu laufen. Auch unſere Katze fand ſich dort jeden Mittag, wenn es nicht regnete, ein, um nach ihren vormittäglichen Unternehmungen auf den Nachbarfeldern ſich zu putzen, und dann eine Stunde zu ſchlafen, und zwar auf den Brettern, mit denen das Faß

für gewöhnlich zugedeckt war. Nun paßte wohl eines Tages ein Brett nicht genau, so daß die Katze, als sie vom Zaun herabsprang, in den Teer stürzte. Das Faß war nur halbvoll und oben enger als in der Mitte, der Teer zähe, schwer und klebrig, und die Folge aller Umstände, daß man das Tier zuerst einige Tage vermißte, und es der Vater endlich ertrunken und triefend aus dem Faß zog. Ich stand dabei, als es geschah, und der Anblick wirkte wahrhaft bestürzend auf mich. Ich hatte zwar die toten Vögel nach dem Hagel gesehen, aber einmal glaubte ich natürlich bei meinem ersten Erwachen von allem, was ich dabei vorfand, es müsse so sein, und dann waren es dort auch ganz anders geartete Kreaturen gewesen, die in der Luft lebten, Schnäbel und Federn hatten und mit mir nicht in Berührung kamen. Ich unterschied lange zwischen Tieren und Vögeln. Hier handelte es sich um einen Hausgenossen und um ein Säugetier, von dessen Ähnlichkeiten mit meiner Grundlage ich doch schon genug begriffen hatte, um mich über die Tatsache seines Untergangs zu entsetzen; ich fühlte traumhaft solidarisch das Schicksal der Kreatur in mir selber. Mein Vater begrub den Kadaver im Kompost; ich sah dem Vorgang mit Atembeklemmung zu und war auf lange Zeit hinaus nicht dazu zu bewegen, meinen Weg zum Treibhaus dort vorbei zu nehmen. Ich empfand auch eine lebhafte Beunruhigung des Widerspruchs darüber, daß meine Mutter sich über mein Grauen tadelnd ausließ; im Grund fürchtete ich mich ja nicht so sehr vor der Leiche der Katze als vor meiner eigenen, die ich irgendwie prophetisch vorausah.

Östlich von dem Gut, in dem mein Vater als herrschaftlicher Gärtner angestellt war, führte in großer Nähe eine Eisenbahnlinie vorbei, und zwar die badische von Basel nach Konstanz, sowie die Verbindungsbahn zwischen dem deutschen rechtsrheinischen und dem schweizerischen linksrheinischen Bahnhof; auch die Wiesentalbahn ging dort durch. Jetzt ist alles ganz anders. Im hinteren Teil des Gartens lag ein kleiner Hügel, von dem aus ich die

Züge fahren ſehen konnte. Von allen meinen einſamen Erlebniſſen waren die mit der Eiſenbahn die phantaſievollſten und tiefſtgreifenden, und die Erinnerungen daran füllen noch jetzt manchmal meine Nächte. Es kam vor, daß ganz neue Lokomotiven ohne Dampf und ohne Treibſtangen vorbeikamen; ſie fuhren glänzend und kühl zwiſchen Perſonen- oder Güterwagen eingeſtellt, und ſchienen mir unendlich ſchön, vornehm, ſpannend und geheimnisvoll. In den Führerſtänden war noch kein Fenſterglas; die Tender waren leer und leicht, und die Maſchinen ſahen überhaupt aus, als ob ſie aus einer anderen Welt kämen. Die waren mir nun in gewiſſer Weiſe das Gegenteil des Todes: Zukunft, Verheißung, Ferne. Sie erregten mich bis in die unbekannteſten Gründe meiner jungen Seele, weckten alle Sehnſucht nach dem Ungeſehenen und Unerhörten in mir und bildeten in meinem Kopf ſeufzend köſtliche Träume, mit denen ganze Jahre meines Lebens beſchenkt ſind. Silberne und goldene Lokomotiven von den ſagenhafteſten Formen, mit lachend ſeligen Konſtruktionen und ganz hinreißenden Geſchwindigkeiten donnerten dann mit dem Klang von Glocken und mit himmliſchem Leuchten und Blitzen durch erſchütternd liebliche Landſchaften, und nichts anderes, kein Ruhm und keine Liebe, hat mir bis jetzt jenes vollkommene Gefühl von Glück, metaphyſiſcher Befriedigung und irdiſcher Erlöſtheit gegeben, wie der Anblick jener wunderſamen Weſen, die die Nächte meiner erſten Jugend bevölkerten.

Ich glaube überhaupt beobachtet zu haben, daß das Schickſal den Menſchen, die durch Schwermut, Ungenügſamkeit oder Sehnſucht gehindert ſind, ein vollkommenes Wirklichkeitsglück zu genießen, im Traum einen tröſtenden und überlegenen Erſatz gegeben hat. Auch ich habe, wie eine große Anzahl von Menſchen, meine feſtſtehenden und immer wiederkehrenden Grundträume, die aus meiner fernſten Kindheit mit meinem Leben heraufgekommen ſind. Außer dem Lokomotivtraum habe ich das nächtliche Sehnſuchtsglück, durch eine wunderherrliche und meinen

Wünſchen vollkommen angemeſſene Landſchaft zu gehen, und zwar iſt es ſeit Jahrzehnten immer dieſelbe heitere, heroiſch gütige und bedeutſame Landſchaft. Dann habe ich noch zwei Alpträume. Schon tauſendmal habe ich denſelben alten Turm beſtiegen und war gezwungen, mich durch dieſelben engen und niederen Gänge unter Atemnot und Furcht hindurchzuwinden, und ebenſo oft wurde ich von denſelben Tieren gequält, ohne mich durch Fliegen vollkommen retten zu können. Es ſind immer Kamele, und ich habe daher eine tiefe Abneigung gegen ſie; in zoologiſchen Gärten machte ich lange einen Bogen um ihre Käfige, bis mich die hohe Schwermut ihres Blickes überwand. Es iſt, als ob auch ſie etwas von ihrem Schickſal wüßten. Mit den zunehmenden Jahren werden die Alpträume ſeltener und die Glücksträume häufiger.

In dasſelbe Gebiet, das ſich unſerer Aufſicht entzieht, gehört meine phyſiſche Abneigung gegen Maiskolben, die niemand gelten ließ; ich konnte keine Maisfrucht ſehen, ohne daß mich bei ihrem Anblick eine Empfindung des Widerſtrebens und eine leichte Unruhe und körperliche Übelkeit befielen. Heute habe ich nur noch die Erinnerung an jene Zuſtände, und die Frucht ſelber genieße ich nicht ungerne, aber mit leichter Überwindung und einem leiſen Gefühl von Untreue gegen eine frühe Warnung.

Früh hatte ich einen Blick für Seltſamkeiten. Eine Zeitlang lauerte ich allen Männern beim Gehen auf. Wenn die Hoſenbeine während des Schreitens unterhalb des Sitzes bald links, bald rechts ihre Falte warfen, ſo ſah ich dort immer eine Fratze, die abwechſelnd nach den Seiten hinaus den Mund verzog. Ich nahm an, daß das bei mir auch ſo ſei, und war es ſehr zufrieden.

Eines Tages überraſchte mich meine Mutter bei meiner erſten „unanſtändigen" Zeichnung; ich hatte einen Mann dargeſtellt, der die ſchwere Notdurft verrichtet, und erfuhr zum erſtenmal in meinem Leben, daß Dinge, die mich ganz ehrlich und aufrichtig beſchäftigten, verpönt ſein können. Der Ton, in dem mir dergleichen Zeichnungen verboten wurden, machte mich aber ſtutzig;

ich spürte, daß ich selbstverständlicher war als die Macht, die mir entgegentrat. Mir war die Zeichnung ja ein ernst empfundenes Symbol der menschlichen Gemeinsamkeit, und sicher hatte ich den ganzen verfügbaren philosophischen Tiefsinn hineingelegt. Die Verleugnung der Gemeinsamkeit durch die Mutter diente nur dazu, mir diese problematischer zu machen. Ich selber war niemals zu korrigieren.

Einleuchtender schien mir der Vater, als ich einmal in den Stall kam, gleich nachdem die Kuh geworfen hatte. Das junge Geschöpf stand mit dickem Kopf und überlangen Beinen unter der Mutter, feucht und ganz benommen von seiner geheimnisvollen Reise, und begriff offensichtlich noch gar nichts. Getrunken hatte es auch noch nicht. An der Kuh bemerkte ich die Spuren des Ereignisses, das es in unsere Gesellschaft gebracht hatte. Auf meine Frage besann sich der Vater einen Augenblick. Dann erklärte er mir mit dem freundlich-ernsten Gesicht, das er immer hatte, wenn er mir etwas auslegen mußte, daß in der Kuh eine Art von Blume, wie eine Tulpe, aber aus ganz anderem Stoff, entstanden sei, und eigentlich sei es auch keine Blume gewesen, aber man könne es nicht anders nennen. In dieser Blume sei das Kälbchen gewachsen; ob ich nicht gesehen habe, wie schwer das Tier in der letzten Zeit geworden sei? Nun, und dann sei die Blume aufgegangen, und das Kälbchen auf die Welt gekommen. Die Kuh selber sei sehr krank gewesen, aber nun gehe es ihr schon wieder gut. Sie drehte den Kopf nach mir und sah mich mit einem warmglänzenden Blick an, der mir großen Eindruck machte; es war, als wollte sie mir alles bestätigen. Ich hatte sie lange Zeit ganz besonders lieb und verehrte sie auf eine natürliche und mir selber wohltuende Weise; gegenüber dem Kalb fühlte ich mehr vetterlich. Als es jedoch wie die erwachsenen Kühe saufen lernen sollte, erregte mein Vater meine uneingeschränkte Bewunderung für sich. Eines Tages nämlich erschien er mit einem Kübel im Stall, in welchem ein Gemisch von Milch, Wasser und einem Krüsch ge-

nannten Mehl (Kleie) schwamm; das sollte das junge Tier trinken. Es trank aber nicht. Da streifte der Vater den Ärmel hoch und tauchte die rechte Hand so in die Flüssigkeit, daß die Finger nach oben standen. Kaum fühlte es die Finger, so zog es sie ins Maul und begann mit großem Eifer zu trinken.

Erste Bekanntschaften

Jeden Abend um sechs Uhr, wenn der Vater molk, erschienen zwei kleine Mädchen an der Stalltür, um ihr Glas kuhwarme Milch zu bekommen. Das eine davon habe ich in der Erinnerung als ein brünettes junges Fräulein, schon sehr wohlgezogen, wert- und bedeutungsvollen Wesens, und mit Sommersprossen auf der Nase, das andere als einen lustigen kleinen Irrwisch von knabenhaftem Temperament, mit dem ich bald sympathisierte. Die Mädchen waren die Herrschaftstöchter. Ihre Eltern kannte ich erst ganz sagenhaft als den Hauptpfarrer von St. Theodor und seine Gattin, die mir eine pompöse, vornehme und unangreifbare Stellung zu haben schien; ich betrachtete sie nie anders als mit Mißtrauen und ging ihr gern aus dem Weg, wenn noch Zeit dazu war. Der Pfarrherr war ein Mann von stadtbekannter Häßlichkeit; es kam vor, daß ihm die Gassenbuben deshalb nachliefen. Ich selber fand ihn nicht häßlich; ich erfuhr erst viel später, daß man ein solches Aussehen Häßlichkeit nennt. Häßlich war für mich, was mit Entartung, Verkommenheit und Dummheit zusammenhing. Doch sollen kleine Kinder geschrien haben, wenn er sich ihnen näherte. Er hatte ein blasses, faltiges Gesicht mit einem schwarzen, nun schon graumelierten Rundbart, der ihm unter dem Kinn heraus wuchs; dazu trug er eine schwarzgefaßte Brille, die ihn allen abergläubischen Menschen noch unheimlicher machte. Es sahen aber ein Paar sehr hübsche und gütige Augen ein bißchen traurig dahinter hervor. Stets zeigte sein Gesicht einen unwandelbaren, tiefen Ernst; übrigens ging er nie anders aus als im Zylinder.

Es war auch ein Sohn aus dieſer Ehe vorhanden, und der ſchien mir auf der höchſten erreichbaren Stufe von männlicher Schönheit und Ruhmwürdigkeit zu ſtehen. Er ſtudierte zu jener Zeit Theologie, war ein friſcher und auch leutſeliger junger Herr, und gehörte zu den Zofingern, einer evangeliſch-freiſinnigen Verbindung, die im Jahre 1819 im Beginn der ſchweizeriſchen Wiedergeburt gegründet worden war mit der ausgeſprochenen Aufgabe, an dieſem nationalen Werk nach allen Kräften mitzuarbeiten. Zur damaligen Erneuerung kam er zu ſpät; vielleicht betätigt er ſich noch an einer gegenwärtigen. Wenn er mir irgendwo begegnete mit ſeiner weißen Mütze, an der die gelbroten Streifchen ſo warm und mutig leuchteten, und mit dem flotten Band über der Weſte, ſo konnte er nie anders, als mich ſelig machen, ob er wollte oder nicht. Ich trieb einen beglückten, verſchwiegenen, ehrfürchtigen Götzendienſt mit dem hübſchen Mannsbild, das überall, wo es ſtand und ging, ſeine eigene hochgemute Atmoſphäre von Geſundheit und Zukunft mit ſich führte, und ſicher draußen, außerhalb des Gartens, wo ich nur an der Hand des Vaters hinkam, die allerſchönſten und gewaltigſten Dinge tat. Der junge Abgott trug übrigens ſtets einen Stock mit Elfenbeingriff in der Hand, den ich ganz richtig als ein Abzeichen ſeiner Auserwähltheit auffaßte. Ich fühlte, daß er auf alle dieſe Embleme — Mütze, Band und Elfenbeinſtock — ſtolz war, gab ihm das Recht dazu und ſtand ihm darin bei mit einer unbegrenzten Solidarität. Er gehörte ja zur Generation um 1880, die, wie ich ſpäter auf Photographien ſah, durchweg jenes idealiſche und ſchweizeriſch apolliniſche Gepräge trug. Es waren die Söhne jener Männer, die im Sonderbundkrieg dem reaktionären Europa die neue Zeit eingeläutet und eine ganze Kette von Freiheitsbewegungen allein durch ihr Beiſpiel hervorgerufen hatten, und der Generation, die 1856 den Mut bewies, im Neuenburgerhandel dem König von Preußen aus der Ferne die Zähne zu zeigen; 1860 war man gegenüber Napoleon III. nicht mehr ganz ſo kühn geweſen. Die

junge Generation hatte dann ihrerſeits den Siebzigerkrieg, die ſchweizeriſche Grenzbeſetzung und die Verfaſſungsreviſion von 1872 nicht nur miterlebt, ſondern auch entſcheidend — den Krieg mannhaft eingeſchloſſen — beeinflußt. Damals ſchrieben Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Jacob Burckhardt und Heinrich Leuthold, Böcklin und Stäbli malten, und alles das warf ſeinen Abglanz auf die Jugend um 1880, und alſo auch auf den pfarrherrlichen Apoll.

Sobald die Pfarrerstöchter bemerkten, daß ich auf drei zählen konnte, bemächtigten ſie ſich meiner beſchaulichen und leiſe widerſtrebenden kleinen Perſon, um ihre erzieheriſchen Abſichten mit mir zu beginnen. Beſonders die Ältere wurde mir darin bald bedenklich, während die Jüngere ſich eher kameradſchaftlich zu mir ſtellte und in ſchwierigen Fällen vermittelte. Nun ſaß ich viele Sommertage lang halb geehrt und halb bekümmert auf einer Bank unter einer Gruppe herrlicher Kaſtanienbäume und erfuhr Belehrung, lernte das „höhere“ Rechnen und „Jeſu, geh voran“, wurde katechiſiert, mußte ſchreiben und leſen und vor allen Dingen ſtillſitzen; es war mir ſtreng verboten, einem Vogel nachzuſehen oder einen Fuß zu bewegen, wenn ich mich langweilte. Durch die Laubkronen der Kaſtanien drangen die Sonnenlichter herab und ſpielten, zum Ungehorſam verlockend, auf Bänken und Kieſeln. Der Sommerwind wühlte in den großen Blättern; Finken und Amſeln ſangen auf den Zweigen oder hüpften los und ledig auf dem Boden herum. Draußen vor dem Staketenzaun auf der Straße fuhren Wagen und Equipagen vorbei, denen ich ſonſt gern und ausdauernd zuſah, das Geſicht zwiſchen zwei kühle oder auch ſonnenheiße Eiſenſtangen gepreßt, und von der anderen Seite riefen die Lokomotiven über den Bretterzaun herüber; der Unterricht fiel immer in die Zeit des lebendigſten Zugverkehrs. Ich habe viel ſchöne Zeit verloren mit den eigenſinnigen Weibsbildern, und der größeren war ich nie grün. Schließlich fing ich an, mich zu verſtecken; aber es half mir nicht viel. Im Garten trieben mich

die Mädchen selber auf, da sie meine Lieblingsplätze kannten, und im Haus zog mich die Mutter hervor, die sich vielleicht weniger durch den vornehmen Umgang ihres Sohnes geschmeichelt fühlte, als daß sie dessen vorteilhafte Aussichten für mein ferneres Fortkommen erkannte; außerdem hatte sie gar nicht meinen Hang zur Beschaulichkeit.

Mein Lieblingsplatz war seit dem Vorkommnis mit der Katze, und später immer mehr, ein kleiner gemauerter Pavillon mit drei offenen Bögen nach der Gartenseite hin; er stand auf einer Bodenerhöhung an der südlichen Mauer. Statt offener Bögen zeigte er auf der geschlossenen Gegenseite in Öl gemalte Landschaften von dunkler brauner Stimmung, Bäume, Schiffe, Schlösser und kleine, klumpige Leutchen mit roten Gesichtern. Innen liefen Bänke entlang, auf denen ich viel anschauend und studierend herumgeklettert bin. Ein zweiter Lieblingsaufenthalt war gleich das Gebüsch nebenan. Es gab da Flieder, Holunder, Goldregenbüsche, Schneebeeren und kleine Sträucher mit roten Zweigen, die im Frühling so unterhaltend bitter schmeckten. Mit den Amseln und Drosseln in diesem Gebüsch war ich völlig vertraut, und auf Stunden versank mir die ganze Welt in dem klangvollen Halbdunkel.

Das Herrschaftshaus war ein quadratischer, grüngrauer Steinbau im französischen Geschmack mit einem steilen Schieferdach. Ich liebte es eigentlich nicht, da es mir zu grell in der Sonne stand. Das schweizerische Licht war mir überhaupt immer zu ungedämpft. Auf der Rückseite befand sich als Treppenbeleuchtung ein hohes Bogenfenster, das durch zwei Stockwerke ging und auf Glas gemalt das Bild des Erlösers zeigte. Die Mädchen nahmen mich manchmal mit ins Haus, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Bedeutung des Bildes zur Sprache und meine finstere Unwissenheit darüber heraus kam. Da hatten denn die kleinen Weiber einen großen Tag, indem sie aus mir eifrigem Heiden einen ebensolchen Christen zu machen unternahmen, und mir Nachricht von Dingen gaben, die ihnen so geläufig waren, als ob sie dabei

geweſen wären. Angeſichts des Glasfenſters hielt mir die größere, nachdem ſie mich ſamt ihrer Schweſter als Zuhörerſchaft auf die Treppenſtufe geſetzt hatte, zunächſt eine gemäßigt unzufriedene Rede über den katholiſchen Charakter meiner Mutter und die Minderwertigkeit aller Katholiken, was ja wieder aus den Tatſachen erhellte, daß ich noch nichts von Chriſtus gehört hatte, und daß ſie, die Pfarrerstochter, die Herrſchaft war, und ging dann, immer etwas indigniert, aus Gnade auf die Geſchichte des Herrn ſelber über. Ich hörte ihr zu, ungläubig und aufſäſſig, im ſtillen aufgebracht wegen ihrer Angriffe auf meine Mutter und wegen des ganzen ſelbſtzufriedenen und herablaſſenden Tones, in welchem ſie dann die ſehr fremdartige Geſchichte vortrug und von mir Glauben verlangte, obwohl ich abſolut nicht begriff, was dabei herauskommen ſollte. Es kam ihr zugut, daß ich die Figur, von welcher ſie ſprach, gemalt vor Augen ſah, und daraus den Schluß zog, es müſſe ſchon etwas daran ſein, ſonſt wäre meine erſte Bekanntſchaft mit der chriſtlichen Heilslehre vielleicht zu einem feierlichen Skandal ausgeartet.

Ohne daß ich es wußte, machte aber der lebendige Gehalt des Evangeliums, das ich da erfuhr, einen unverlöſchlichen Eindruck auf mich. Die Geſtalt des Erlöſers ſchien mir bald noch wichtiger und ſchöner zu ſein als der junge Zofinger stud. theol., was mir dieſer verzeihen wird, denn am Ende iſt jener doch ſein Prinzipal, und ich verbrachte in der Folge viele einſame und anſchauende Stunden vor dem Haus unter dem Glasfenſter. Wenn aber die naſeweiſen Weiber des Weges kamen, ſo machte ich mich davon, oder tat, als ob ich etwas ganz anderes triebe.

Ich hatte inzwiſchen eine eigentliche Freundin bekommen, die in der Freienſtraße wohnte. Sie war viel älter als ich, aber lange nicht ſo belehrend wie die Pfarrerstöchter; wahrſcheinlich hatte meine Mutter ſie angeſtellt, um meiner kleinen Schweſter aufzupaſſen, die unter der Zeit, ich wußte nicht wie, ins Haus gekommen war, durchaus nicht zu meinem Vergnügen, denn ſie

ſtörte überall meine Kreiſe, ſobald ſie nur etwas kriechen konnte, ſpielte mit meinem Spielzeug, hing ſich mir an die Hoſen und quälte halbe Nächte lang, auch mußte ich ſie wiegen, hüten und ausführen, was zur Folge hatte, daß ich ſie ſchlecht behandelte, und ſie in meiner Geſellſchaft immer ſchrie. Die Lina Frey aus der Freienſtraße jedoch war beſcheiden, geduldig und erfahren; ſie nahm mir das unwillkommene Balg ab und erzählte dafür von wichtigen und ſpannenden Dingen, die in der Stadt jenſeits der Brücke mit den zwei großen eiſernen Vögeln geſchahen, und von Leuten, die dort umgingen und von meiner Exiſtenz nicht die geringſte Ahnung hatten, wie ich aus allem merkte. Mit dieſer Lina Frey kam ich ſehr gut aus, weil ſie alles tat, was ich wollte, und nichts, was mir mißfiel. Außerdem wohnte ſie ja auf der anderen, großſtädtiſchen Rheinſeite, und war durch dieſen Umſtand ſtetig von einem glaubhaften großſtädtiſchen Nimbus umgeben. Ich bezog ſie daher auch in meine Träume ein, indem ich ſie gleichzeitig an allem teilnehmen ließ, was mir wichtig war.

So geſchah es, als ich zum erſtenmal von Chriſtus träumte, daß nicht die Pfarrerstöchter, die mir die hohe Bekanntſchaft vermittelt hatten, ſondern Lina Frey in dem Traum mit vorkam Und zwar träumte ich Folgendes: Auf dem Hügel im Garten ſtand das Kreuz mit dem Erlöſer daran, und ich mit Lina Frey befand mich zu ſeinen Füßen und ſah aufmerkſam, doch ernſthaft verehrend zu ihm hinauf. Ich war ganz ſeine Partei, aber ein bißchen verwundert, weil ſich trotz ſeiner großen Verdienſte und ſeiner Berühmtheit ſonſt kein Menſch ſehen ließ; ich wußte nicht, ob das ſeine Richtigkeit habe. Da bemerkten wir, daß an ſeiner rechten Hand infolge des Gewichtes, das daran hing, langſam der Nagel durchriß, der nun ſchon zwiſchen den Mittel- und Zeigefinger vorrückte; nach kurzer Zeit zerriß er auch das letzte Band, und die Hand mit dem Arm fiel zu ſeiten des Erlöſers herab. Der Anblick ließ mich, da ihm alle Feierlichkeit fehlte, und er einfach menſchlich ſchrecklich war, Chriſtus als furchtbar leidenden

Mann verſtehen, lange bevor man mir ſeine Göttlichkeit klarmachen konnte. Chriſtus ſelbſt ſank aufſchreiend nach vorn; er fürchtete zu Boden zu ſtürzen, aber der zweite Nagel hielt ihn noch feſt, und außerdem traten wir nun ſchnell hinzu und ſtützten ihn. In unſeren Händen gab er endlich ſeinen Geiſt auf, den er mit einer wohl auf Verabredung beruhenden Kopfbewegung nach oben verwies; als leichtes goldenes Wölkchen hob er ſich davon. Als wir merkten, daß der Leib tot war, nahmen wir ihn herab, legten ihn auf den Raſen, und machten uns ſtumm betroffen daran, ihm das Grab zu graben; immer noch ließ ſich niemand ſehen.

Noch einmal leuchtet das Jeſusbild in meiner Erinnerung zu Weihnachten auf, um dann für längere Zeit im Dunkel zu verſinken. Ich war zur Beſcherung ins Pfarrhaus eingeladen ſamt meinen Eltern. Vor dem brennenden Baum verlangte die Frau Pfarrer von mir mit Recht die bekannte Gegenleiſtung für das Chriſtgeſchenk in Form eines Spruches. Ich ſah ſie an und mißtraute ihr. „Warte mal!“ ſagte ich und beſann mich; dann gab ich aus dem Gefühl heraus, das ich nun einmal zu ihr hatte, folgenden Spruch zu hören: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit ſpricht!“ Sie lachte übers ganze Geſicht, und alle Anweſenden lachten, mein Vater eingeſchloſſen; nur meine Mutter war unzufrieden und tadelte mich nachher, weil ich ihr nicht Ehre gemacht hatte. Die Frau Pfarrer ſchenkte mir eine kleine Stoßkarre, die hoch mit Paketen beladen war. Ich ſagte „Danke!“ und mißtraute ihr weiter, obwohl ich die Karre ſehr ſchätzte. Als wir das Haus verlaſſen wollten, zog eine wunderbare Lichtgeſtalt meinen Blick auf ſich; es war der Heiland in dem großen Fenſter, auf den von außen das Mondlicht fiel; er ſah aus, als ob er mit erhobenen Armen auf mich zukommen wollte, und ich faßte erſchreckt meine Karre feſter und machte, daß ich aus dem Haus kam.

Auch die Pfarrerstöchter verſchwinden um jene Zeit aus meiner Erinnerung. Um Faſtnacht hatten ſie die Erlaubnis zu einer

kleinen, unschädlichen Maskerade bekommen, in der sie mir natürlich erscheinen mußten. Die Ältere hatte sich einige Schönheitspflästerchen ins Gesicht geklebt und wollte nun, daß ich sie nicht erkenne. Ich tat ihr den Gefallen, aber ich konnte nicht verstehen, was das für einen Wert haben sollte.

Im Sommer hatte ich noch ein Badeerlebnis mit ihnen. Der Hügel mitten im Garten fiel nach vorn in einigen künstlichen Felsen zu einem kleinen Wasserbassin ab. Nun hatten mich die Mädchen wie schon oft aus meinem Dachsbau ausgegraben und mit sich geschleppt; sie sagten, wir wollten etwas sehr Schönes machen, und wirklich trugen sie unter den Armen vielversprechende Pakete. Beim Weiher angelangt, hießen sie mich mit dem Gesicht unten ins Gras liegen; längst daran gewöhnt, zu tun, was die Wespen wollten, gehorchte ich nach einigen Umständen, die ich meiner Willensfreiheit schuldig zu sein glaubte. Als ich wieder aufsehen durfte, standen sie wie die Nixen in weißen Badehemden aufrecht im Wasser, sahen zu mir her, lachten und winkten mir mit weißen Armen. Sie hatten ja gesagt, daß sie etwas Schönes machen wollten. Ich durfte nun mit ihnen spielen; sie hatten einen gelbrotgestreiften großen Ball mit. Die Sonne floß silbern und golden in ihrem offenen Haar. Hinter ihnen war grauer Fels, darüber das zartgrüne Gebüsch der Johannisbeeren, mit denen der Hügel besetzt war, dann stieg eine Baumkrone auf, und schließlich der offene blaue Sommerhimmel. Nun waren sie doch wirklich einmal hübsch, und auf einen Moment hatte ich nichts an ihnen auszusetzen. Ich spielte Ball mit ihnen, und nachher mußte ich wieder aufs Gesicht liegen.

Die Umwelt

Unterdessen hatten mir die ersten Kommissionsgänge zum Spezierer und die Schulwege die Tür zur nächstgrößeren Welt aufgetan. Wie alle Kinder liebte ich es, Aufträge auszuführen, und

wenn die Mutter mich die Schuhe anziehen hieß, um Zucker oder Brot holen zu gehen, so war meine Schnelligkeit in der Hantierung mit den Schnürriemen außerordentlich; sie zog mir das einzige Lob zu, dessen ich mich von meiner Mutter überhaupt entsinnen kann. Schnelligkeit und Geschicklichkeit machten immer wesentliche Züge meiner Personalien aus. Der Spezierer war ein älterer Mann mit einem kurzen Graubart, alten, verrauchten Zähnen, Haaren in den Ohren, einer Brille auf der Nase, einer schwarzen runden Mütze mit Stickereien auf dem Deckel und einer Troddel, die seine Drehungen und Bücklinge mit den interessantesten Bewegungen begleitete; da sie außerdem einsam und aus Seide war, so schien sie mir vornehm. Die Bücklinge führte er jedoch nie vor seinen Kunden aus, denn er war ein knorriger Demokrat, sondern stets nur vor seinen Kästen und Kisten. Er verfügte über etliche Gläser mit farbigem Konfekt und Pfefferminztäfelchen, und glücklicherweise war er nicht so geizig, wie er aussah.

Wenn ich zur Straße vor wollte, so mußte ich durch ein enges Gäßchen, das meine Mutter nicht mit der vornehmsten Bezeichnung belegt hatte, und welches das Gut des Pfarrers vom Nachbargut trennte; links erhob sich die hohe Mauer des benachbarten Gartens, rechts lief der Staketenzaun des Pfarrgartens ein Stück mit, um dann ebenfalls in eine Mauer überzugehen. Hinter dem Staketenzaun blühten im Sommer alte, dichte Holunderbüsche, die ihren etwas düsteren Ort auf großmütige Weise mit Licht und Duft erfüllten. Gegen die Bahnlinie zurück lag ein Bauerngut, dessen Bewohner den Weg zur Stadt ebenfalls durch das Gäßchen nehmen mußten; da sie darin auch andere Dinge vornahmen, so hatte meine Mutter nicht so unrecht. Daß ich eines Tages in dem Gäßchen eine tote Krähe fand, war zwar interessant, aber nicht weiter aufregend. Ich wurde dadurch lediglich von der Meinung abgebracht, daß die Vögel keinem natürlichen Tod unterlägen. Die größeren, besonders die Krähen, hatte ich ohnehin für eine

Art unsterblicher Dämonen gehalten. Sie lag lange dort. Ich konnte den Vorgang der Verwesung mit allen Erscheinungen beobachten, und keine war mir zu befremdend, als daß ich sie nicht genau kennenlernte. Groß war meine Verwunderung, als ich die unausbleiblichen Würmer an ihr entdeckte und bemerken mußte, daß die bisher für endgültig gehaltenen Wände eines Körpers durchbrochen wurden und in immer größeren Löchern zerfielen. Doch zog ich für mich keinen Schluß daraus; ich fühlte mich ganz sicher in meiner Haut, und zudem betrachtete ich, wie gesagt, die Vögel noch nicht als Tiere. Plötzlich war dann der Vogel verschwunden; wahrscheinlich hatte ihn mein Vater in einem Augenblick, in dem er nichts Besseres zu tun wußte, weggeräumt.

Aber wie das so geht: an einem Platz kann hundert Jahre lang nichts passieren, und dann schlägt es dreimal hintereinander ein. Wenige Tage später sollte ich Reis holen. Als ich aus dem Gartentor trat und um die Ecke in das Gäßchen einbog, sah ich schon von weitem einen Menschen auf dem Staketenzaun sich zu schaffen machen. Obwohl er ganz oben war, führte er mit den Beinen lauter Bewegungen aus, um noch höher zu klettern; jedoch um über den Zaun zu kommen, stellte er es nach meiner Auffassung außerordentlich ungeschickt an. Beim Näherkommen hörte ich, daß er dabei heftig stöhnte und jammerte, und in dem Moment, als er mich bemerkte und anrief, sah ich, daß er mit der Brust oder dem Leib in den Staketen lag, von denen sich eine Spitze jedenfalls ganz in seinem Innern befinden mußte. Wild schreiend lief ich zurück, und der Reis blieb für diesen Tag ungeholt. Nun hatte ich die Zerstörung auch am menschlichen Körper gesehen, und das Gefühl von Unsicherheit und tödlicher Enttäuschung über diese neue Erfahrung ist einer der heftigsten Eindrücke, denen ich zeit meines Lebens ausgesetzt war.

Eine andere große Willkürlichkeit des Daseins lernte ich kennen, als die Wiese — das von J. P. Hebel besungene badische Flüßchen — infolge eines fürchterlichen Regenwetters über ihre Ufer

trat, und mich der Vater mitnahm, um den Skandal zu beſehen. Ich weiß noch genau, wie drückend, triefend und feindlich der Himmel über dem Land lag, und ein lebhaftes Abwehrgefühl gegen dieſe Naturgewalt, die aller Vernunft und Nützlichkeit zum Trotz ſich uns aufdrängte, erfüllte mich bis in die Füße hinunter, die ich übrigens ohne beſonderen Stolz ergeben einwärts ſetzte, denn mein Vater tat es auch ein bißchen. Nun ſah ich ſtatt des liebenswürdigen Flußbandes einen weiten, trübe quirlenden See, aus dem Büſche und Bäume herausragten, und auf dem entführte Körbe, Schweineſtälle und Tierleichen dem Rhein zutrieben. Hier lernte ich eine neue Todesart kennen; die Reihe wurde nun bald unabſehbar. Alles das war mir ſehr ärgerlich und widerſtrebend, und dieſe Stimmung iſt mir dergleichen Ereigniſſen gegenüber bis auf den heutigen Tag geblieben. Ich vermag nichts von der wohlunterhaltenen Senſation zu empfinden, die ich an vielen anderen Menſchen in ſolchen Lagen bemerke; ich bringe es höchſtens zu Verwunderung und Zorn über unſere Hilfloſigkeit.

Noch eine große Belehrung empfing ich, indem wir uns nach einer anderen Stelle des Überſchwemmungsgebietes begeben wollten und dort den Weg mit einem Bretterverſchlag geſperrt fanden. Als ich den Grund dafür erfahren wollte, erklärte der Vater mit ernſter und erfahrener Miene, daß hier die Welt aufhöre. Das ſchien mir ehrwürdig und beruhigend, und gab mir, neben den anderen anfechtenden Erfahrungen, wenigſtens einen Teil meiner Sicherheit zurück.

Der Sonntagmorgenſpaziergang mit meinem Vater war eine unverrückbare Gewohnheit. Wenn die Kirchen ausläuteten, hatte er bereits unter meiner eifrigen Mithilfe den Garten verſehen, die Fenſter der Miſtbeete hochgeſtellt, die Setzlinge begoſſen, im Sommer die Baſtmatten über die Fenſter des Treibhauſes herunter gelaſſen, und ſich dann umſichtig raſiert und gewaſchen. Darauf zog er ſich das vor Sauberkeit und Stärke kniſternde weiße Hemd über den Kopf, knüpfte den Kragen zu, drehte die

Krawatte mit dem Gummischleifchen dreimal um den Knopf und schob sie links und rechts unter die Spitzen des Kragens. Sein Anzug bestand aus dunklem, weichem Stoff, den ich aufrichtig liebte und verehrte. Er war gebürstet und gut ausgehängt. Nie sah ich ihn anders, als in halblangen Schoßröcken, die ihn etwas feierlich erscheinen ließen. Sehr schätzte ich es, wie die Hosenbeine auf den gewichsten Schuhen aufstanden und Falten warfen; ich hielt das für fein und besonders sonntäglich und beurteilte die anderen Männer danach. Auch stimmte es mich festlich, wenn beim Sitzen seine steife Hemdbrust sich aufwarf und wie ein geblähtes Segel weiß leuchtend den Westenausschnitt füllte. Draußen ging ich ihm keinen Augenblick von der Hand. Er sprach nicht viel, aber das Wenige war voller Güte, Klugheit und Wissenschaft, wie mir schien. Und dann strömte von ihm zu mir ein Gefühl von Geborgenheit und Zutrauen aus, das mir immer, wenn es mir bewußt wurde, das Herz rascher schlagen ließ. Ich hatte die klare, beglückende Empfindung: „Solange dieser Mann da ist, wird es dir nie schlecht gehen." Alle Leute bewachte ich daraufhin, ob sie ihn auch mit der verdienten Hochachtung bemerkten, und da er ein ziemlich stattlicher und hübscher Mann mit hoher Stirn und feinem Mund war, so wurde er vielfach beachtet. Zu seiner Kennzeichnung muß ich noch sagen, daß er nie rauchte, und auch mit dem Alkohol ging er sehr mäßig um, was bei meiner Mutter nicht ganz so der Fall war; er war eine durch und durch humane, auf sich beruhende Natur. Nur schöne Gärtnerzeitschriften mit prachtvollen Blumenbildern hielt er sich, in denen er viel studierte. Es muß ihn für seinen Beruf eine stille Leidenschaftlichkeit besessen haben, wenigstens hörte ich oft die Mutter ihn über seine Aufwendungen dafür besprechen. „Du wirst dich noch zu Tode studieren und rackern wegen denen dort. Bilde dir nur nicht ein, daß die es dir danken. Der Vorgänger ließ alles laufen, wie es wollte, und es war auch recht." Dazu sagte er wenig oder nichts, aber einige Tage später hielt er vielleicht mit still leuchtenden Augen

eine neue Nelkenkreuzung in der Hand, die ihm geglückt war. Übrigens hatte er „von denen dort“ alle Anerkennung. Die Frau Pfarrer lobte sein Gemüse sehr, und auch den Blumen ließ die Familie viel Ehre widerfahren, aber meiner Mutter war es nicht genug. Die Tugend, die sie am wenigsten besaß, war die Geduld.

Die Schule machte mir zunächst nichts zu schaffen, und das ist ein gutes Zeichen für das System oder für den Lehrer, dem ich zugeteilt war. Es läßt sich ja kein Grund dafür angeben, warum die kleinen spielerischen Wesen ihr bißchen Wissen durchaus im Schraubstock der Schulbank lernen müssen und nicht, wie es ihnen angemessen ist, spielend, in einer mäßigen, wohltätigen Freiheit der Glieder und Geister. Anstatt sie zu Affen der Großen zu machen, ist es besser, sich selber zu Vorstehern ihrer Bedürfnisse auszubilden; die paar Wissenschaften, die der junge Kopf in den ersten zwei Jahren lernt, fliegen ihm beinahe von selber zu, wenn man sich nur angemessen und zweckmäßig mit ihm abgibt, und mehr ist, als ein selbst übel gedrillter Drillmeister. Immerhin war ich sehr stolz, und zwar auf den schönen Schulranzen, den mir der Vater gekauft hatte; es war ein Stück aus Kalbfell, die Haare nach außen gekehrt, und so geschnitten, daß schräg über den Deckel eine Grenze zwischen einem weißen und einem braunen Feld lief. Dann war ich noch stolz auf den Griffelkasten, in dem ich gewöhnliche, mit sehr schönem Papier umwickelte, und besondere, sogenannte Mehlgriffel aus weichem Schiefer verwahrte, dazu Klammern aus Messing mit verschiebbaren Ringen, die den zu kurz gewordenen Griffeln als Halter dienten. Denen war ich aber nie gut; ich liebte weder ihre Farbe noch ihre Beschaffenheit, und mit ihrer Technik stimmte ich auch nicht überein. Außerdem hatte ich eine Schiefertafel und ein rotes Büchschen mit blauen Sternen und einem stets feuchten und in anregender Weise übelriechenden Schwamm darin, sowie eine Fibel mit Affen, Bären, Cedern, Distelfinken, und wie Gott die Tier- und Pflanzenwelt weiter dem Alphabet nach erschaffen hat.

Die Buchstabenwelt enthielt für mich eine Stimmung, wie ich sie erst wieder aus den Erzählungen der Ethnographen bei den wilden Völkerschaften antraf. Wie diese sich von den Runen und Zeichen ihrer Zauberer gebannt fühlen, so umgaben mich die Buchstaben mit einer hochsinnigen, schönen Rätselhaftigkeit, die mich ungemein anzog. Ihre Formen und Bezeichnungen verstand ich nicht als zu bewältigende Aufgaben, sondern als abgründige Geheimnisse, an denen mit der Erlernung der Schrift noch gar nichts erschlossen oder erklärt war. Selbst von den Worten und Sätzen kehrte die Aufmerksamkeit, von einer strengen Liebe des Geistes gelockt, immer wieder gespannt und voll ungestillter Sehnsucht zu den einzelnen Zeichen zurück, deren Charakter voll symbolischen Wertes, voller Daseinsstimmung und Jenseitsbedeutung mich stumm ansahen, als etwas, das niemals mit Worten und Sätzen auszudrücken ist. Dies ehrfürchtige Grundgefühl fand ich in meinem Leben je länger je mehr bestätigt. Ein Symbol ist ein Symbol und nicht zu erklären, und jeder sieht und erlebt daran etwas anderes. Erklärungen reden, aber sie bilden nicht. Die Königsgewalt des Daseins lebt im Unaussprechlichen. Ein deutsches großes A ist eine Welt, ein Ergebnis von tausend prophetischen Seelen, ein mystischer Anfang, der erste Schritt zum Schicksal, die Herkunft aus dem Nichtsein, ein Zauberzeichen. Das lateinische A war mir lange nicht so wert und fesselnd; es enttäuschte und beunruhigte mich durch seine fertige Übersehbarkeit. Das deutsche A ist unübersehbar, dunkel, tief wie das Chor eines Münsters. Wieviel Mut und Offenheit ist im E! Das G hat etwas Feindliches; es ist nicht gut, dem großen deutschen G zu trauen. Sollte dem großen F wirklich nichts Luftiges, Windhundiges innewohnen? Ich kenne einen berühmten sozialdemokratischen Führer der Gegenwart, der mir stets wie ein leibhaftes großes F erscheint. Sanft und fraulich, mütterlich ist dagegen das H, ein wahrhaft großherziger, vertrauenswürdiger Buchstabe! Sehr zog mich auch das Rechnen an, aber die Anwendung auf

Äpfel oder Tiere lehnte ich ab, die war mir ärgerlich. Rechnen als losgelöste oder übersinnliche Vollziehung, als sozusagen hellseherische Übung für sich, verursachte mir stets eine beschwingte Lust; das kaufmännische Rechnen dagegen war mir niederschlagend und ernüchternd wie die Lateinschrift. Ich kann noch heute im Rechenbuch meines Jungen diese Exempel nicht ohne Mißbehagen sehen. Die Dinge des Lebens, so schien mir, waren Erscheinungen. Wunderbarkeiten, die man anschauen und bedenken, aber nicht zählen und verrechnen sollte. Zu diesen Wunderbarkeiten gehörten die Hühnerhöfe, die Lerchen, die jauchzend der Morgensonne zu flogen, diese Morgensonne selber, das Bäumlein, das andere Blätter wollte, und köstlich war die große Einsamkeit des Ich, des eigenen Seins zwischen all diesen fremden Wesenheiten. Dieses Einsamsein habe ich eigentlich zeit meines Lebens still und zähe gepflegt. Ich hatte daher wenig Freunde, und dann nur solche mit Schicksal behaftete. In den ersten Jahren weiß ich überhaupt nichts von Schulbekanntschaften. Unser Lehrer, Wildi mit Namen, schien mir auf geheimnisvolle Weise mit all den Wunderdingen verbunden, aber dagewesen war er nicht; er wußte nur von ihnen. Ich aber war da, und sogar mitten darin, und ich war überhaupt der erste, der so weit gekommen war. Es wäre also schwer gewesen, mir das Recht zu der hohen Genugtuung abzusprechen, mit der ich zu jener Zeit still aber entschieden herumging.

Nebenher unterhielt ich eine Nachbarsfreundschaft mit dem Sohn eines Schuhmachers, der in einem kleinen, schwarzen Häuschen selber klein und schwarz an der Straße hockte und aller Welt die Schuhe flickte, aber nie neue machte. Seine Werkstatt lag etwas tiefer als die Straße, und kein Schulkind kam dort vorbei, ohne hinein zu sehen; die Neugierigen blieben auch stehen und gafften ihm bei der Arbeit zu, und die Frecheren schrien ihm Spottnamen durchs Fenster und warfen ihm Unrat auf den Werktisch. Der arme Mann mußte viel mitmachen, und um gewisse Tageszeiten im Frühling, wenn der Übermut der Kleinbasler Schul-

jugend, die dem Frühling immer etwas heftiger ausgesetzt ist als die Großbasler, aus den Ohren sprühte, war er mehr auf der Grenzacherstraße als hinter seinem Werktisch. Dann lief er den Mädchen mit dem Spannriemen nach und balgte sich mit den Buben herum, und da er nur klein war, zog er auch einmal den kürzeren. Übrigens war er Witwer und brachte sich mit seinen beiden Kindern — dem schon genannten Knaben und einer wenig älteren und ebenso schwarzen Tochter — schlecht und recht durchs Leben.

Mein Freund nun war ein ganz unternehmender kleiner Hannake, und es scheint, daß wir von den Dingen, die uns Vergnügen machen konnten, nur die gefährlichen oder unerreichbaren ausließen, während wir gleichzeitig eine lebhafte Zuneigung zur Freiheit in uns entwickelten, und ihr auch auf mancherlei Weise Ausdruck zu geben verstanden. Es kam in jener Zeit vor, daß meine Mutter eine frische Schürze vorbinden und ihr Salz oder Mehl selbst holen mußte. Der Streich, den wir am meisten bewunderten, richtete sich gegen die Stadtherrlichkeit. Zwischen der Grenzacherstraße und dem Rhein lag noch ein Stück des alten Stadtgrabens, der gerade ausgefüllt werden sollte. Täglich kamen Dutzende von jenen Fuhrwerken an, die aus einem Kutscherbock auf zwei Rädern und zwei bis drei angehängten zweirädrigen Karren bestanden; die Karren waren mit Abbruchschutt und Erde beladen und wurden in den Stadtgraben hinein entleert, der sich unter unseren Augen langsam auffüllte: ganz gegen unsere Gefühle und Wünsche, denn der Graben war bisher eine unerschöpfliche Fundgrube von alten Schachteln, farbigen Scherben, Regenschirmgestellen und jener tausend aufschlußreichen Dinge gewesen, die die Welt wegwirft. Diese Widerspruchstimmung brachten wir eines Mittags zur Demonstration, indem wir uns an eine stehengebliebene leere Karre machten, die wir mit aller Kraft und List, deren wir habhaft werden konnten, an den Rand des Grabens fuhrwerkten und dann nach einer letzten, spannenden Anstrengung als einen umgekehrten

Wagen Elias in die Tiefe rasseln ließen. Der Erfolg war außerordentlich, und die Befriedigung vollkommen; doch hatten wir keine Zeit, uns unseren Gefühlen hinzugeben; mein Freund konnte ohnehin auf den Spannriemen rechnen, weil er über das Essen ausgeblieben war.

Zweimal war ich in ernsthafter Lebensgefahr, das eine Mal infolge meines Vorwitzes, das andere Mal im Verlauf eines natürlichen Prozesses. In der Nähe des Gärtnerhauses, das wir bewohnten, befand sich eine auszementierte, etwa zwei Meter tiefe Grube, aus der mein Vater mit großen Gießkannen das abgestandene Wasser schöpfte, das er für seine Gemüsebeete brauchte. Für gewöhnlich war die Grube mit abgepaßten Brettern gedeckt, die so schwer waren, daß ich sie nicht heben konnte; war sie aber in Betrieb, so lag sie offen. In diesem Zustand betraf ich sie eines Tages, und zu meinem Unheil fand ich an ihrem Rand auch eine schwere Kanne aus Zinkblech mit einem einladend geschwungenen, großartigen Griff und einem sehr festen Eisenreifen unten herum. Weil die Kanne nicht bemalt war, wie die anderen, sah sie mir leichter aus; ich faßte zu, tauchte sie ins Wasser und ließ sie sich volltrinken; das Wasser strömte ihr so voll und reichlich in den offenen Hals, daß in diesem Augenblick niemand einen Verdacht gegen sie geschöpft hätte. Daß sie schwer wurde, merkte ich auch erst, als sie anfing, zu schwer zu werden, und da verlangte auch ziemlich richtig mein Beharrungstrieb, daß ich nicht nachließ. Während sie dann sehr ruhig mit mir in die Tiefe ging, erkannte ich noch im letzten Augenblick, daß sie in der unerwarteten unsicheren Lage mein einziger fester Halt war; ich weiß bestimmt, daß ich mit ihr bis an den Boden der Zisterne tauchte, und daß mich erst der dort herrschende Luftmangel veranlaßte, sie loszulassen und aufzusteigen. Bei alledem war es mein größtes Glück, daß mein Vater den tragischen Vorgang bemerkte und herbeilief, um mich herauszuziehen, sobald ich wieder erhältlich war, sonst wären eine beschränkte Anzahl von Freuden und eine größere von Leid

und Mühsal von mir unerlebt geblieben. Die Sache schloß wie ein Militärmarsch, nämlich mit starken Schlägen.

Die andere Lebensgefahr bestand in einer Kinderkrankheit, die man damals sachlich und einfach Bräune nannte, aber inzwischen, obwohl sie nichts an Volkstümlichkeit eingebüßt hat, mit dem seltenen und schweren Namen Diphtheritis auszeichnete. Meine Natur überstand sie im Kinderspital wachsam und ergeben, ohne daß der Halsschnitt nötig wurde; ich erinnere mich aber nur noch an einige Gerüche. Besonders angenehm war mir die Ausstrahlung der reinlichen Petroleummaschine, auf der immer ein Breichen gekocht oder eine Milch gewärmt wurde — damals hatte man noch keine Gasherde —, und einen besonders vernünftigen Eindruck machte mir das Wägelchen, auf dem die Schwester das Mittagessen in den Saal fuhr. Dann wurde mir in der Genesungszeit eine nicht mehr ganz junge Person wichtig, die im Spital als Näherin oder sonstwas angestellt war. Gott hatte sie weder durch viele Schönheit noch durch einen scharfen Verstand ausgezeichnet, doch durch ein Schnurrbärtchen, durch viel Liebe und eine engelhafte Geduld. Im übrigen trug sie den hochtrabenden Namen eines französischen Herzogs ohne dessen Land und Titel; in Straßburg heißt ein Platz nach ihr. Von ihr hatte meine ganze Erholung das Licht. Ihren Geschichten fehlte immer der Schluß, ihren Liedern der Takt, aber nicht ihren Liebkosungen der Verstand und ihren Leckerbissen die Süße. Es war das bekannte, von allen aufgeweckten Buben geschätzte Verhältnis zu einem erwachsenen weiblichen Wesen, das den Stoff voraus hat und dazu die unermüdliche Lust, ihn mitzuteilen, und das dem Jungen dafür neidlos das aufkeimende Bewußtsein läßt, in der geistigen Anlage überlegen zu sein. Durch die hübschesten und wachsten Stunden jener Zeit rauschte mir der Rhein, glitt die Fähre querüber, hockten die beiden eisernen Riesenvögel der Wettsteinbrücke — die Basilisken — auf ihren Postamenten, leuchtete das bunte Münsterdach von der Großbasler Seite her, und versuchte mir das etwas

fräuleinhaften Mädchen umſonſt klarzumachen, warum es böſe war, daß der König David die Dame Bathſeba im Bad ſah; wenn er König war, ſo durfte er doch alles. Ich bin ſicher, daß ſie es aus eingefleiſchter Unſchuld ſelber nicht wußte.

Der verſtörende Gaſt

Eines Tages trat bei uns im Gärtnerhaus ein neuer Menſch auf. Ich wußte nicht, woher und aus welchem Anlaß: plötzlich war er da und richtete ſich ein, hatte ſeinen Stuhl am Ofen und ſeinen Platz am Tiſch, wenn es ihm gefiel, mit zu eſſen, und man konnte bald merken, daß er bei der Mutter etwas galt; ſie war verhältnismäßig nie ſo vergnügt und lachte nie ſo viel, wenn auch immer noch gleichſam widerwillig über den unnützen Aufwand, als wenn er ſeine Späße machte. Der Vater war ihm weniger hold, was freilich geſpürt ſein wollte. Auftritte lagen ihm nicht. Er liebte Arbeit, Rechttun und Beharrlichkeit, und hatte eine freundliche und mehr ſtille Art. Bloß für das Leſen beſaß er vielleicht eine Leidenſchaft, die er bei jeder Gelegenheit zu betätigen und zu ſtillen ſuchte. Er las auch oft bei Tiſch. Der Fremde dagegen war ein feſter, junger Burſch, etwa fünfundzwanzigjährig, von düſter-ſchönem Schwung, ſelbſtſicher, jovial auch gegen meinen Vater, was mich verdroß, und gegen mich, was ich mit gräflicher Zurückhaltung beantwortete, und kunſtreich, denn er blies die Maulgeige (Mundharmonika) nach allen Himmelsrichtungen, Walzer, Märſche, Rheinländer, Lieder, was man wollte, daß einem die Augen im Kopfe ſtehenblieben. Er hatte eine doppelreihige echte Knittlinger mit Glöckchen, und machte auf der rechten Maulecke ſchmelzend die Melodie, während er mit einer beweglichen und ungemein verführeriſchen Zunge die Harmonien dazu ließ oder davon fernhielt, wie es ihm paßte, oder wie es die Umſtände erforderten; obendrein gab er mit den Glöckchen den Takt dazu.

Ich witterte ihm mit der Spürnase des Kindes bald den Eindringling und den Abenteurer ab, und repräsentierte um so mehr die bisherige ehrenwerte Solidität der Familie, so viel er auch daran wandte, mich zu gewinnen. Ich ging mit langen, bedeutungsvollen Schritten wie der Vater umher, und merkte mit Besorgnis — wohl gleich diesem —, wie es bei uns allmählich dunkler wurde. Dagegen konnte ich mich nicht genug über die Mutter wundern, wenn sie munter wurde und die schwarzen, unzufriedenen Augen lächelnd spielen ließ, während sie sonst zu den nettesten Sachen des Vaters kaum den Mund verzog, und seine gelegentlichen Zärtlichkeiten mit einem verdrießlichen: „Laß mich in Ruhe!“ beantwortete. Nun machte er aber einige von mir wirklich geschätzte Dinge, auf die ich stolz war, und von denen ich wünschte, daß man sie ehrte. Zum Beispiel am Sonntagmorgen, wenn wir alle zusammen Kaffee tranken — sonst war er im Garten, wann ich zum Vorschein kam —, ahmte er auf der Tischplatte mit dem Messer die Kirchenglocken nach. Er faßte das Messer in der Mitte mit zwei Fingern und ließ im Wechsel bald die Klinge, bald den Griff aufschlagen, wie ich es auch von den Türmen hörte. Die Klinge bedeutete die kleinen Glocken, die häufiger Laut gaben, und der Griff die größeren. Das Ganze klang zusammen zu einem sehr sinnvollen Getöne, worin sich vieles von seinem Wesen aussprach. Vielleicht war es zweifelhaft, was in der Welt draußen höher galt, das Gebläse des Franz Xaver oder das Geläute des Vaters, aber immer fühlte ich, daß im Spiel des Vaters viel mehr Phantasie lebte als in der Fertigkeit des anderen. Ich muß hier anmerken, daß mein Vater von Hause aus Bauernsohn war, und sich durch Aufmerksamkeit und Studium selber zum Gärtner ausgebildet hatte.

Mit dem Erscheinen des kunstreichen Burschen beginnt am Bild des Vaters eine Veränderung; ich sehe es immer häufiger umdüstert, aber in sich von einer gesteigerten Reinheit und Bedeutung, abseits und einsam, oder in einer schmerzlich-gütigen Zweisamkeit

mit mir. Es förderte unſer ſtilles Einverſtändnis, daß meine Mutter begann, mich hinauszuſchicken, wenn Franz Xaver da war; wahrſcheinlich wurde ihnen meine Aufmerkſamkeit verdrießlich und fanden ſie ſich durch meine Anweſenheit am Leben, wie ſie es für ſich verſtanden, gehindert. Tagelang begleite ich nun meinen Vater auf Schritt und Tritt, ſtehe dabei, wenn er die Fenſter der Miſtbeete hochſtellt oder mit Strohmatten deckt, halte ihm die Setzlinge oder das Setzholz, wenn er Salat pflanzt, gehe an ſeiner Hand nach dem Treibhaus, werde beim Düngen in der leeren Stoßkarre nach dem Miſthaufen zurückgefahren und weiß mit ihm im voraus, daß die Mutter nachher über die ſchmutzige Hoſe und den Geſtank ſchelten wird, und ſehe ihm mit Andacht zu, wenn er in der Weinlaube mit Binſen die Rebenranken aufbindet. Er trug eine grüne Gärtnerſchürze mit Meſſingkettchen auf dem Rücken, die von mir ſehr bewundert und gutgeheißen wurde. Vorn war eine große Taſche aufgenäht, in der die Rebenſchere ſtak, und um den Leib gebunden trug er an einer Schnur das Binſenbündel, das er vorher in eben der Grube, in die ich hineingefallen war, aufgeweicht hatte. Nun half auch keine Medizin dagegen, ich mußte ebenfalls eine grüne Schürze mit Meſſingkettchen und einer aufgenähten Taſche haben, und als es der Mutter zu verdrießlich war, eine zu machen, kaufte er mir eine fertige im Laden. Dazu bekam ich ein Büſchel Binſen umgebunden, und war jetzt ein ganzer Gärtner und Kamerad; ich ſpürte, daß ich meinem Vater etwas ſein konnte, und mehr braucht ein Junge nicht, um ſich gut angewandt und geborgen zu fühlen, ſollte er übrigens auch kein ganzes Hemd am Leibe haben.

Ich habe immer gefunden, daß die Vorgänge eines Lebens an ſich ganz gleichgültig ſind und nur bedeutungsweiſen Wert haben; betrachtet man ſie jedoch von dieſer Seite, ſo hat das kleinſte Ereignis unter Umſtänden unermeßliche Bedeutung, und gibt es überhaupt keinen Unterſchied zwiſchen klein und groß. Für die Krankheit eines Kindes iſt es mindeſtens ſo ſchwerwiegend, daß

ſich auf ſeinem Spielzeug eine Schicht Staub angeſammelt hat, wie daß die Schweſter im Häubchen durch die Tür des Krankenzimmers aus und ein geht. Und ob der Arzt auf Grund ſeiner vielen Kenntniſſe ſagt: „Die Kriſis iſt vorbei!“ oder das Kind nach ſeinem Affen verlangt, und die Mutter ihn aus der Ecke nimmt und abbürſtet, das iſt auf beiden Seiten ganz gleich aufſchlußreich. Das Eigentliche und Schickſalhaltige in unſerem Daſein ſind die Zuſtände, in die wir eingeſponnen werden, und aus denen wir wieder hinausgeſponnen werden. Wir handeln, wenn wir können, und wenn wir's zur Unzeit verſuchen, ſo beſchleunigen wir unſeren Untergang. Das iſt das Geheimnis der Lebensläufe wie der Weltgeſchichte, jenes weitgeſponnenen Lebenslaufs der Völker und Kulturen.

Unter dem Licht jenes Zuſtandes, in welchem ſich das Leben bei uns befand, gewannen daher fortan die kleinſten täglichen Ereigniſſe ein beſonderes Anſehen. Einmal ſtand ich mit einem Luftballon am Faden neben dem Vater bei den Miſtbeeten und ſollte ihm eben ſchnell ein Stützholz halten; indem ich danach griff, entglitt mir der Faden, und das ungetreue bunte Ding hob ſich beſinnungslos davon. Ich blickte ihm nach, wie es im Weſtwind über den Gartenzaun ſchwebte und dabei ſo ſelbſtverſtändlich im Atherblau aufleuchtete, als ob das immer unſere Verabredung miteinander geweſen wäre; fragend wandte ich meine Augen nach dem Vater, denn ſo ganz in der Ordnung ſchien mir der Handel doch nicht, und ich hatte einige Luſt, zu heulen.

„Haſt du ihn denn nicht halten können?“ fragte er, während er ihm lachend nachſah. Und als ich ſtumm den Kopf ſchüttelte, fügte er ernſter hinzu: „So muß man ihn eben fliegen laſſen. — Vielleicht geht er nach Wyhlen und richtet dort etwas aus!“

Wyhlen war das Heimatdorf meiner Mutter auf der badiſchen Seite des Rheines, zwei Stunden flußaufwärts von Baſel; ſie hatte dort noch ihre Eltern. Über die Auskunft und noch mehr über den Ton ſtutzend, tat ich noch einen Blick nach dem lieder-

lichen Fahrzeug, von dem eben der letzte bunte Schein verschwand; jetzt war's nur noch ein grauer Schemen.

„Meinst du, daß er nach Wyhlen kommt?" zweifelte ich. „Wyhlen ist doch weit für einen Luftballon!"

„Das kommt immer darauf an", erwog er nachdenklich. „Schau, ich zum Beispiel kann aufs Grenzacher Horn steigen, und dir macht's schon Mühe, aber deine Mutter kann nicht nur nach Wyhlen fliegen, wenn sie will. — Mußt jetzt manchmal für sie beten, dann kaufen wir auch einen neuen Luftballon."

Die Mutter wurde mir in der Folge davon sehr geheimnisvoll.

Das Auffälligste an mir waren damals meine Augen; ich weiß noch, daß sie von vielen Leuten beredet wurden. Groß, schwarz und verwundert, wie sie waren, hieß ich überall der Bub mit den Kirschaugen. Am wichtigsten war mir, daß auch der Vater sie zu lieben schien. Als daher Franz Xaver mir vorschlug, ich sollte die Augen einmal ordentlich auswaschen, dann würden sie schön hellbraun werden wie Honig, bestand natürlich nur geringe Aussicht, daß ich einen solchen Rat in Erwägung zog, im Gegenteil, ich drückte sie beim Waschen eifrig protestierend zu, damit sie, wenn möglich, noch dunkler wurden. Übrigens hatte ich die Augen nicht vom Vater — seine waren von sanftem Dunkelbraun —, sondern von der Mutter; die waren so schwarz und mitternächtig, wie man sich überhaupt etwas vorstellen konnte.

Ein andermal versuchte Franz Xaver meinen Witz und wollte wissen, ob ich eigentlich getauft sei. Die Frage war so gut oder so schlimm wie eine Ehrenkränkung, und ich sagte: „Ja. Natürlich bin ich getauft." Franz machte eine zweifelhafte Miene. Woher ich das wisse? Ob ich denn dabei gewesen sei? Soviel er gehört habe, sei ich doch evangelisch, und einen Evangelischen dürfe man nicht taufen, bevor er tot sei, sonst mache man sich strafbar. Jetzt kam auch mir die Sache bedenklich vor, zumal es mit dem Evangelischen einen Haken zu haben schien. Außerdem war ich immer leicht in meinen bürgerlichen Rechten irrezumachen. „Ich

glaube vielleicht doch nicht!" erwog ich daher denn die Taufe war meines Wissens immerhin eine heilige Angelegenheit, mit der sich meine Eltern sicher nicht strafbar gemacht hatten. Ungewiß sah ich nach meiner Mutter. „Ich denke auch nicht", sagte die halb lachend, halb geärgert, da Franz Xaver ungeniert grinste. „Die Evangelischen taufen ja mit dem Teufel. Sein Schwanz ist ihr Weihwedel. Sage selber, ob man dich dahin wird gelassen haben." Franz Xaver fing nun mächtig an zu lachen. Die Mutter bekam rote Wangen vor Verdruß, weil ich ihm Gelegenheit gab, sich über ihre Familie zu belustigen, wenn sie auch gezwungen mitlachte. Sie kam mir sehr schön vor, aber ich fühlte mich bei dem Spaß nicht gut aufgehoben, und auf die Evangelischen wollte ich eigentlich auch nichts kommen lassen, da der Vater dazu gehörte. Der fiel mir jetzt in meiner unsicheren Lebenslage rechtzeitig ein, indem ich erklärte, ihn fragen zu wollen. Ich hatte mich wieder in Sicherheit gebracht. „Ja, frag ihn nur", sagte sie in unzufriedenem Ton. „Er ist ja so gelehrt. Er wird nächstens Bücher fressen anstatt Brot."

Ich fragte ihn dann doch nicht.

Obwohl auch der Vater meine Augen liebhatte, stieß er mir doch beinahe eins aus dem Kopf. Es war im Futtergang, und er warf dem Vieh Gras ein. Ich hatte mich wohl allzu liebevoll hinter ihm aufgestellt; beim Zurückziehen bekam ich den Gabelstiel in die Augenhöhle, daß ich Länder und Meere sah, von denen ich noch nie etwas gehört hatte; zum Glück war der Stoß aber schon vom Augenknochen abgeschwächt worden. Es gab sofort eine ungeheure Beule, die der Vater mit einem aufgedrückten Fünffrankenstück, einem sogenannten Fünfsilber, bekämpfte. Ich hätte nun das gute Recht gehabt, ein ausgebreitetes Gebrüll hören zu lassen, aber ich verschluckte es, weil ich über des Vaters Schreck erschrak; er war ganz bleich und bat mir mit allerlei lieben und guten Namen ab. „Bist doch mein Einziges, Johannesli!" sagte er immer wieder, worüber ich in eine heilige Betroffenheit verfiel.

Nachher machte er mir eine kühle Kompreſſe und ſah noch zwanzigmal an dieſem Tage nach, ob auch dem Auge nichts paſſiert ſei.

Ungefähr in der gleichen Zeit hatte er noch einmal Unglück mit mir; er warf ein Gartentörchen hinter ſich zu, während ich den Finger dazwiſchen hatte. Diesmal ſang ich aus Leibeskräften und nicht ein bißchen ſchön. Später löſte ſich der Nagel und ſollte abgeſchnitten werden. Die Mutter wollte nicht an das Geſchäft, weil ich Umſtände machte; da nahm mich der Vater vor. Es tat gar nicht weh, aber ich dachte, es müſſe, weil es ſo gefährlich ausſah, und weil es doch ein Stück von mir war, und nachdem die Operation fertig war, lief ich weg und zeigte ihm die Fauſt. Er lächelte trübe; damals war er ſchon eine ganze Strecke von uns fort. Als er darauf in die Rebenlaube trat, ‚ſah' ich ihn zum letztenmal, ohne es zu wiſſen. Er ſchritt langſam den halbdunklen, grünen Bogengang hinauf, durch den die heimlichen Sonnenlichter brachen, und mir ſchlug ſchon das Gewiſſen. Wenige Tage ſpäter befiel ihn das Nervenfieber, das ihn ins Grab brachte. Das ſind ganz ſeltene und begünſtigte Menſchen, die bei einem unbewußten Abſchied den Vorzug haben, nicht einen Stachel oder ein Bedauern davon ins Leben weiter tragen zu müſſen.

Schlimme Ausgänge

Inzwiſchen hatte die Mutter mit dem Hausfreund einen geheimnisvollen Betrieb angehoben, von dem ich ſelber das wenigſte ſah, der mir aber von allen Verwandten einſtimmig und unter dem größten Ernſt mitgeteilt und bekräftigt wird. Sie warfen ſich miteinander auf die Schwarzkunſt, um reich zu werden. Das Reichwerden blieb von da an das ruheloſe Leitmotiv im Leben meiner Mutter. Da ſie aber ſelber auf dem Gebiet grasgrüne Abcſchützen waren, ſo verſchrieben ſie ſich zuerſt geheime Schriften, darunter das ſechſte Buch Moſis, und endlich zwei ge-

wiegte Vordermänner, die auf der Sache zu laufen wußten, und die persönliche Beziehungen zur Geisterwelt sowie die Mittel hatten, ihr zu gebieten — mit Ausnahme der Geldmittel, die meine Mutter herschaffte, und zwar aus der Tasche und aus dem Kasten meines Vaters. Es scheint sich nicht nur um kleine Beträge gehandelt zu haben, und auch wohl nicht immer um gutwillige oder ordentliche Methoden, sich in deren Besitz zu bringen. Bei alldem hat meine Mutter eine große Macht über den Vater ausgeübt. Es war nicht Charakterschwäche, was ihn dahin brachte, ihr so viel Spielraum zu lassen. Sie war eine ziemlich große, südlich aussehende dunkle Frau von guten, geschwinden Formen, durchwittert sozusagen von seltsamen flüchtigen Lieblichkeiten, und dabei von starken, herben Säuren durchsetzt. Ich begriff allmählich, daß er eine solche fremdartige, hochfahrende und unbefriedigte Persönlichkeit in all ihrem düsteren Zauber und ungestillten Lebenshunger, der aus der etwas heftigen Schönheit ihrer Züge sprach, und den auch er nicht stillen konnte, unglücklich liebte und lieben mußte, und von dieser Liebe sah ich ihn künftig immer dichter eingesponnen wie von einem fühl- und sichtbaren Verhängnis. Inwieweit er selber aus Liebe ein bißchen von ihrem Geldfieber mit angesteckt war, weiß ich nicht. Aus manchen Anzeichen scheint auch er unsere gegenwärtige Vermögenslage als nichts Endgültiges betrachtet zu haben. Er sah ja wohl ringsum an vielen Beispielen, wie man sich vorwärtsbringen konnte, und mochte selber das Zeug dazu in sich fühlen. Vielleicht dachte er an einen eigenen Garten. Mich hatte er — und das zeigt weitergesteckte Absichten — unter dem Beifall der Mutter, wenn nicht unter ihrem ehrgeizigen Antrieb, sehr früh zum Studium bestimmt; davon war die Rede, solange ich denken kann. Der Vater war nun bald vierzig Jahre alt, und wenn sie auf ihrem Aufstieg von der Magd im Weißen Haus zur reichen Frau nicht die beste Zeit versäumen wollte, so mußte nun etwas geschehen.

Ich bekam die Burschen einmal zu sehen; es waren nach meiner

Auffaſſung lange, bange Schwefelhänſe, die mir bis in die Knochen mißfielen, obgleich ich von ihrer Anwendung keine Ahnung hatte, Männerherren oder Herrenmänner von ſchwarzem und abgründigem Gehaben — es tat mir immer etwas weh, wenn ich an ſie dachte — und Elſäſſer aus Mülhauſen, ſobald ſie die Mäuler auftaten. Das wichtigſte, was zunächſt zu tun war, ſchien die Einrichtung eines ſchwarz ausgeſchlagenen Zimmers, und da ſolchen Menſchenfreunden und ihrem Oberherrn, dem Satan, nichts hinderlicher iſt zur Herſtellung einer gutgekochten und wohlgeratenen Zauberei als Kindesunſchuld, ſo wurde ich in jenen Zeitläuften wenig und da nur mit grämlichen Mienen im Haus geduldet.

Es lebte damals ein junger Bruder meines Vaters bei uns, um die Gärtnerei zu erlernen; da er offene Augen hatte und meinem Vater ergeben war, ſo ſah er vieles, was nicht für andere Leute angelegt war, und wurde dem Paar natürlich ebenfalls unbequem. Er erzählte nun da Dinge über eine gewiſſe Behandlung, welcher man ihn unterwarf, um ihm das Haus zu verleiden, und die mehr originell als einer wiſſenſchaftlichen Aufklärung zugeneigt war. Zunächſt ſtellte ſich Franz Xaver ſozial zu ihm und ſuchte ihm vorzuſtehen, als er aber meinen Vater als Vorſteher behielt, kam man ihm mit ſtärkeren Mitteln. Eines Tages gab ihm Franz Xaver ein Stückchen Holundermark mit der Anweiſung, es ins Portemonnaie zu legen; es werde ihm Glück bringen. Nun, jedermann iſt gern glücklich, und um den Menſchen, der doch eine Menge Gewichtigkeit vor ihm voraus hatte, zu befriedigen, ſteckte mein kleiner Onkel das Ding in ſein Geldbeutelchen und ließ es darin, auch als er ſenem aus den Augen war. Er behauptete, er hätte es vergeſſen, zugleich gab er jedoch an, er ſei kontrolliert worden. Hänners Augen zeigten in der letzten Zeit unter aller Allotria, die er gelegentlich trieb, ein unheimliches Feuer; es glühte darin wohl die ſchwüle Flamme des Adepten, den Angſt und Gier mehr als glauben gelehrt haben, aber auch

ſonſt konnte ihm nicht mehr ſehr wohl ſein, denn die Dinge trieben überall den Entſcheidungen zu, und er magerte ſichtlich ab. Meine Mutter ging darin ganz ſeinen Weg, ſonſt aber ſtritten ſie ſich in dieſer Zeit häufig. Bereits hatte ſie aufgehört, über ſeine Späße zu lachen; es war von ihr auch die letzte trübe Heiterkeit gewichen; alles, was ſie mir vorher vertraut und nahbar gemacht hatte, verſtummte und verſchwand. Sie ſang längſt nicht mehr: „Ach du lieber Auguſtin“ oder: „In Lauterbach hab' ich mein' Strumpf verloren“.

Nachdem aber mein Vater ſchon ſeit Monaten verändert war, begann nun auch mein kleiner Onkel gewiſſe neue Gewohnheiten anzunehmen, die ihm ſo unbequem ſein mußten, daß er ſich ihnen unmöglich freiwillig unterzogen haben konnte. Er verlegte ſich nämlich darauf, mitten in der Nacht aufzuſtehen und alle Schuhe zu putzen, deren er habhaft werden konnte, und wenn keine mehr da waren, ſo ſtrich er noch eine Viertelſtunde unruhig und ſeufzend im Haus umher und kroch endlich ins Bett, um am andern Morgen müde und zerſchlagen aufzuſtehen, ohne etwas von den Dingen zu wiſſen, die er in der Nacht getrieben hatte. Der Unfug forderte das Aufſehen heraus, und als mein Vater fand, es ſei jetzt genug des böſen Spiels, rief er gegen die geheimen Mächte die geheime Wiſſenſchaft zu Hilfe; der Hergang hatte ja genau die Farbe, die er haben mußte, um für einen Wunderdoktor ein gefundener Fraß zu werden. Die Sache kann nun ſtehen, wie ſie will: jedenfalls war dieſe Kapazität ein erfahrener Mann; in kurzer Zeit grub er durch Fragen meinem kleinen Onkel das Holundermark aus dem Geldbeutel aus, und daß er es verbrannte, daran tat er nur recht. Dann war er dafür, daß mein kleiner Onkel noch auf acht Tage zu den Kapuzinern kam, und auch das geſchah. Geheilt und mit geſtillten Augen und Träumen kehrte er darauf ins Haus zurück und nahm ſich von da an aus allen Kräften vor dem Franz Xaver in acht. Daß alle dieſe Geſchichten ſich aber in ſo großer Nähe eines ſehr frommen evangeliſchen Pfarrhauſes abwickeln

konnten, ist jedenfalls ein Beweis dafür, daß eine Gottseligkeit nur dem zum Besten dient, der sie hat.

Unterdessen waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß man zum entscheidenden Schritt vorgehen konnte. In einer dunklen Nacht war die Mutter verschwunden und nirgends aufzufinden. Eine Stunde rheinaufwärts auf der badischen Seite erhebt sich der erste Vorsprung des Schwarzwaldes, das sogenannte Grenzacherhorn; dorthin hatte sie sich mit Franz Xaver aufgemacht, um nun den Schatz zu heben. Sie gruben eine gute Stunde und drangen weit in die Erdschichte vor, aber nicht zu der erwarteten Goldkiste; unverrichteterdinge, müde und verdrossen kam sie gegen Morgen nach Hause. Wie der Vater sich hier und überhaupt mit ihr abgefunden hat, weiß ich nicht, wie ich überhaupt nie bemerken konnte, daß er gegen die Mutter vorging; entweder er tat es überhaupt nicht, oder er suchte die Gelegenheiten so umsichtig aus, daß mir nichts davon zu Augen und Ohren kam. Ich bekam sie erst gegen Mittag zu sehen; so lange hatte sie sich eingeschlossen. Sie war übernächtig, blaß und vergrämt, auch heimlich aufgebracht schien sie mir, da wohl die verletzte Ehrbegier an ihr fraß, denn sie hatte doch wohl alle reich machen und daraus ihre Rechtfertigung entwickeln wollen, und bei allem lag etwas Starres über ihr. Bei Tisch saß sie blicklos wie eine Gestorbene und rührte nichts an, so daß ich mich vor ihr zu fürchten begann. Aber auch der Vater aß nicht, und in der Folge verging sogar mir der Appetit.

Aus den Zeugnissen seiner Brüder und Schwestern will es sodann scheinen, daß er schließlich sich duldend und hoffend zu Tode gegrämt habe. In meinem achten Lebensjahr legte er sich aufs Krankenbett und starb nach einem kurzen, heftigen Kampf gegen die dunklen Geister, die seine letzten Tage umschwebten, am Nervenfieber. Ich hörte, daß ihn vier Fäuste in der Badewanne festhalten mußten, daß er im Fieber eifrig und hastig predigte, und dann sah ich ihn in der Totenhalle des Bürgerspitals, einen stillen, bleichen Mann, dem das wilde Leben der anderen nichts

mehr anhaben konnte. Man hatte ihm ein weißes Halstüchlein umgebunden, wie ich heute vermute, um damit die Spuren einer Sektion zu verdecken. Um ihn herum lagen noch mehrere gestillte Fiebergefäße des Daseins, alle säuberlich in Särge gefaßt und zum Ablliefern fertig. Eine männliche Leiche hatte die Augen noch halb offen; dieser gebrochene Blick verfolgte mich jahrelang. Eine Frau, die ich noch nie gesehen hatte, schrie mir weinend zu: „Das ist dein Vater, Junge; jetzt hast du keinen Vater mehr!" Ich sah sie an und wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. Mir war sehr traurig, schwer und unheimlich zumute, weil ich diese Dinge hier durchaus nicht wollte oder vorhergesehen hatte. Das war das Nichts; was sollte ich damit? Da ich nichts begriff, so konnte ich auch nicht weinen. Nur meine Einsamkeit auf der Welt ahnte ich zum erstenmal als Schicksal; bisher hatte ich sie als Unterhaltung erlebt. Der einzige, der mir etwas daran hätte erklären können, lag da steif und kalt im Sarg, und eine Stunde später deckte ihn die Erde. Da das Verhängnis nun auch meinen Vater, den liebsten und nächsten von allen Menschen, erreicht hatte, so war das Leben jedenfalls sehr ernst.

Meine Mutter habe ich in allen jenen Tagen nicht gesehen; wahrscheinlich war sie vorhanden, aber ich hatte kein Erlebnis mit ihr. Sie gehörte nicht eigentlich zu meiner Welt.

Der Pfarrherr mußte sich nun einen neuen Gärtner suchen, und uns war aufgegeben, den Platz zu verlassen.

Zweites Kapitel

Auf dem Dorf

Lichtwechsel

Ich habe die Beobachtung gemacht, daß sich mein Leben in Epochen von acht Jahren abspielt. Mit dem achten Jahr wurde ich eine Waise; mit dem sechzehnten kam ich in die Lehre. Vierundzwanzig Jahre war ich alt, als ich mit meiner Handwerkerlaufbahn brach und mich der Dichtung zuwandte, und zweiunddreißig, als ich mich zur Ehe entschloß. Mein Vater heiratete ebenfalls im zweiunddreißigsten und starb im vierzigsten. Meine Mutter heiratete um vierundzwanzig und starb im sechsundfünfzigsten. Das vierzigste Jahr traf mich dabei, meinen äußeren Zustand abermals umzuwälzen, und fand mich am glücklichen Ende einer langdauernden moralischen Krise. Ich bin fest davon überzeugt, daß auch das achtundvierzigste Jahr ein wichtiger Abschnitt sein wird, und erwarte, daß ich mit vierundsechzig oder zweiundsiebzig Jahren ordentlich sterben werde, wenn nicht ein Unglück mich früher aus der Bahn wirft.

Als mein Vater tot und begraben war, bekam die Welt für mich ein anderes Gesicht. Es erschienen fremde Männer, die unseren Hausrat auf einen Wagen luden und wegführten. Ein Verwandter meiner Mutter trat auf, nahm unsere Kuh am Strick, und bewegte sich mit ihr und meiner kleinen Person, die neugierig nebenher trottete, rheinaufwärts am Grenzacherhorn vorbei dem schon genannten badischen Dorf Wyhlen zu, wo die Eltern meiner Mutter wohnten. Die Kuh sollte verzollt werden; als ich fragte, was das sei, hörte ich, daß der deutsche Staat dem Tier den Hintern abschneiden müsse, um ihn dem Kaiser zu schicken, der Anspruch darauf habe. Auf meine innige Fürbitte wollte man versuchen, die Sache mit Geld abzumachen, und tat denn auch so.

Den Abſchied von der Mutter finde ich nicht in meiner Erinnerung, obwohl ich dadurch Vaterhaus und Heimat noch einmal und endgültig verlor. Ein perſönliches Band zwiſchen uns wurde nicht zerriſſen, da entweder keines beſtand, oder unſere Beziehungen anderer Natur waren. Wir waren einander vielleicht ſo ſicher, wie jedes Geſchöpf ſeines Schickſals ſicher iſt. Sie hatte ihren Koffer gepackt, um mit Franz Xaver nach Amerika zu gehen und dort ihr Glück weiter zu verſuchen. Mein Schweſterchen nahm ſie mit, dazu das Kind, mit dem ſie zur Zeit ſchwanger ging, und das nicht des Vaters Namen bekam, als es drüben geboren wurde. Meine Verwandten wollen wiſſen, daß ſchon meine Schweſter nicht mehr in unſere Verwandtſchaft gehöre; ſie habe auf dem Kopf zwei Wirbel, und das ſei Franz Xavers Zeichen. Dieſe neue Familie begleitete eine junge Schweſter meines Vaters, die ihrem Mann — ebenfalls unter Hinterlaſſung eines Kindes — durchging, um es drüben beſſer zu finden, als ſie es hier hatte.

Es iſt nun hier ein ſeltſamer Fall. Auch an dieſe junge Tante kann ich mich nicht erinnern, das heißt, ich finde ſie in keinem Vorkommnis untergebracht, trotzdem weiß ich ihre Stimme, ihr Weſen, ihre Erſcheinung, die etwas ſehr Ermutigendes und Freundlich-Warmes hatte, auch beſitze ich ihre ganze Exiſtenz ſamt dem Samtband im Haar, wie es in den achtziger Jahren getragen wurde, und dem Duft ihrer Kleider. Ohne die Reden ihrer Geſchwiſter aber hätte ich ſie ſicher vergeſſen, obwohl ſie mir ſehr angenehm war, und nur durch die geheime Macht des Wortes erwachte ihr Bild wieder in mir, um nun nicht mehr zu verlöſchen. Nach gewiſſen Zeichen, die unwiderſprochen geblieben ſind, war aber die Flucht der drei Perſonen ſamt dem erſten Lebensplan in der neuen Welt ſchon längere Zeit verabredet, und hätte zweifellos auch ſtattgefunden, wenn mein Vater nicht geſtorben wäre. Es muß doch auch ein Freiheitsrauſch unter ihnen geherrſcht haben, da eine ſonſt ſo ruhige und bürgerlich empfindende junge Perſon, wie meine Tante, ſich dem Komplott anſchloß. Vielleicht iſt die

Teufelsbeschwörung auf dem Grenzacherhorn nur in Hinsicht auf diesen geplanten Ausbruch unternommen worden, um das Geld dafür zu beschaffen. Der Tod meines Vaters löste dann die Frage auf einem anderen Weg. Drüben fing meine Tante — im Gegensatz zu meiner Mutter, wie man sagt — sofort ein geordnetes und arbeitsames Leben an. Meine Mutter fahndete mehr nach dem Millionär, der sie und Hänner kapitalisieren sollte. Als das bißchen Geld aufgebraucht war, und es mit seinen Pflichten Ernst werden sollte, machte sich Hänner aus dem Staub, um andere Frauen mit seiner Knittlinger Mundharmonika zu beglücken. Er war zu gut für das schlechte Leben. Niemand hat wieder etwas von ihm gehört.

Unsere Kuh ging ganz wacker am Hälftig, so daß wir sie schon nach anderthalb Stunden in Grenzach vor dem Löwen anbinden und einen Schoppen trinken konnten. Dann banden wir sie wieder los und nahmen die zweite Hälfte des Weges vor. Links stiegen Weinberge auf und stießen an frische Steinbrüche, einige auch an den Wald, der dort alle Kuppen grün und weitläufig besteht; rechts dehnten sich Felder und Wiesen hin und hörten erst am Rheinufer auf. Mit der Zeit erschien der Kirchturm von Wyhlen grau, alt und eckig, und mit einem zweiseitigen Dach wie alle Kirchtürme in der Gegend; er beherrschte seinen Waldwinkel und das Dorf bei aller Gründlichkeit auf eine sehr vertrauenerweckende Weise, und gefiel mir auf den ersten Blick, obwohl er katholisch war. Nun passierten wir den Friedhof, wo alte und junge Bauern hübsch gleichgestreckt nebeneinander schlafen und ihre Knochen von der Fleischlichkeit rein und weiß präparieren, bis sie endlich zu einer provisorischen Auferstehung bereit sind, die ihnen nicht die Posaune Gottes, sondern der Gemeindetotengräber besorgt, und die nicht länger dauert als den halben Tag, durch den sie im Tagesschein liegen, auf den neuen Mieter des Grabes warten, und sich noch einmal an der Sonne wärmen; dann wird es abermals dunkel um sie, und es beginnt die milde Wandlung auch an den

Knochen, der allerletzten Eitelkeit des Daseins. Ist es nicht so: wir kommen auf, reißen unser Teil heftig an uns und stürzen damit in die Grube, und das Beste, das wir dabei ergattern, ist ein Lächeln Gottes, mit dem wir ewig selig werden können, wenn wir mit unserem Quantum Eitelkeitstickstoff auch ein Windchen ewigen Lebenssauerstoff an uns gebracht haben.

Endlich kamen wir über den Bach, wo die Kuh bockte, weil der Bach nicht im Vertrag stand; aber sie ließ mit sich reden. Freilich schnaufte sie noch eine ganze Weile nachher und trat etwas aufgebracht ins Dorf ein, wo sie allen Kötern durch ihr hoffärtiges und städtisches Gebaren auffiel. Sie hatte noch nicht den Dorfgeruch an sich, und das ist der Punkt, wo der nachsichtigste Köter keinen Spaß versteht. So kamen wir unter großer Begleitung — auch einige Buben liefen mit — beim Haus des Großvaters an. Ein kleiner alter Mann trat aus der Haustür und hieß zuerst die Kuh und dann mich willkommen. Vor der Stalltür gab es einen neuen Aufenthalt, denn es war ein katholischer Stall, und sie eine protestantische Kuh, doch trieb sie auch diesen Konflikt nicht auf die Spitze, sondern entschloß sich, vor der Entscheidung erst noch das Grünfutter zu versuchen. Sie fand es angängig, behielt sich aber noch alles vor, und wir konnten für diesmal den Stall quittieren und ins Haus treten. Gleich hinter der Haustür stieg eine schmale, alte Holztreppe hinauf, die wir erklommen, dann ging es ein paar Schritte ohne Übergang durch eine halbdunkle Küche und endlich durch eine ungestrichene Tannentür in ein helles Stübchen, wo ein gichtbrüchiges altes Frauchen am Fenster saß und meine Großmutter war. Das alte Männchen war der Großvater, und der die Kuh und mich nach Wyhlen geführt hatte, der Onkel Frieder; dazu gab es zwei ledige Bauernmädchen, die meine Tanten waren, und später kam ein deutscher Soldat dazu, in dem ich auch noch einen Onkel kennenlernte. Ich hatte auch meinen Vater als Manöversoldaten gesehen, aber er war Schweizer und ein Mann gewesen, und hatte ein schweres,

langes Seitengewehr umgehabt, das auf dem Rücken eine Säge trug. Dieser Soldat war aber dünn und noch kein Mann, und hatte nur ein kurzes Speckmesser als Schwert umgegürtet; doch war er mir merkwürdig als Art, und ich hoffte, daß er sich noch entwickeln werde.

Zunächst hatte ich nichts zu tun, als mich umzusehen, woran ich es nicht fehlen ließ. In der kleinen Stube stand ein Bett, in dem die beiden alten Leutchen nachts schliefen, ein Tisch, an dem alle aßen, was die Mädchen kochten, und eine Ofenkunst, auf der sich immer ein Mannsbild das Gesäß wärmte. An den Wänden hingen bunte Heiligenbilder, und vor den kleinen Fenstern blühten Geranien. Der Boden bestand aus Dielen, zwischen denen fingerbreite Ritzen klafften, mit Schmutz und Staub aufgefüllt; man konnte die Bretter scheuern, soviel man wollte, so war es nicht zu verhindern, daß die Ritzen sich sättigten. In diesem Betracht war der Tisch nicht weniger interessant als der Boden, denn auch er hatte Ritzen, und auch die füllten sich, wie sie konnten. Die Heiligenbilder wurden mir rasch lieb; es waren nicht die großen, breiten, langweiligen Öldrucke in Blau und Rot, sondern kleine Muttergottesandachten in geschwärzten Silber- und Goldspitzen hinter Glas und in tiefen Rahmen, aus denen sie herausblickten wie aus sehr alten, kleinen Himmelstüren, durch die wohl eine selige Jungfrau mit dem Kindchen treten kann, aber nicht der liebe Gott selber, weil er viel zu groß dafür ist. Dann hing noch neben der Tür ein kleines irdenes Gefäß mit Weihwasser.

Über die Küche weg lag die Schlafkammer der Mädchen; sie nahm wie die Wohnstube und die Küche selber die ganze Hausbreite ein, und das hieß nicht viel; ein rechter Kater überhüpfte sie rückwärts. Die Küche mußte außerdem noch Platz für die Treppe abgeben, die von unten heraufkam. Sie hatte einen lehmgelben Herd mit ebensolchem Rauchfang, alles gehörig mit Ruß geschwärzt und von Schwaben belebt, die in wunderbarer Anpassung die beiden Grundfarben an sich vereinigten. Der Boden

war mit Backstein belegt, den die Mädchen mit einem Besen aus Buchsbaumreisern wischten, wenn er ihnen zu schmutzig geworden war. Dann machten sie die hintere Tür auf und fegten freudig und schwunghaft Kartoffelschalen, Schmutz und Schwaben in ein schmales, dunkles Gäßchen hinaus, das, abgesehen von der Steinplatte, die vor der Tür draußen als Tritt diente, in gleicher Höhe mit der Küche lag; aber nach vorn schwebte sie mit einem Fenster über dem Treppenansatz wie ein Starenkasten im ersten Stock. Das Gäßchen war nicht breiter als eine Mannesbreite und trennte meines Großvaters Häuschen von dem Hof des oberen Nachbars, der sein Vetter war. Während die Dorfstraße drunten um unseren Eckstein herumkroch, wand sie sich zugleich um ein Stockwerk in die Höhe. Nichts war nun so unterhaltend, als durch das ewig feuchte und mit tiefsinnig faulenden Düften erfüllte Gäßchen ein und aus zu schlüpfen, aus dem kühlen Schatten in die Sonne auf der oberen Straße, oder von dort durch das Gäßchen zurück über Pfützen, Steine und Hühnermist nach dem Gärtchen, das auf der anderen Seite des Hauses über der unteren Straße hing, und worin neben Bauernblumen, Kohl und Kartoffeln einige alte, schon sehr gütige und etwas bemooste Zwetschenbäume standen. Sodann konnte man über den niederen Zaun auf die untere Straße hinabspucken, und wenn man Lust hatte, so ging man durch den anstoßenden Holzschopf und über eine Steintreppe hinunter selber dahin, bog dann nur rechts herum und unten ins Haus hinein, stieg die hölzerne Stiege hinauf, und kam durch die Küche wieder in das Gäßchen. An der unteren Straße zehn Schritte abwärts plätscherte ein Brunnen, an der oberen zwanzig Schritte aufwärts ein zweiter, und außerdem rauschte ein Bach hinter der Mühle vor, die an der äußeren Ecke der Straßenbiegung stand, und begleitete die untere Straße bei jedem Wetter Sommer und Winter zum Dorf hinunter. An dem Brunnen kamen abends die Kühe zusammen; die befreundet waren, leckten einander die Hälse. Und im Bach hatte es Steine, Büchsen, Scherben, und wofür es sich

sonst noch lohnt, in einem Bach herum zu waten. Hinter und neben der Mühle stieg ein allzeit wonniger Hang hinauf, aber am wonnigsten war er im Frühling, wenn er gelb und blau stand von Schlüsselblumen und Veilchen. Das war meine neue Welt.

Mein Großvater war der Gemeindemaulwurfsjäger und durfte auf allen Wiesen gehen. Anno achtundvierzig war er mit der Sense dabei gewesen, und das Jahr darauf, so sagt man beziehungsvoll, kam meine Mutter zur Welt. Von irgendeiner Wildheit merkte man ihm aber nichts mehr an; was er nicht auf seine älteste Tochter vererbt hatte, das war zu einer sehr freundlichen und kurzweiligen Betulichkeit umgesetzt, von der nur eines sicher schien, daß er damit nicht viel vor sich gebracht hatte. Indessen weiß ich nicht, wie tief er unten anfangen mußte, als er meine Großmutter nahm. Neben der Mauserei versah er noch die Küsterstelle an der Kapelle im „Himmelreich", einem kleinen Klosterwesen, das sich dicht am Wald angesiedelt hatte, so daß er das Glück genoß, nie im Zweifel zu sein, was er mit seiner Zeit anfangen sollte; über Tags stellte er den Maulwürfen nach, und morgens und abends lockte er die Seelen ins Himmelreich, und zwar gleich in zwiefachem Sinn. Daher mochte er tun, was er wollte, so sah er immer gut aus mit seinem weißen Schopf und Schnurrbart, der Mücke unter der Unterlippe, der gebogenen klugen Nase und den hellen blauen Augen, die durch alle sechzig Jahre nichts von ihrem jugendlichen Licht eingebüßt hatten. Daneben besaß er in seiner Armut und seiner Unberühmtheit und in einem unnennbaren Etwas genug Geheimnis, sozusagen erleuchtetes Dunkel, um auch dem Seelenhunger in mir gerecht zu werden. Ein richtiger katholischer Mensch hat ja von Haus aus seine Mystik im Leib; es ist um ihn einmal ein anderes Licht als um einen Protestanten. Wenn er weder Maulwürfe fing, noch die Glocken zog, so hatte er etwas zu schnitzen oder zu basteln; er war eine ewige Unruhe und eine unaufhörliche Unternehmung im kleinen. Stand er wirklich einmal still, so war es, um die Pfeife zu stopfen, die

wie er den ganzen Tag in Betrieb war. Er hatte eine Garnitur bewährter Späße, die er für mich frisch aufzog. Das reinste Vergnügen machte es ihm aber, wenn es ihm gelang, mir eine volle Backe Rauch in die Nase zu blasen, oder seinen fünftägigen Bart an meiner Wange zu reiben. Trotzdem hatte er mein vollkommenes Vertrauen, und war ich ganz sein Mann, da er so war, wie er sein mußte. Mit ihm hängen auch meine schönsten Erlebnisse zusammen, die ich mit der Natur hatte; der milden, freundlichen Überraschung, an seiner Hand durch Feld und Wald zu gehen, und mir die neuen Dinge vorstellen zu lassen, kam nichts gleich. Und da er immer unterwegs war und mich, besonders in den Ferien, fleißig anforderte, so flocht sich durch die Monate eine Reihe schöner Tage aneinander, die ich sehr wohl ertrug, und die viel früher zu Ende gingen, als es meinem guten Engel recht war.

Meine Großmutter war ein blasses, runzliges Weibchen von stillem Wesen, das sein Leiden mit großer Geduld ertrug und immer noch etwas für ihre Leute übrigbehielt, ein gutes Wort, einen heiteren Blick, einen Spaß, einen neuen Strickstrumpf, oder wenigstens einen frischgeflickten alten. Sie lebte und webte in einer heiteren Frömmigkeit, und wer sich nur einigermaßen in ihre Nähe hielt, dem konnte es nicht ganz übel ergehen, denn sie besaß einen nennenswerten Heilsschatz, von dem sie freigebig mitteilte, Ablaß auf mehrere Jahre im voraus, und gewiß genug Gnade bei Gott, um für ihre Angehörigen zu erlangen, was sie wollte, wenn es nur billig gefordert war. Reichtum hat sie offenbar nie erbeten, sonst wäre er gewiß gekommen, dagegen ist um sie herum doch wirklich nichts Schlimmes passiert, solange sie am Leben war, und die einzige, die zu ihrem Geist nicht paßte, hatte der eigene ungebärdige Dämon beizeiten ins Weite hinausgetrieben. Außerdem war sie eine Geschichtenerzählerin von wahrhaftigen Qualitäten, wobei ihr Jugenderlebnisse, Träume und Volkssagen gleich wichtig waren, auch einige Geistergeschichten

liefen mit unter, und da sie glücklicherweise vom Aberglauben nicht ganz frei war, so erreichte sie es leicht, daß man ihr glaubte und sich herzhaft oder manchmal auch nicht ein bißchen herzhaft fürchtete. Neben ihr in der Fensterecke standen immer ihre Krücken und versahen diese Stunden mit etwas menschlicher Wehmut. Es war vollkommen unmöglich, gegen sie ungezogen zu sein, und es ist eben daher meine Überzeugung geworden, daß, wer bei Kindern alles erreicht, auch bei Gott allmächtig ist.

Ihr ältester Sohn tat, wie gesagt, zur Zeit Militärdienst. Er war ein hübsches, dunkles Blut mit einem scheuen Einschuß von Unruhe, hatte einen sehr roten Mund, schwarze Augen, ein schwarzes Schnurrbärtchen, und spielte mit großer Kunst die Handharmonika. In vielen Stücken glich er meiner Mutter, nur daß er, obwohl er ein Mann war, nicht wie sie den Weg ins Weite suchte, sondern von seinen gelegentlichen Ausflügen immer wieder ins Nest zurückkehrte. Er verfaß halbe Tage seines Urlaubs auf dem Ofenvorbau brütend in trübe gärender Jugend- und Manneskraft, mit Späßen vorbrechend, in Lustigkeit aufflackernd, Harmonika spielend, dann geheimnisvoll in seine Schweigsamkeit zurücksinkend, die so düster war, wie sein äußerliches Anschauen farbig und freudig. Mit einem Seufzer erhob er sich, um zu gehen, niemand wußte wohin, und tagelang wegzubleiben. Wie man nachher erfuhr, war er dann in Herthen oder Nollingen gewesen und hatte dort mit anderen Urlaubern oder — nach seiner Entlassung im Herbst — mit seinen ehemaligen Kameraden in den Wirtschaften herumgelegen, ohne etwas anderes zu treiben als eine mäßige Lustigkeit und einen Unfug, der hauptsächlich im Musizieren und Singen bestand, und so harmlos war, daß ihn nicht einmal die Polizei stören mochte. In der Garnison war er Kompanieschuhmacher gewesen und hatte sich, ohne besondere Anstalten dafür zu treffen, ein kleines Geld zusammengespart; es waren ihm einfach keine lohnenden Anlässe vorgekommen, um es im großen zu vertun. Nebenher richtete er sich in dem Zimmer

zur ebenen Erde — mit dem Fenster über dem Eckstein — eine Schusterei ein, und da er ein hübscher Junge und ledig war, so fehlte es ihm nicht an Zulauf. Man ließ sich gerne seine Ausflüge gefallen, die auch jetzt nicht aufhörten, und seine arbeitsunlustigen Tage, die er nach wie vor auf dem Ofen bei seiner Mutter verfaß. Dazwischen packte er sein Bündel und ging für ein halbes Jahr auf die Wanderschaft, um dann ebenso plötzlich, wie er verschwunden war, wieder aufzutauchen und, als ob nichts geschehen wäre, seinen Platz am Fenster einzunehmen. Und da er nichts von seiner Hübschheit eingebüßt hatte und immer noch ledig war, so fanden sich auch die Mädchen wieder ein, um ihre Schuhe besohlen und für neue sich Maß nehmen zu lassen; nach allem, was ich merkte, maß er nicht ungern etwas höher, als gerade nötig war, aber nicht zu viel, und es fand sich auch keine, die darüber Beschwerde führte. Eine besonders tiefe und langdauernde Schwermutsperiode schloß er endlich damit, daß er im Rhein den Tod suchte und fand, nachdem er zuvor seinen Rock und Hut und seinen Geldbeutel ans Ufer gelegt hatte. Da war aber seine Mutter auch schon tot, und ich saß längst an einem anderen Fleck.

Sein Bruder, jünger als er, folgte einen ganzen Strich weit seinen Schritten; er rückte im gleichen Herbst als Rekrut ein, in dem der andere als Reservist nach Hause kam, und übernahm nachher auch den verlassenen Platz über der Straße am Fenster. Im übrigen war er blond und von treulich heiterem Schlag, der Arbeit nicht abgeneigt, und hatte Begabung für eine gemütvolle Art von Spaßmacherei, die alle wohl leiden mochten. Zu seinen blauen Augen zeigte er seines Vaters gebogene Nase, nur, daß er sie etwas höher trug, da er jenem erklecklich über den Kopf gewachsen war, wie alle seine Kinder. Die stille Kühnheit, die in seinem Nasenbogen ausgedrückt war, hätte er wohl wie sein Vater mit den Jahren in eine bestimmte Auflage von persönlicher Freiheit umgesetzt, wenn ihm dazu Zeit gelassen worden wäre. Er heiratete ein landfremdes Schwabenmädchen, was mir immer an

ihm gefiel, starb dann aber früh an einem Rückenmarksleiden. Seine zwei Kinder sind gesund und wohlgebildet.

Die älteste Schwester meiner Mutter gehörte zum schwarzen Schlag. Sie war aber im Gegensatz zu ihr ein festes, breites Frauenzimmer, hätte auch sehr viel Phantastik haben müssen, wenn sie ihr Gedeihen beeinträchtigen sollte. Zu ihrem Vorteil besaß sie nur wenig, war dagegen mit einer schweren Last strähnigen, pechrabenfinsteren Haares gesegnet, das sie mit Schmalz salbte, und das auf ihren Blusen hinterwärts schwarze, glänzende Flecken absetzte. Ich verachtete es ein wenig an ihr, daß sie mit ihren Zöpfen nichts zu machen wußte, als sie im Nacken zu einem lockeren Gezottel aufzuhängen; andere Mädchen gingen hübsch frisiert. Der Nacken selber war nackt wie ein Bein, und kam mir immer etwas unanständig vor; ich wußte nicht, warum. Dieses Mädchen fühlte sich verpflichtet, meine Erziehung in die Hände zu nehmen, und da die Hände rot und fleischig waren, wie Mägdehände nur sein können, so hielt ich ihr wenig darauf. Ich erklärte ihr einen Krieg, in welchem sie siegte, wenn sie mich unter dem Griff hatte, aber nie, wenn wenigstens drei Meter Deutsches Reich zwischen uns lagen. Schlagen durfte sie mich nicht, da es die anderen nicht litten, und sie hatten recht, weil ich sonst gegen niemand ungezogen war, und sie also ihre Schadenfreude rein genießen konnten. Den größten Streit führten wir beim Essen. Ich war kein näschiges Kind, sondern aß alles, was man mir vorsetzte, aber ich wollte damit meine besonderen Ordnungen haben. Wenn es zum Beispiel Nudeln und Salat gab, so liebte ich den Salat weniger und aß ihn darum erst, um mich nachher mit reinem Behagen über die Nudeln herzumachen. Das hätte man mir lassen können, aber das schwarze Instrument des dauernden Verdrusses setzte es sich in den Kopf, daß ich Salat und Nudeln durcheinander essen solle, und gab mir Salat nach, sobald ich den Teller davon geräumt hatte; so kam es, daß ich immer dreimal Salat zu essen bekam, dem ich nichts nachfragte, und nur einmal

Nudeln, die ich heftig liebte. Diese und andere Beharrlichkeiten vergalt ich ihr mit herzlicher Abneigung, die ich stets von allen Seiten wie in einem Brennglas auf dem schwarzen Schmalzfleck versammelte, wenn sie mir den breiten Rücken zukehrte. Sie heiratete später einen Schweizer Schlosser, und soll es nicht sehr hoch gebracht haben.

Ihre jüngere Schwester war von sanfter, heiterer Natur, wohlwollend und ziemlich hübsch, wie mir schien. Sie glich ihrem blonden Bruder, und stand sich mit ihm am besten, während die Schwarze auch sonst den Krieg im Haus machte. Ich mochte sie leiden, ohne viel mit ihr anzufangen. Sie heiratete ins Dorf, und vermehrte sich tapfer in eine unaufhörliche Armut hinein. Überall sind die Kinder ins Kraut geschossen. Sie haben sich zu ihren bestimmten Zeiten schreiend eingestellt, um nun ihrerseits wieder eine Geschichte anzufangen, die vielleicht niemand schreiben wird, die aber auch ungeschrieben jedermann vorher kennt. Viel anderes, als kommen, sehen und sterben, werden auch sie nicht unternehmen; ein Spürchen Unglück weniger und ein Stäubchen Gut mehr wird sie zu wohlhabenden Leuten machen, aber vom Mond aus wird es nicht zu unterscheiden sein, und der Sirius ist ein sehr ferner, sehr heiliger Stern, unter dessen feurigem Auge alles zum Himmel und Unendlichkeit wird.

Das Müllermädchen

Die Müllersleute gegenüber waren evangelisch und wurden darum mit Vorsicht behandelt, obwohl ihr Mehl genau so aussah, wie das der umliegenden katholischen Müller, und sich ebensogut buk, wenn man nur das Backen verstand. Die Eheleute lebten nicht friedlich. Der Mann hatte den Wein lieber als die Zufriedenheit und das Wohlgefallen seiner Frau an ihm. Vielleicht lag es auch an der Frau, daß er ihren Sachen nichts nachfragte, jeden-

falls machten ſie miteinander dem evangeliſchen Namen nicht viel Ehre, und der katholiſche Pfarrherr der Gemeinde hatte es bequem, zu zeigen, wohin das mit der Religionsänderung in der Welt ſchon geführt habe. In der Mülleret gingen ein paar Kinder um, erwachſene Söhne und Töchter, und ein Mädchen ungefähr von meinem Alter, mit dem ich mich befreundete, ein ſchon ankatholiſiertes Böcklein mit einem ſtreng evangeliſchen Schaf. Es zeigte ſich, daß das Schaf ſo ſtößig war wie irgendein Bock; in dem Mädchen ſteckte das Zeug zu drei Jungen, und dann fiel noch eine normale deutſche Hausfrau ab. Da es mir wertvoll ſchien, von ihr geachtet zu ſein, ſo gab ich mir Mühe, in keiner Sache hinter ihr zurückzubleiben; die Folge war, daß der Ausbund mich beherrſchte und mich zu ſeinem erſten Hofmann machte. Springen, Klettern und Radſchlagen war ihr alles eins, und ich konnte zum erſtenmal in meinem Leben ſehen, was es mit geſunden und feſten Gliedern auch bei den Weibern auf ſich hat, ja, ich könnte kurz gefaßt vermelden: Das Mädchen war meine erſte Bekanntſchaft mit dem Leben, das zweigeſchlechtig iſt. Ich ſagte mir ganz richtig: „Ein junges Menſch von ſo haltbarer Verfaſſung iſt aller Ehren wert!“ Einleitungsweiſe erfuhr ich auch, was ich ſpäter immer mehr beſtätigt fand: daß niemand und nichts einen Mann ſo zur Potenz machen kann wie ein rechtes, gelobtes Weibsbild, dem die Natur aus den Augen blitzt. Jedes tut, was es kann; das Müllermädchen machte nur ein Männchen zum Potenzchen.

Die große Haltung koſtete mir einmal beinahe den Kragen. Es war im Winter; es hatte eben geregnet und fror jetzt, und ich begleitete das Müllermädchen und ſeine Freundin auf irgendeine Unternehmung. Von unſerer Ecke machte die obere Straße noch einen letzten Ruck in die Höhe, um dann ebenſo ſteil abzufallen und ſchließlich hinten aus dem Dorf zu laufen, nachdem ſie zuvor ſchmutzig und grob, wie ſie war, über den Himmelreichweg geſtolpert war. Am Dorfrand führte eine Holzbrücke ohne Geländer über eine Schlucht, die der Himmelreichbach dort gewühlt hatte;

es läuteten Tag und Nacht zwei Bäche durch das Dorf, und man konnte in ungestillter Sehnsucht immerzu von einem zum anderen laufen, um zu hören, wie nun der und dann wieder jener gerade tönte. Die Mädchen gingen ausnahmsweise gesittet in der Mitte der Brücke, ich auf dem Rand, und um meine Geschicklichkeit zu zeigen, turnte ich auf einem der Längsbalken, die sie auf beiden Seiten einfaßte, und machte dazu Kapriolen. Die Mädchen, die ihren serlösen Tag hatten, verlangten, daß auch ich drinnen gehe; sie wollten philosophieren. Mich lockte es aber, ihre Empfindungen für mich zu reizen, und das Ende des Wettstreites war, daß ich ausglitt und wie ein Sack in das Bachbett hinunter purzelte. Ich hätte mir den Hals brechen oder auf den Steinen den Schädel einschlagen können, aber Gott wollte offenbar nicht, daß ich so grün und naß in seinen Himmel kam. Dagegen erfuhr ich, daß der Bach ganz anders tönt, wenn man unten darin lag, als wenn man oben auf der Brücke stand. Ohnehin läuteten beide anders im Herbst und anders im Frühling; manchmal merkte man fast nichts von ihnen, und manchmal war das ganze Dorf voll von ihrem schönen Lärm. Mit den Bächen bekam ich in Zukunft noch viel zu schaffen; für diesmal mußte ich nach Hause, wo ich ausgezogen und mit einem Gläschen Träbernschnaps gegen die Erkältung ins Bett gesteckt wurde. Die Empfindungen hatten zudem meine Weiber nicht gehindert, mich gehörig aufzuziehen, sobald sie merkten, daß ich mit dem Leben davonkam.

Zu Fastnacht verlangte das Müllermädchen meinen Sonntagsanzug, um damit in den Dorfgassen herumzulaufen; ich sollte ihre Röcke anziehen. Nun verehrte ich meine Freundin ziemlich, aber mein Geschlecht genügte mir vollkommen, und meinen Sonntagsanzug wollte ich weder um Geld noch um gute Worte freiwillig hergeben; ich konnte mir unmöglich denken, daß ein anderer Mensch als ich darin stecken könne, und brachte daheim vieles und großes in Bewegung, um die drohende Entwürdigung zu hintertreiben. Aber mit Hilfe meiner schwarzen Tante, die wenig

ausließ, was mich betrüben oder ärgern konnte, setzte das Müllermädchen seinen Willen durch. Wir seien ja doch beide evangelisch, da habe das nichts zu sagen. Oder ob ich anständig katholisch werden wolle? Sie hatte sich einmal das Ziel gesetzt, meinen protestantischen Eigensinn und städtischen Hochmut zu brechen, und dazu war ihr jedes Mittel recht. Tatsächlich hielt sie mich mit unverbrüchlichem Ernst für eigensinnig und hochmütig. Darüber konnte ich mich nicht genug wundern. Halb war es mir unbequem, aber halb fühlte ich mich geehrt, da es mir Wichtigkeit verlieh, und sie mir Grund gab, sie für ebenso dumm und plump, mich aber für beachtenswert klug und fein zu halten. Sie bekam später hin noch andere Philister zu Nachfolgern. Für diesmal dachte ich an meinen Vater und sagte gesinnungstreu nein, ich wollte nicht katholisch werden, und mein Sonntagsanzug verfiel der Entheiligung. Die Röcke des Müllermädchens dagegen konnte mir keine Gewalt der Erde anzwingen. Außerdem weigerte ich mich, Invokavit, Reminiszere, Okuli und Lätare, meinen Sonntagsanzug wieder anzuziehen. Aber Judika, der ein verführerischer Frühlingstag war, sollte ich mit dem Müllermädchen nach Herthen, und inzwischen war meine Jacke auch soweit ausgelüftet, daß man sie wieder versuchen konnte; vorläufig wollte sie aber noch nicht recht sitzen. An diesem Tag kehrte meine Freundin, von so viel Charakter nicht unberührt, ihre innere Seite, das weiche Unterfutter ihres Wesens, heraus, und war so lieb und anlehnend, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Als wir unter einem Wegkreuz auf der Bank ausruhten und die Gegend besahen, bekam ich einen Versöhnungskuß, der alle Eigenschaften einer sonnenwarmen Zuckerpflaume hatte, und noch einige dazu, die ich später in gewissen italienischen Weinen wiederfand, und auf einmal saß mir mein Sonntagsanzug wieder.

Ein frühes Wunderbild

Ich hatte in jener Zeit noch eine Freundin, die aber erwachsen und eine Frau war. Jenes Nachbarhaus, das an der anderen Seite unseres Gäßchens stand, gehörte einem Vetter des Großvaters und stellte mit Stall, Scheune und Mist einen ansehnlichen Bauernhof an die Straße. Es lebten dort der Bauer mit seinem Weib, er ein ernster, bedächtiger Mann um die fünfzig, sie eine stille, brave Frau. Während mein Großvater idealistisch revolutionierte, heiratete der andere ein hübsches, vermögliches Mädchen, und diese Solidität war es wohl, die mich im gegenwärtigen Stadium ihnen gegenüber etwas scheu machte. Dann waren da noch zwei junge Söhne, mit denen ich erst später näher zu tun bekam, außerdem aber in einer Stube zu ebener Erde eine Frau von etwa fünfunddreißig Jahren, von der ich nie erfuhr, wem sie gehörte, und die ständig im Bett lag, obgleich sie nach meinen Begriffen ein rühmenswertes Weibsbild war, lang und kräftig genug, um mir durch den Bau ihrer Leiblichkeit große Achtung einzuflößen. Ich weiß nicht, was ihr fehlte, und soviel ich mich erinnere, wußte es auch niemand sonst; sie sah gut aus und hatte einen richtigen Appetit. Nie bemerkte ich einen Strickstrumpf oder eine Näharbeit in ihren Händen, die schon sehr weiß und vornehm, aber nicht im mindesten abgezehrt waren. Sie hatten warme, feste Flächen und lange, runde Finger, mit denen sie sehr freundlich zu streicheln wußte. Dagegen fand ich sie ab und zu über einem schönen Gebetbuch mit schwarzem, goldbedrucktem Lederdeckel, großen, farbigen Anfangsbuchstaben auf Goldgrund, und einem weitläufigen, ziemlich herrlichen Druck, den sie in ihrem dunkeln Himmelbett bequem lesen konnte. Alles in allem schien sie mir mit ihren schweren, braunen Zöpfen und ihrem schmalen, angenehmen Gesicht, aus dem ein Paar ruhige, nicht zu große braune Augen blickten, als etwas Besseres, und manchmal bildete ich mir ein, sie liege nur im Bett, weil ihr das Aufsein mit den anderen

nicht gut genug sei, und sie lieber mit sich allein bleiben wolle. Es war denn auch eine vollkommene Einsamkeit um sie, die mir jedesmal wieder die Vorstellungskraft stark anregte und mich für sie einnahm wie für ein Geheimnis, das ich, soviel zu sehen war, allein besaß. Immer kam ich in einer gewissen Spannung zu ihr, und nie traf ich einen Menschen außer ihr dort. Hohe Stille herrschte in ihrer Stube. Auf den Dielen des Bodens lag die Sonne ruhig in breiten Vierecken. Unter der niederen Decke spielten die Fliegen. Der Tisch, der alte Ohrenstuhl, die Zeit — alles schien an ihrer Einsamkeit einen feierlichen und zugleich behagsamen Anteil zu haben.

Einmal erschreckte sie mich beinahe, als ich sie bei einem der nicht zu oft wiederholten Besuche, denn ich sparte sie mir etwas berechnend auf, auf dem Bettrand sitzend fand. Mir schien, sie betrachtete ihre langen weißen Beine, und ihre Augen hatten heute einen ungewohnten Schein. An diesem Tag erzählte sie mir die erste ihrer Heiligengeschichten. Keine davon war landläufig in der Moral, wie ich bald merkte, ja die meisten hatten den Geschmack von überreifen Birnen, aber eben den habe ich zeit meines Lebens geliebt. Die heilige Anna, Priszilla, Veronika, der heilige Pankratius, Georg, Mamertus — alle waren nicht ganz kapitelfest in gewissen Regionen, und wenn man dachte, jetzt komme eine ausbündige Heiligkeit, so kam sie zwar, aber mit einer kleinen Unanständigkeit gepaart. Diese war dabei immer so einfach und selbstverständlich, daß sie mir einleuchtete, allein, es ist doch Tatsache, daß ich davon diese hohen Personen nie mehr ganz auseinander denken konnte, so daß, wenn ich von einem ruhmreichen Repräsentanten oder von einer Repräsentantin höre, ich so lange den menschlichen Punkt suche, bis ich ihn habe, und dann das ganze Wesen erst recht besitze und verstehe. Diese etwas anrüchige Stimmung haftete dem ganzen besonderen Frauenbild an. Zugleich war sie aber großmütig, vielleicht sogar großzügig, und hatte entweder ein starkes Phlegma oder eine

Natur, die keine ungesunden Hitzen kannte. Jene junge Heilige, die einen unschuldigen Gefangenen dadurch vor dem Hungertod bewahrte, indem sie ihm ihre Brust reichte, gab Anlaß, meine Kenntnisse auf diesem Gebiet nachzuprüfen. Sie waren seit meiner Säuglingszeit sehr zurückgegangen, und wir repetierten einiges in aller Stille. Ich sah und befühlte Dinge lange, bevor ich davon wieder Gebrauch machen konnte, aber auch hier hatte alles diese ruhige Selbstverständlichkeit, und sie schien mir bei ihrer Zwanglosigkeit ebenso fromm, wie ihre Heiligen unanständig waren. Aus einer gewissen Schüchternheit kam ich nie ganz bei ihr heraus, und das scheint mir ein gutes Zeichen für sie zu sein, und setzt mich in den Stand, sie noch heute, wo sie längst tot ist, noch irgendwie zu verehren, weil sie mir trotz aller Offenheiten zuletzt doch ein Geheimnis geblieben ist. Niemals verbot sie mir, draußen über das zu reden, was wir miteinander sprachen oder sonst trieben, aber eben deshalb behielt ich es für mich. Schließlich starb sie ganz plötzlich und für mich vollkommen unerwartet und unnötigerweise. Niemand hatte es gewußt, ich auch nicht, und das gab mir lange zu denken; ich fühlte mich ein bißchen davon betroffen, und es setzte mir die große Vertrauensstellung, die ich mir bei ihr zu haben einbildete, nachträglich doch sehr in Frage.

Katholische Fest- und Jahreszeiten

Aber alle Zeiten waren inzwischen im Garten die reifen blauen Zwetschen herabgeregnet, und dann in den Wäldern die gelben Blätter. Weihnachten fand mich als Meßbuben vor dem Altar der Dorfkirche und sehr beschäftigt um die Krippe, worin der kleine Heiland verheißend aus seinem Stroh heraus lächelte und schon so viel manierlicher und klüger aussah, als wir alle miteinander, die Alten mit einbegriffen. Die Kühe leckten sich vor Verwunderung die Nasenlöcher; der Esel reckte den Hals wie eine

Straße, und die Hirten standen mit sehr runden und sehr befriedigten Augen auf ihren Sandalen herum; man merkte ihnen an, daß sie es als keine Kleinigkeit betrachteten, das Neue Testament anzufangen, und ohne Umstände war es ja auch nicht abgegangen, was der Zuspruch des Engels beweist. Denn immerhin waren es einfache Leute, wenn sie auch Hebräisch konnten, und hatten nur Felle an, die nicht weit an ihnen herumreichten, während die Mutter Gottes sehr schön gekleidet in einem aufgeräumten, übersüßlich beleuchteten morgenländischen Stall saß, und schon mit allem fertig war; darüber wunderten sie sich wohl am meisten. Sie hatten zwar Moses und die Propheten, aber noch keine rechte Muttergottes kennengelernt, und das Alte Testament saß ihnen noch umständlich in den Knochen. Ein Baum war nicht in der Kirche; wir hatten dafür eine hohe und breite Lichterpyramide mit der Himmelsleiter Jakobs, auf der die Engel nach ihren Fähigkeiten auf und ab turnten, die dünnen geschwinder, die dickeren langsamer. Auf dem Altar brannten alle Kerzen; auch die Nebenaltäre waren hell. Die alte Kirche war voll Summen, Singen, Klingen, voll Schimmer und geheimer Pracht, Orgelrauschen und Weihrauch und Unendlichkeit. Vorher waren wir in tiefer Nacht unter dem Läuten aller Glocken die Dorfstraße hinunter durch den frischen Schnee gegangen, eine Laterne als Engel an der Hand. Hinten, vorn und aus allen Nebengassen kamen andere Leute mit anderen Laternen, und alles trieb sich tiefsinnig und erfreut, weil es eben wieder einmal Weihnachten war, der lieben Dorfkirche zu, die aus zehn Fenstern strahlte wie eine himmlische Braut, und nicht mehr aus Mauern und Stein gebaut schien, sondern aus dunkelm Samt und heller, durchleuchteter Seide. Und die Glocken hatte ich auch noch nie so gehört. Sie hatten für diese Nacht ganz überweltliche Stimmen bekommen; möglicherweise läuteten Gottes Herzwände so. „Nun singet und seid froh!“ Und wir sangen nun sehr, waren heilig froh, und ich Protestantenknirps war nicht der hinterste, sondern der

vorderſte. Ich ſchwang am Altar die Glöckchen und umknickſte den Herrn Pfarrer bald links herum und bald rechts herum, reichte ihm das heilige Buch, nahm es ihm wieder ab, und trieb ſo ein geſchäftiges, anführendes Weſen um ihn, daß mir der Widerwille, den ich zuerſt gegen die Meßhemden und die Fahnen empfunden hatte, nicht mehr anzumerken war. Eine Schönheit findet und erobert ein Kinderherz immer, mag ſie kommen, woher ſie will. Zum Beſchluß beräucherten und beſprengten wir unter Vorantritt des greiſen Pfarrers die Gemeinde, und das ſüßeſte Myſterium war wieder einmal gefeiert.

Nach Faſtnacht hörte man keine anderen Glocken mehr, als bei Weſtwind die proteſtantiſchen von Baſel; die unſeren waren nach Rom gereiſt, um ſich vom Papſt ſegnen zu laſſen. Alle Straßen ſüdwärts, wenn man es recht bedachte, mußten nun voll von wandernden Glocken ſein. Betzeitglocken, kleine und große Feſtglocken, ſilberne Kloſterglöckchen und ſchwere Domglocken aus Erz, lauter katholiſche, geweihte alte, fromme Glocken gingen nach dem Segen des Heiligen Vaters. Zu den hohen Zeiten ertönte hier ſtatt ihrer die Raſſel, ein Holzkaſten, den man vor die Kirche ſtellte, und in welchem ein ſtarker Mann ein Speichenrad drehte; das klapperte innen mißtönig und zornig gegen den Kaſten und erzeugte ein Geräuſch, das man durch das ganze Dorf hörte. Es war etwas kanaanitiſch Heidniſches an dem Lärm; es klang darin alle angeborene Gottloſigkeit des menſchlichen Herzens auf, und ich war traurig und unruhig, ſolange die Raſſel zum Gottesdienſt rief. In der Kirche ſtanden die gnadenreichſten und ſchönſten Bilder verhüllt. Nur wenige Kerzen brannten ſchaurig um das Kreuz des Erlöſers, das im Kirchenſchiff zwiſchen hohen, ſilbernen Leuchtern ruhte, lang hingeſtreckt zu Füßen der Gemeinde, und ſo beklemmend nah, daß nach meiner Überzeugung keiner dort vorbeiging, ohne einen Schlag auf die Bruſt zu bekommen.

Aber in der Oſterfrühe donnerten wie klingende, melodiſche Frühlingsgewitter alle Glockenſtuben wieder hell auf. Ein Freuden-

ſchrei und Blitz der Erneuerung fuhr ſelig zuckend das Rheintal hinunter, ſchlug ein und zündete lachend. Die Herthener Glocken waren die erſten; ſie hatten es friſch von den Nollingern, daß der Herr wieder erſtanden ſei. Wie betrunken von neuer Erlaubnis, zu leben und zu tönen, taumelte das Herthener Geläut am Waldrand her, daß die Stämme erdröhnten. Die Wyhlener Glocken ließen ſich das nicht zweimal ſagen; ſieghaft, wenn auch ein bißchen vorwitzig, denn ich zog ſie, brach die kleine los, und ſchon zitterte der ganze Turm vor chriſtlichem Getöſe, Geſauchze und Geſumme, und von den gewaltigen Tonſchlägen, die ſich klingend an den Mauern brachen, um in hundert harmoniſchen Exploſionen aus den Schallöchern übers Land hinauszufahren. Unterdeſſen mochte es auch in Grenzach gezündet haben, aber davon war hier vor dem eigenen Lärm nichts mehr zu vernehmen. Erſt ſpäter, als bei uns ſchon die Oſterorgel aufbrauſte, hörte man die proteſtantiſchen Baſler Kirchen durcheinanderſumſen; es machte den Eindruck, als ſeien ſie auf die Botſchaft nicht gefaßt geweſen — die Schweizer Reformierten ſind ja immer fleißig am Abbauen — und riefen nun etwas überſtürzt ihre Chriſten zuſammen. In der Kirche freuten ſich alle Heiligen; ſie durften ſich wieder zeigen, ſo ſchön ſie waren, und alle Altäre waren hell. Das ſchwarze, ſchreckende Kreuz nahm wieder ſeine erhabene Stelle hoch hinter dem Altar ein. Dafür ſah man hier den auferſtandenen Heiland in der beſten Beleuchtung, und er machte allen, die an ihn glauben wollten, ſo anlockende Ausſichten, daß es mir unmöglich ſchien, es nicht zu tun. Ich diente ihm hingegeben und glaubte ihm alles, und wenn ich die Klingel ſchüttelte, ſo flog mit dem Ton immer meine Seele das Schiff entlang und redete den katholiſchen Bauern zu, nur auch zu glauben. Die Sonne ſchien ins Hochamt und in die brennenden Kerzen, und die Muttergottes freute ſich heilig, daß ihr Sohn auferſtanden war. Sie lächelte und ſegnete, und es gingen ſtille, tiefe Ströme von Mutterglück und allerreinſter Erfahrung von ihr aus, von denen jeder ſchöpfen konnte, der dazu Durſt

hatte. Ich badete mich darin, denn ich ſtand am nächſten dabei. Es ſprach mir ſpäter immer gegen die evangeliſchen Kirchen, daß ſie die milde Frau und damit die Liebe und Verehrung, die ſie allen Müttern ſchulden, ſo brüsk aufs Pflaſter geſetzt haben, während der Heilige Geiſt, die Verlegenheit aller Dogmatiker, nach Kräften fetiert wird, obwohl ſich niemand etwas darunter vorſtellen kann.

Die jungen Leute im Haus des Großvaters arbeiteten tagsüber in einer Sodafabrik, die eine Viertelſtunde vom Dorf rheinwärts ſtand, wo eine längſtvergangene Erdperiode die notwendigen Stoffe dafür niedergelegt hatte. Einmal geriet ich, ich weiß nicht mehr aus welchem Anlaß, in das Werk hinein und bekam ſo den erſten Fabrikbetrieb vor Augen. Die Anlage iſt nicht klein und, ſoviel ich ſpäter erfuhr, weltbekannt. Geleiſe führten von der Bahn dahin, und ſchon daß die Fabrik mit dieſer hochrühmlichen Einrichtung in direkten Beziehungen ſtand, genügte, um ihr meinen uneingeſchränkten Reſpekt zu verſchaffen. Nun verſchluckte mich ein großes Tor, und nahm mich ein weiter, dampfender, brodelnder Magen auf, in dem Räder ſurrten und Treibriemen durcheinanderſchwirrten, beizende Dünſte aufſtiegen, Dampfwolken wie kämpfende Dämonen vor offenen Fenſterluken zurückgeſchlagen wurden, Menſchen ſtumm und geſpannt hin und her liefen, und ſich alles furchtbar vielgeſtaltig und nach ganz fremden Grundſätzen und Gewohnheiten abwickelte. Ich fand dort viel Leute, die ich gut kannte, und die mir jetzt in völlig unverſtändlichen Bedeutungen erſchienen. Ich begriff einen Menſchen, wenn er aus ſeinem Fenſter guckte oder in ſeinem Holzſchopf ſägte, aber nicht mehr, wenn er in einem Betrieb arbeitete, von dem ich nicht im mindeſten wußte, wem er gehörte, oder wodurch er exiſtierte. Man ſagte mir nachher, die Fabrikbeſitzer ſeien die und die Herren, aber ich glaubte es nicht; ich hielt es für unwahrſcheinlich, daß einigen Leuten ſo große Verfügungen zuſtehen ſollten, ohne daß ſie Kaiſer und Könige waren, und da ich immer an die Vernunft des Lebens glaubte, ſo ging ich meinen Tanten nicht

auf den Leim. Daß die Fabrik Löhne ausbezahlte, mißfiel mir nicht, allein es blieben ſo viel Übers zu verwinden und Ungehörigkeiten zu verrechnen, daß ich der ganzen Sache mißtraute und mich rein beobachtend verhielt. Dazu war ich dem Werk gram, weil es ſich das billig zu habende Vergnügen geleiſtet hatte, einen armen, kleinen Wicht zwiſchen Rädern, Keſſeln, Treibriemen und Dämpfen herumzuwerfen und ihm ſeine Gewalt zu zeigen, ohne ihm etwas dafür zu geben, etwa eine faßbare Anſchauung, die mit anderen Erſcheinungen, dem Wetter oder dem Wald, übereinſtimmte, oder auch nur eine kurze, freundliche Vertröſtung auf ſpäter. Bloß traurig und krank machte es mich mit ſeiner abſoluten Fertigkeit, hinter der mir geheimnisvolle, unabſehbare Bedrohungen und feſtbeſtimmte Enttäuſchungen zu ſtehen ſchienen. Die Räume waren häßlich und hohnvoll kahl. Es roch übel, und die Gefahr langte aus allen Winkeln und Gängen nach dem lebendigen Fleiſch. Wie ſtimmte das mit den Dingen in der lieben frommen Dorfkirche zuſammen? Alles ſah nach Mühſal aus, und es widerſtrebte meinen Wünſchen durchaus, daß mein blonder Onkel und meine Tante ſich dort tagsüber aufhielten. Die Schwarze mochte dort ſein; ſie mochte überhaupt immer dort bleiben. Vollends begriff ich nicht, daß ich meine Freunde dort lachen und ſchwatzen ſah, und ich hielt dafür, daß ſie ſich in irgendeiner böſen Verzauberung befanden. Natürlich vertiefte dieſe Beobachtung meinen Argwohn noch und machte meine Abneigung für diesmal endgültig und unüberwindlich.

Deſto inniger ſchloß ich mich meinem Großvater an, der mir als ein guter Naturgeiſt vorkam, von dem alle Erklärungen zu haben waren, und bei dem ſich jede wünſchbare Freiheit aufhielt. Überall, wo es ſchön und erfreulich herging, da befand er ſich, auf den Wieſen, im Wald, im Himmelreich und in der Stube bei der Großmutter, was ich ihm alles beinahe als ein perſönliches Verdienſt anrechnete. In der Himmelreichkapelle durfte ich zur Veſper läuten, und auch dort ſchwang ich die Glöckchen zur Frühmeſſe und

zu den anderen Kirchenzeiten. Es waren nur immer wenige Leute da, und man befand ſich ſo traulich unter ſich mit der Muttergottes und den anderen paar Heiligen, die ſich dort verehren ließen. Nach den Ämtern räumten wir dann das Kirchlein miteinander auf, brachten das Weihrauchfaß mit dem Wedel an ſeinen Ort, ſtäubten da und dort ein wenig herum, ſchloſſen die Sakriſtei ab und gingen in den Wald, wo Holz geſchlagen wurde. Überall errichtete man die ausgemeſſenen Stöße Buchenholz. Die friſchen, wunderbar duftenden Sägeflächen leuchteten durch das Winterlicht. Der Wald erklang von den Schlägen der Äxte und dem Geſang der Sägen. Der Boden war kalt und gefroren; in den Wagengeleiſen lag das Eis. Am Niederholz hing noch das welke Laub vom Herbſt; dazwiſchen ſtanden dunkelgrüne Büſche von Buchs und Stechpalmen. Der Wyhlener Wald war nie ganz tot. Im Frühling und Sommer vollends drängte und brannte er vor Leben, und man hätte zehn andere daraus machen können. Immer einmal tönte aus dem Dorf das Geklapper der Dreſchflegel herauf, oder ein Hund bellte. Dazu rauſchte hier ein Bach, oder man kam in ein kleines Tal hinunter, wo es vollkommen ſtill war, daß man ſein eigenes Herz ſchlagen hörte. Dort war auch die Felſenhöhle, aus welcher der Wind kam. Wir warteten wiederholt lange, wurden aber nie Zeugen des Ereigniſſes. Plötzlich ſchwirrte dann aus einem Buſchwerk ein Vogel auf, der ſich ſolange ſtill gehalten hatte; ſah man zu, ſo war es ein Auerhahn oder auch nur ein Herrenvogel. Auch der Wiedehopf ſtellte dort ſein Schöpfchen, und Kuckucke gab es ſo viel, daß der ewig nicht aus dem Wald kam, der ihrem Locken nachgehn wollte — jedenfalls nicht, ſolang der Sommer dauerte, denn es rief von allen Ecken und Enden, und es war manchmal, als ſäße über jeder ſchönen Blume auf dem Grund ein Kuckuck auf dem Baum, um ſie zu bekomplimentieren. Wunderbar war es, als eines Morgens das ganze weite Rheintal bis zu den Schweizerbergen im Nebel lag, und wir in der hellen Sonne darüber auf der Höhe ſtanden. Wie ein Meer wogte und

ſchwieg die ſilbern ſchimmernde Tiefe und Weite. Nur unſer Kirchturm ragte aus der Überſchwemmung, und etwas ſpäter tauchte rauchend der Schlot der Sodafabrik auf. Über den Bergen, die jetzt Inſeln waren, leuchtete in tiefblauer Reinheit der Himmel. Dort fühlte ich, angeſichts dieſer poeſie- und ſinnvollen Verwiſchung der Grenze, daß ich ſchon kein ausſchließlicher Schweizerbub mehr war, ſondern größeren und bedeutungsvolleren Verbänden angehörte. Unſere Beſtimmungen machen wir uns ja nicht ſelber.

In dem Wald hatte es auch Rehe, Haſen die Menge, dazu Füchſe, Wieſel, Marder, Eichhörnchen und die netten kleinen Mäuſe. Mein Großvater wußte alles und kannte alles. Er konnte auf eine Weiſe durch die hohle Hand pfeifen, daß die Rehe neugierig näher kamen und die Vögel einen Zweig tiefer hüpften, um zu ſehen, was es gebe; aber die Haſen blieben, wo ſie waren, und machten nur das Männchen. Wenn er wollte, ſo konnte er ſo rufen und locken, daß die Rehe ganz nahe kamen und ſich ſtreicheln ließen; aber dazu mußte ich zuerſt katholiſch werden, denn alle Tiere auf der Erde waren katholiſch geblieben, wie ſie Gott geſchaffen hatte, und einem Proteſtantiſchen gehorchten ſie niemals, außer wenn er mit Zauberwerk arbeitete, und dann war es immer zum Verderb, auch wenn der Proteſtantiſche weiter nichts Schlimmes vorhatte, ſondern ſich nur mit Liſt und vielleicht aus Reue und Sehnſucht in die katholiſche Tierwelt einſchleichen wollte. Alle Tiere waren fromm. Löwen gab es hier nicht, weil ſie heidniſch und ganz unbußfertig waren; ſie mußten darum mit den anderen heidniſchen Tieren in der Wüſte leben. Wölfe und Bären waren wohl einmal dageweſen, aber ſeitdem die Kapelle im Himmelreich läutete, vertrugen ſie das Klima nicht. Nur im härteſten und längſten Winter, wenn die Töne der Glocken in der Luft gefroren, wagten ſie ſich einmal herüber, aber es bekam ihnen ſchlecht, weil man jetzt Pulver und Blei hatte. Es war eine richtige Frage von mir, warum ein Menſch oder ein Tier ſterben muß, wenn er ein

Loch im Leib hat, und eine ebenso richtige Antwort des Großvaters: Weil die Seele mit dem Blut dort herausgeht, und ohne Blut und Seele kein Leben sein kann.

Zeitung und Kalender

An den Winterabenden las man die Zeitung oder den Kalender. Das Männervolk saß auf der Ofenkunst und qualmte; die Mädchen strickten oder rüsteten den nächsten Mittag, wenn sie nicht faulenzten. Die Schwarze hatte eine große Fertigkeit, in der Nase zu bohren. Wenn sie mit der Nase fertig war, fing sie mit den Ohren an; sie steckte den kleinen Finger in den Gehörgang und ließ ihn darin mit einer Geschwindigkeit schwirren, die ich nur noch an den Mäusen bemerkt habe, wenn sie sich kratzen. Nie und nirgends sonst sah ich eine Miene, die so von Zufriedenheit und Genußkraft geglättet war wie die ihre, wenn sie diesen stillen Geschäften oblag. Wenn die Luft schlecht wurde, so räucherte man mit Wacholderbeeren, die man auf eine Schaufel voll glühender Kohlen streute.

Das Blatt war im Winter voll Anzeigen über Holzverkäufe; es wimmelte darin von den hübschen, kurzweiligen Klischees, die einen Klafterstoß darstellten, immer denselben kleinen, artigen Klafterstoß, und nur die Erklärung war verschieden, indem die Holzversteigerung bald am Montag und bald am Donnerstag, bald in Oberminseln und bald in Adelshausen stattfand. Ich besah und las sie alle der Reihe nach und dann durcheinander, und meine Augen wurden voll gutwilliger und warmer Vorstellungen von den Dörfern, die ich noch nicht kannte, und den Menschen, die dort umgingen. Ich roch ihr Holz und sah ihre Wälder, und hatte ernsthafte und wohlmeinende Empfindungen von ihnen. Es fanden sich auch Klischees von anderen Geschäften. Pferdchen galoppierten gestreckt mit wehenden Schweifen, oder schritten mit gebogenen Hälsen stolz und ruhig aus, ihres Wertes bewußt. Die Amtspersonen drückten sich ohne Bildnis und Gleichnis aus; sie redeten

bei aller Herablaſſung zum Volk wie Gott eine dunkelgewaltige Sprache. In holdem Stumpfſinn ſtarrend, luden tanzende Paare zum Ball im Rößli ein. Traurige Narren mit der Pritſche, in den erſten Stadien der Verblödung, forderten zur Reunion auf. Im Blättchen ſpiegelte ſich das ganze Leben dieſes Rheinwinkels wider. Sterbefälle, Geburten, Aufgebote, Rekrutierungen, Konkurſe, Geſchäftseröffnungen, die Weinleſe, Kriegervereinszuſammenkünfte: nichts geſchah, ohne ſeine Lichter oder Schatten in die Zeitung zu werfen. Wenn irgendwo Maul- und Klauenſeuche war, wenn beim Pflügen ſich ein römiſches Schwert gefunden hatte, wenn die Halsbräune herrſchte, wenn in Baſel Meſſe war, wenn man einen Weg eine Zeitlang nicht fahren durfte, wenn die Großherzogin ſich erkältet hatte, wenn in Amerika ein Kalb mit zwei Köpfen geworfen war: immer bekam man das Ereignis verſtändlich berichtet und ſo rechtzeitig, daß man ſeine Maßnahmen treffen konnte, auch auf das Kalb mit den zwei Köpfen.

Das war die Zeitung. Der Kalender übertraf ſie, wie der Tag die Nacht. Was ein richtiger Kalender iſt, das wiſſen heute die Großſtädter nicht mehr. Sie kennen nur Abreißkalender, nicht jene tiefſinnig ſymboliſierenden Weltſyſteme im kleinen, dieſe anſchauungsvollen Buchführungen des göttlich nah-fernen Alls, die weiſen, gelaſſenen Regiſtratoren und Kommentatoren der menſchlichen Bruſt und des Daſeins auf dieſem ſchwingenden vulkaniſchen Stern. Ein Kalender hängt zu allen Zeiten an der durchgezogenen Schnur neben dem Ofen, gleich beim Weihwaſſerfaß. Nimmt man ihn zur Hand, ſo geht ſchon mit der erſten inneren Umſchlagſeite der ganze Weltplan auf. Das Jahr 1884 zum Beiſpiel entſprach dem Jahr 6597 der julianiſchen Periode, dem Jahr 7394 der byzantiniſchen Weltära, dem neujüdiſchen Jahr 5646 der Weltſchöpfung, dem Jahr 1302/3 der mohammedaniſchen Zeitrechnung und dem Jahr 5835 der Erſchaffung der Welt nach Calviſius. Ich konnte nicht daran zweifeln, daß ich mich da in geheimnisvollen und großen Verhältniſſen befand. Die goldene Zahl war 6, der

Sonnenzirkel 9, die Epakten waren XVII, die Römerzinszahl war 4, der Sonntagsbuchstabe B. Da wußten die Leute doch, woran sie waren. Ich warf mich mit Liebe in den Sonnenzirkel, der mir am meisten zu versprechen schien, und bewegte mich den ganzen Winter darin. Immer wenn ich an den Sonnenzirkel dachte, freute ich mich. Man hatte Jahre seit der Erbauung von Breisach, Baden und Konstanz durch die Römer 1773, seit der Ankunft der Alemannen am Rhein, die ich mir in schönen, mit Grün geschmückten Leiterwagen vorstellte, 1686, seit der Erbauung der ersten christlichen Kirche durch Fridolin in Säckingen 1376.

Dann waren da die Himmelszeichen mit ihren Kennmarken. Der Stier hatte es satt und unternahm einen Angriff gegen den Kreis, der ihn umzirkelte. Stumm und übelnehmerisch schwammen die Fische aneinander vorbei. Die Jungfrau hielt mit erstaunten Augen eine Blume in der Hand. Ausnehmend verstoßen sahen die Zwillinge aus, und reichten sich mit leidgeprüften Männermienen die Hände. Dann waren da die Juden, die ihre eigenen Feste hatten — Purim, Passah, Lag-B'omer, Fasten-Gedaljah — und ihre besonderen Monate — Marcheschwan, Kislew, Schebat. Auch sie waren mir geheimnisvoll, und ich hätte gern gewußt, wie es tut, ein Jude zu sein. Sie mußten dem Kalender nach, der von Fasttagen für sie wimmelte, viel hungern, und ich wunderte mich, daß trotz dieser strengen und andauernden Bestrafung durch Gott, die mir als Grund dafür angegeben wurde, die Viehhändler so dicke und vergnügte Leute waren. Auch die christlichen Sonntage hatten ihre Namen: Epiphanias, Septuagesimä, Kantate, Exaudi, Advent. Wenn man wußte, wie ein Sonntag hieß, an dem man spazierenging, so nahm man sich seine Lieblichkeit doppelt zu Herzen. Die vielen namen- und herrenlosen Sonntage nach Pfingsten, ihrer fünfundzwanzig in den allerschönsten Jahreszeiten, enttäuschten mich immer und schienen mir nie so vollwertig wie die anderen, die die hochsinnigen und dunkelklingenden Bezeichnungen trugen.

Auf der Gegenseite zum Kalendarium sah man oben den Charakter des Monats dargestellt. Der Januar beschäftigte die Leute mit Schlittenfahren, Schneeballwerfen, Betteln und Almosengeben. Über den Februar weg tänzelte eine furchtbar vornehme und weltlich gesinnte Dame mit aufgerafftter Robe, und der April zeichnete sich durch umgekehrte Regenschirme aus. Der August wurde anziehend veranschaulicht durch einen wandernden Studenten mit Pfeife, gewundenem Stecken, verschnürtem Rock und hohen Stiefeln, der in die Ferien ging. Durch den November hindurch schoß ein Jäger den dreschenden Bauern gerade in die Scheune, auch schleppte ein alter Bauer eine Bürde Holz zu Tal, und pflegten treue Seelen die Gräber ihrer Angehörigen. Wer Bescheid weiß, erkennt den guten, alten Rheinischen Hausfreund, den J. P. Hebel gegründet hat. Diesem Reigen folgten als leise Bedrohung die Sonnen- und Mondfinsternisse, der Portotarif, die Genealogie und der Trächtigkeitskalender. Aber endlich brach im Geschichtenteil doch der gute Humor des Kalendermannes durch. Da wiegte sich ein wüster alter Kerl auf einem Stuhl, eine furchtbare Dogge zwischen den Füßen, und ein dünner junger Bursch stand freudig vor ihm: „Herr, ein Gott lebt!", oder ein vergrämter Ehemann stützt finster den Kopf auf die Hände, und ein junges Weibchen hebt sich munter davor: „Wortlos ergriff sie ihren Teller und eilte damit in die Küche."

Ich schreibe hier einen Nekrolog und muß um Geduld bitten. Denn wer denkt, es sei alles dagewesen, der schlägt nun mit Hunderten von eigenartigen und bedeutsamen Stichworten das Markt- oder Freudenverzeichnis für die Schweiz auf, auch für Baden, Württemberg und das Elsaß, für das Königreich Bayern, das Fürstentum Hohenzollern. Wie groß und weit doch die Welt war! Lauter ausgebreitete sonnenhelle Länder mit Fürsten, Großherzogen, Königen und Schweizer Bundesräten. Und dann all die Namen — waren sie nicht Geister, heimliche Götter? Nuglar, Breisach, Donaueschingen, Ensisheim, Sankt Blasien — jeder

ein Liedervers. Ich befand den Klang als eine gehaltvolle Wirklichkeit, hinter der man lange her ſein konnte, ohne ſie zu ermüden oder gar zu erſchöpfen. Die junge Seele iſt immer genial und lebt ſouverän in Symbolen. Oder wie war das mit dem Inſeratenteil der Schiffahrtsgeſellſchaften: Norddeutſcher Lloyd, Red Star Line, Hamburg-Amerika-Linie? Man kam in ſoundſo viel Tagen von Bremen nach Neuyork, und dazwiſchen war alles das reine Salzwaſſer, aber drüben waren lauter Amerikaner und Indianer, und keiner wußte, was ihm drüben paſſierte, ſagte der Großvater. Dort lebten nun auch meine Mutter und meine Schweſter, und die Tante, die ſie begleitet hatte. Aber das eigentlich faßbare Leben enthielt die Heimat. Wie gut das war: Trompeten konnten an fünf Orten zugleich garantiert am billigſten und beſten bezogen werden. Das ſechſte und ſiebente Buch Moſis war immer noch nicht ausverkauft, ſondern zum Preis von drei Mark ſtetsfort zu haben bei Paul Bar, Verſandgeſchäft in Glochau. Außerdem gab es Diamantglasſchneider, Zithern, Dreſchmaſchinen, Mittel gegen Miteſſer und für Bartwuchs, Sauzähne für Uhrketten, für nur zwei Mark neunzig eine Stockkrücke aus ruſſiſchem Rehhorn, ein Paar Hoſenträger mit der Aufſchrift: „Gott mit uns!“, einen intereſſanten Gegenſtand, ferner Salben für offene Beine, Trunkſuchtkuren, Samen von Vollendungsrunkelrüben, Lokomobilen von Lanz in Mannheim, höchſt wirkſames ſympathetiſches Mittel gegen die Mäuſe, genannt Salmanaſſer und Leviathan. Ein kleiner lieber Gott— ſo ſaß ich abendelang verwaltend über dieſer wimmelnden Welt und ſah ihr zu, und manchmal kam mir's vor, als wäre ich das ſelber, der ihr das tiefſinnige Leben einhauchte. In der Zeit hütete der große Schöpfer ſein Geheimnis, daß er nach nunmehr 6597 Jahren nach Julian noch jung und voll von Einfällen iſt und jedes Frühjahr wieder die Welt mit ſeinem Augenlicht und Geſang erfüllt und mit dem Duft ſeines blühenden Bartes berückt.

Von der geheimen Sympathie

Viel war von geheimer Sympathie die Rede bei den abendlichen Rauch- und Feiersitzen. Man holte Nüsse aus der Bodenkammer vom eigenen Baum, die ich mit aufgelesen hatte, und wenn man besonders einig war, so wurde einer nach Bier geschickt, das man mit dem heiß gemachten Feuerhaken „abschreckte". Ich bekam ein Stück Ölkuchen zu knabbern. Es sind das die zusammengebackenen Rückstände von verölten Nüssen, von denen man für zehn Pfennige einen ganzen Haufen in der Öle bekam. Sie schmeckten halb ranzig und halb nach kaum ahnbaren zukünftigen oder exotischen Herrlichkeiten, aber eben nur halb, und eigentlich schmeckten sie scheußlich, aber man kam nicht davon los. Waren diese Vorbereitungen getroffen, und hatte die Schwarze nicht widersprochen, so wußte ich, daß es diesen Abend wieder wunderbar traulich und unheimlich zugehen werde.

Nun gab es wirklich keinen Grund, weshalb man an dem Zeugnis so vieler ehrenwerter Menschen zweifeln sollte. Da war zum Beispiel eine Gewalt, durch die man einen anderen Menschen, den man strafen wollte, auf einen Zaun, wenn er darauf saß, so festbannte, daß er mit keinen Mitteln, außer in Stücken, herunterzubringen war, so daß ihn seine Verwandten und Eltern füttern mußten wie einen gefangenen jungen Vogel. Gefiel es einem, so konnte man es so weit treiben, daß sie ihm ein Dach über dem Kopf bauen mußten, damit er wenigstens im Trockenen saß, und Mauern um ihn herum, damit er im Winter nicht erfror.

Man nannte das Mädchen, dem von unbekannter Hand die Zöpfe abgeschnitten worden waren, während es sich auf einer gewissen Örtlichkeit aufhielt. Nachdem das Haar soweit wieder nachgewachsen war, erhielten die Eltern einen Brief, worin angezeigt wurde, daß das Mädchen am soundsovielten wieder seine Zöpfe einbüßen werde, und zwar im gleichen Lokal. Nun umstellte man das kleine Häuschen von allen Seiten, hing Lampen drinnen auf

und richtete die ganze Anstalt so ein, daß nichts dort geschehen konnte, ohne daß es von einem Dutzend guter Augen bemerkt wurde. Die Stunde kam, und das Mädchen nahm den Platz ein. Kaum hatte es sich niedergelassen, so hörten die Außenstehenden einen Schrei, und die Zöpfe waren wieder weg; gesehen hatte niemand etwas. Gegenwärtig war es wieder soweit mit den Zöpfen, aber das Mädchen war nun streng an das Kunstprodukt des Töpfers gewiesen, und man hoffte, auf diese Weise diesmal darum herumzukommen, vorausgesetzt, daß sich das Mädchen nicht vergaß.

Im unteren Dorf wohnte eine Witwe, die man ab und zu in völlig entseeltem Zustand auf dem Bett fand; die Sache hatte schon lange zu denken gegeben. Schließlich war es bemerkt worden, daß diese Ohnmachten mit Dorfereignissen, Bränden, Sterbefällen, Viehunglücken zeitlich zusammenfielen, und man fing an, aufzumerken. Nun hatte ein Bauer die Seuche im Stall; drei Kühe standen schon da und troffen aus den Mäulern wie die Keltern, und die anderen hörten auch auf zu fressen. Plötzlich sah der Bauer eine fremde Katze in den Stall schleichen, wie noch nie jemand im Dorf eine gesehen hatte. Geistesgegenwärtig, wie er war, schloß er sofort die Tür, nahm die Peitsche umgekehrt zur Hand und machte sich so rasch und gewaltig über die Katze her, daß sie für tot liegenblieb. Zufrieden mit seinem Werk warf er den Kadaver vor die Stalltür; als er aber nach einer Viertelstunde wiederkam, war das Tier weg. In derselben Nacht wurde der Kreisphysikus zu der vielbesprochenen Witwe im unteren Dorf gerufen. Er fand sie in einem jämmerlichen Zustand vor, verprügelt und zertreten, und stinkend von Stallmist, und hatte lang an ihr zu flicken, bis sie wieder etwas kriechen konnte. Aber den Kühen ging es von Stund an besser.

Vor einiger Zeit war ein Wirt gestorben und mit allen kirchlichen und bürgerlichen Ehren beerdigt worden; nun hatte man aber drei Nächte hintereinander eine feurige Gestalt auf seinem

Grab knien ſehen, und man riet, welche ungebeichtete Sünde er mit in die Ewigkeit hinübergenommen habe, die ihm nun keine Ruhe ließ. Eigentlich wußte man es aber genau.

Unerwartete Bedrohung

Aber in all dieſe Anregungen ſchlug eines Tages wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht, daß meine Zeit hier zu Ende ſei. Die Sache verhielt ſich ſo, daß jener Pfarrherr, bei dem mein Vater Gärtner geweſen war, mich bei meinen katholiſchen Großeltern für ſchlecht aufgehoben hielt und mir in einer proteſtantiſchen Armenanſtalt einen Platz aufgemacht hatte. Er löſte auf dieſe Weiſe das Verſprechen ein, das er meinem Vater auf dem Sterbebett gegeben haben ſoll, für mich zu ſorgen, aber über die Art und Weiſe wurde weder ich noch ſonſt jemand befragt, und aus den Äußerungen meiner Großeltern ſpürte ich eine erkältende und gegneriſche Wirkung, die ſie von Baſel erfahren hatten.

Mein Großvater hatte in jener Zeit viel zu tun. Es war Frühling, und die Bauern wollten ebene Wieſen haben, damit es im Juni ein gutes Mähen gab. Frühmorgens zog er ſchon aus mit ſeinem ſelbſtgemachten Knotenſtock, einem umgehängten Leinenſäckchen, worin ſein Eſſen für den Tag war, denn er mußte weit herum, und ſeinem Gerät, das in einem guten Taſchenmeſſer, einem kurzen, breiten Spachtel, einem Bündel biegſamer Ruten, einem Knäuel Schnur und einer Anzahl Drahtſchlingen beſtand.

Weil es mit mir zu Ende ging, wollte er mich noch nach Möglichkeit um ſich haben. Nun machten wir weite Wege im Bann herum, waren ganze Tage im Freien, ſtreiften heute im Rheintal und morgen auf dem Berghang über dem Dorf. Überall hatte es Maulwurfshügel und mußte mein Großvater zum Rechten ſehen, und überall gab es Abwechſlungen und Nebenunternehmungen, die gar nicht zum Geſchäft gehörten, denn er war in ſeinen alten

Tagen ſo neugierig und unternehmend wie ich mit meinen jungen. Es fand ſich in dieſer ſchönen Jahreszeit ſo viel zu betrachten, zu befühlen und zu berlechen, daß man eigentlich Gehilfen haben mußte, um allem nachzukommen. Es gab Büſche mit neuen Vogelneſtern, Steinbrüche mit Schlangenlöchern, Haſenſtuben und Fuchsbaue mit jungen Tieren darin. Die eine Winterfrucht war weiter voran als die andere. Die Reben trieben die erſten Augen. Man hatte jetzt eine neue Methode zu okulieren, die ſich bewährte. Eine Maulwurfsfalle machte man folgendermaßen: Man räumte den Hügel weg, bis man auf den Gang ſtieß, ſtach den mit dem Spachtel ſenkrecht und ſauber durch und legte das Loch frei. Darauf ſteckte man eine Rute dahinter in den Boden, band eine Schnur mit einer Drahtſchlinge daran und knetete aus Erde eine handliche Kugel. Jetzt zog man die Schlinge mit der federnden Rute herunter, brachte ſie genau vor den Eingang zum Labyrinth, das man mit der Erdkugel verſtopfte, ſo daß der Pfropfen die Schlinge hielt. Fuhr nun der Maulwurf von innen, um ſein Hausrecht auszuüben und wieder Ordnung zu ſchaffen, gegen die Lehmkugel und ſtieß ſie weg, ſo ſchnellte die dicht davorliegende Drahtſchlinge in die Höhe und brach ihm das tapfere, gottvertrauende Genick, bevor er etwas merkte.

In Anbetracht der nächſten proteſtantiſchen Zukunft, die mir drohte, und unter dem Nachgefühl der achtungsloſen Behandlung, die mein Großvater von Baſel erfahren hatte, erfüllte und durchdrang nun die Großmutter leiſe erbittert und ſtill begeiſtert die ganze Welt mit Katholizismus. Bei ihm war das mehr Poeſie und Phantaſtik geweſen; bei ihr wurde es geheime Leidenſchaft, ja ein Spürchen Fanatismus ſchwebte darin. Auch der Wald wurde nun katholiſch, und zwar war es aller Wald auf der ganzen Erde; es gab gar keinen proteſtantiſchen Wald, und den die Proteſtanten hatten, der war auch katholiſch. Alle ihre Stämme trugen das heimliche katholiſche Zeichen, mit dem Gott die Bäume ſchon im Samen bemerkt. Die Buchen hatten weiſe Marienſprickel in der

Rinde. Die Tannen rochen nach heiligen Kerzen. Der Buchs war zum Weihwasserſprengen geſchaffen. Das Waſſer mußte erſt geweiht werden, ſeitdem es den Proteſtantismus gab; vorher war alles Waſſer rein und geweiht geweſen. Der Proteſtantismus war der zweite Sündenfall, und die Proteſtantenbibel der zweite Baum der Erkenntnis. Wenn ein Proteſtant einen Baum ſchlug, ſo ſchrie der Baum zum Himmel und klagte ihn an. Ging er durch einen Wald, ſo ſprachen die Vögel über ihn. Wo er ſtand und ging, da war er allein, weil ihn alle Tiere verließen, oder ihn vertieten, wenn er ſie zwang, bei ihm zu ſein. Und war nicht auch Franz Xaver, der Verderber, ein Proteſtant? Mein Vater dagegen war befreundet, da er eine katholiſche Jungfrau heimgeführt hatte. Von allem zahmen und frommen Getier war Petrus der oberſte Hirte; wenn ſich noch irgendwo ein Tröpflein Blut des Heilandes fand, dann erlöſte man auch die Kreatur damit. Die Proteſtanten, beſonders die in Preußen, hatten die Fabriken und die harte Arbeit in die Welt gebracht, weil ſie geldgierig waren. Kein Proteſtant konnte ganz glücklich werden, das ſah man ſchon an ihren Augen, die hochmütig und kalt drein blickten, wie Augen blicken, die nicht in Altarlichter ſehen. Ich hatte Altarlichter geſehen und ihnen ſogar gedient, und konnte darum nie ganz verlorengehen und nie ganz der Geldſucht verfallen.

Stand ich mit meinem Großvater vor einem Waldrand und ſah über das lichte Rheintal hinüber, ſo hörte ich, was hier ſonſt noch für Beziehungen herrſchten. Die Lokomotiven, die rheinaufwärts eilten, waren tiefbefreundete, katholiſche Weſen, Inbegriffe von frommer Schnelligkeit und geweihter Kraft. Über die ſchweizeriſchen drüben wollte er ſich kein Urteil erlauben. Die Wolken, das Himmelsgebäude, das Licht, das Land: alles war katholiſche Gottesoffenbarung und Urherrlichkeit, alles durfte in Altarkerzen ſchauen, wenn auch nur ſelten an den Fronleichnamstagen, wo draußen Altäre gebaut werden für die Natur und die Tiere im Freien, ja, der Himmel konnte durch die Kirchenfenſter herein-

ſehen, wenn Hochamt war. Und die lieben Vögel konnten ſogar den Segen hören. Etwas war auch ſicherlich daran, wenn meine Großmuter die Preußen für die Fabriken und das Militär und die neue harte Arbeit ſamt dem Staat mit ſeinen vielen Steuern und ſeinen harten Gerichten verantwortlich machte. Trotzdem wollten wir, der Großvater und ich, über die Proteſtanten milder denken, und wir einigten uns in der Stille, daß ſie nicht ſchlecht, ſondern bloß von ihren Pfarrern verführt und verblendet ſeien. Dann grüßten ſich in unſeren Perſonen die Geſchlechter hinüber und herüber, und an der Hand des Alters ſtieg ich abends müde und ſatt geſehen, ſonnenwarm, gläubig, blutjung und doch wieder ein bißchen proteſtantiſch ins Tal hinunter, während die Glocke vom Kirchturm Feierabend läutete, die ſinkende Sonne durch die Luft und durch den Rauch aus den Kaminen ein überirdiſches, flimmerndes Seidengeſpinſt wob, und die Schwalben in der Höhe ihre ſeligen Abendflüge ausführten.

Wieder ein Abſchied

Zuletzt nahm ich vom Müllermädchen Abſchied. Wir klommen miteinander Hand in Hand hinter der Mühle den grünen Hang hinauf, ſahen ſehr viele Veilchen und Schlüſſelblumen, ohne etwas anzurühren, und ruhten nicht, bis wir ganz oben am Waldrand ankamen und nun weit übers Tal, über den Rhein und ſogar über die Schweizer Vorberge hinwegſehen konnten. In das ganz trockene und warme dürre Laub, das vor den vorderſten Stämmen lag, ließen wir uns nieder. Lange Zeit wandten wir ſchweigend die welken Blätter hin und her, um immer wieder eine verborgene Anemone darunter zu entdecken oder ein Veilchen. Die erſten Spinnen waren ſchon da; ſie ſahen trocken und erwärmt aus. Sogar ein Zitronenfalter taumelte zwiſchen Schatten und Sonne hin und her. Meiner Freundin war neuerlich verboten,

mit mir umzugehen, und ſie wußte, daß ſie nachher Schläge bekommen würde. An den Händen, mit denen wir nicht ſpielten, hielten wir uns. Endlich wollte ſie hören, was das für eine Anſtalt ſei, in die ich da komme, und ich hatte keinen Begriff davon. Unausgeſprochen zwiſchen uns ſchwebte die Tatſache, daß wir ſie uns beide ſehr traurig vorſtellten, noch kein Menſch hatte Gutes von einer Anſtalt gehört.

„Gib mir deine Schuhe und nimm meine!“ ſagte ſie darauf. Ich begriff, daß ſie ein Andenken wollte, doch waren meine Schuhe ſchöner als die ihren. Ich hatte vornehme Stadtſtiefel, an denen noch faſt alle Schnürhaken ſchwarz waren; ſie hatte Bauernſchuhe mit groben und ſogar abgebrochenen Haken und alten verknüppelten Schnürbändern. Außerdem konnte ich beſtimmt darauf rechnen, daß mir die ſchwarze Tante noch einmal vor dem Abſchied die Hölle heiß machte, aber das war jetzt alles ganz gleich. In feierlicher Wehmut wechſelten wir nicht die Ringe, aber die Schuhe. Meinerſeits dehnte ich die Handlung auf die Strümpfe aus, und auch die Strumpfbänder forderte ich an. Heute war die Welt wieder ganz proteſtantiſch, weil es eine Frage zu begrübeln gab; dafür iſt dieſe Religion wie geſchaffen. In der Freude ſind wir alle mehr katholiſch.

Drittes Kapitel

Ein schwerer Tag

Der Einzug

Als ich an der Hand meines Großvaters von der Eisenbahnstation Demutt die kurze, gerade, abfallende Straße nach der ehemaligen Deutschritterkomturei gleichen Namens hinab schritt, war eben ein Gewitter über die Gegend gegangen. In dem großen Garten der jetzigen Armenanstalt zwischen lauter blühenden Obstbäumen, die noch vor Nässe glitzerten, stand mit einem schimmernden Fuß ein Regenbogen und schwang sich unter der Schwärze des Himmels hin mit wunderbarem Glanz über die kleine Häusergruppe, Tor, Schloß, Kirche und Mauer, und über den Rhein hinüber den jenseitigen Schweizer Bergen zu. Eine Glocke bimmelte in der Anstalt. In der Richtung nach Basel blitzte es noch; es war ein Ostgewitter gewesen.

Wir kamen über eine kleine Brücke. Links und rechts lag der Burggraben, aus dem altersgraue Mauern steil aufstiegen. Holunder und Flieder trieben in der Tiefe. Ein dunkler, hallender Torgang nahm uns auf. Darauf traten wir in den Burghof. Aus irgendeinem Grund maß ich meine Schritte nach denen meines Großvaters; ich zog so in die Armenanstalt Demutt ein mit weiten, großspurigen Schritten und mit dem Knotenstock des Großvaters, den ich mir mit zähem Anhalten erbeten hatte. Nach einigen Fragen wurden wir ins Hauptgebäude geführt, um dem „Herrn Vater" vorgestellt zu werden. Zum erstenmal fand ich meinen Großvater in einer Umgebung, in der er nichts zu sagen hatte; das beunruhigte mich, und es schien mir niederdrückend und beängstigend.

Der Herr Vater war ein ziemlich großer Mann von eigentlich schwerer Statur, aber gichtbrüchig, so daß er mit seinem Wuchs nicht mehr zur Geltung kommen konnte. Er saß gelähmt in einem

Lehnstuhl, vermochte nur noch den Mund und die Augen und kaum die verkrüppelten Hände zu gebrauchen, kam mir aber gleich sehr vornehm und hochgestellt vor, und ich konnte meine Blicke nicht von seinen sehr weißen, von der Gicht verzogenen Fingern und der wollenen Decke bringen, die seine Beine einhüllte, so daß ich geheißen werden mußte, dem Herrn ins Gesicht zu sehen, damit man meine Augen betrachten könne. Mein Großvater schien mir schüchtern und viel beflissener als in Wyhlen gegenüber dem katholischen Herrn Pfarrer, der doch auch ein heiliger Mann und sogar schon ein weißhaariger Greis gewesen war. Dafür hatte dieser Herr Vater einen breiten, weichen, graumelierten, ehemals schwarzen Bart, eine leichtgebogene Nase in einem weichen, kränklichen und empfindlich aussehenden Gesicht, und dazu kleine, kräftig blaue Augen, deren Blick ein wenig stach, auch wenn er freundlich mit einem redete.

Ich wurde dann hinausgeschickt, während der Herr Vater noch mit meinem Großvater allein etwas bereden wollte. Als dieser draußen wieder zu mir stieß, stolperte er über die Schwelle und sah mich zuerst gar nicht. Er hatte auf einmal rote Wangen, und drinnen war es auch ein bißchen laut zugegangen, doch plötzlich besann er sich wieder auf mich, und beim Abschied machte er noch einen Witz: er steckte mir ein Zweimarkstück unter den Hemdkragen ins Genick, umarmte mich mit Tränen in den Augen, und trabte ab ohne mich und ohne seinen Knotenstock. Mir selber saß das Weinen im Hals, während ich ihn den dunklen Torgang dem Bahnhof zu durchschreiten sah.

Die Arbeitstube

Jetzt läutete aber eine Glocke, und meine Person wurde von der Hausordnung mit Beschlag belegt. Sie entzog mich mit etwa zwanzig anderen kleinen und großen Buben in brauner Anstalts-

tracht für heute dem Sonnenſchein, der ſich inzwiſchen eingeſtellt hatte, und führte mich aus dem Schloßhof durch einen gepflaſterten hallenden, breiten Gang, eine ſteinerne enge Wendeltreppe hinauf, über einen zementbelegten weiten Eſtrich, durch eine enge hölzerne Diele, und abermals über einen nun mit Backſteinen gepflaſterten Boden in einen alten ſpitzbogig überwölbten mittelgroßen Saal. Der Saal hatte nach Oſten zu zwei ſchmale, gewißlich ſehr vornehme Bogenfenſter, die in ungewohnten Niſchen lagen und von außen mit Efeu umrankt waren, und ſüdlich einen Erker, der mit drei heiteren Durchbrüchen links gegen Säckingen hinauf, rechts gegen Baſel hinunter, und geradeaus nach dem Rhein und dem Schweizer Wald drüben blickte. Doch darin hatten wir, hörte ich, ſuſt nichts zu ſuchen; er war durch eine Holzwand mit Glasſcheiben von unſerem Raum, dem Arbeitſaal, abgeſperrt. Die Mauern waren wohl zwei Meter dick. Wo die ziegelroten Rippen der Deckenwölbung ſich trafen, hingen runde Roſetten, von denen kaum kenntliche Ungeheuer auf uns herabgrinſten.

Den Saal beherrſchten eine Anzahl ſchwere, grobe eichene Tiſche von hohem Alter. Einer ſtand zunächſt im Winkel, wo es immer dunkel war, einer rechts vorn beim Erker, einer links bei den Fenſtern; der war durch kniehohe Bretter eingewinkelt. Rechts von der Tür ſtand ein großer, runder eiſerner Ofen. Die kleinſten Jungen nahmen an dem dunklen Tiſch Platz; die größeren verteilten ſich auf die anderen Bänke. Die an dem eingezäunten Tiſch machten mir den Eindruck, ein beſonderer Verein zu ſein. Sie beobachteten eine unabhängige Haltung, verkehrten nur unter ſich, und der Aufſeher ging mit ihnen am achtungsvollſten um, denn ſie waren die Finkenmacher, eine Gilde, die aus Tuchenden warme Schuhe, ſogenannte Finken, flocht und ſie mit weißen Wollplatten verſah. Auch die Wollplatten ſtellten ſie ſelber her. Die Einzäunung verhinderte, daß die Wolle wegflog und ſich mit den Schweineborſten vermiſchte, die an den anderen Tiſchen verarbeitet wurden. Die Finken flocht man über dicke Leiſten, an denen ſich

ein geheimnisvolles Syſtem von Nägeln und Haken befand. Man brauchte dazu beſtimmte lange Nadeln, die für meine Begriffe eine ungeheuer kunſtreiche Handhabung und einen furchtbar entwickelten Geiſteszuſtand beanſpruchten. Ich konnte nicht anders, als dieſe wiſſensreichen und brauchbaren kleinen Handwerker von Stund an verehren; gleichzeitig ging mir auf einen Schlag mein bisheriges unnützes Leben auf, das ich in Wyhlen geführt hatte, und ich wurde ſehr kleinlaut und verzagt.

Da ich heute noch nicht zu arbeiten brauchte, konnte ich auch ſehen, was die Burſchen an dem anderen Tiſch machten. Sie waren ſehr nett und freundlich zu mir, und zeigten mir alles. Sie verfertigten Schuhbürſten, Kleiderbürſten, Zylinderputzer, Auftragbürſten, Hutbürſten, Handbeſen und Beſen für Stiele, was man wollte. Die erſteren wurden mit Meſſingdraht eingezogen, die anderen gepecht. Jedes war eine Kunſt für ſich. Die Jungen ſagten, das würde ich auch einmal lernen, aber ich hatte ein ſchweres Herz und zweifelte daran. Ich wünſchte es auch nicht. Mit märchenhaftem Schimmer trat mir die friſch verlorene Freiheit bei meinen Großeltern vor Augen, der Grashang mit ſeinen Veilchen und Schlüſſelblumen, der Bach, das Kloſter im „Himmelreich", deſſen Glocke ich geläutet hatte, die Mühle mit dem Müllermädchen, und die Großeltern ſelber. Die Jungen fragten mich, wo ich her ſei. Ich ſagte mit trauernder Beſcheidenheit: „Aus Wyhlen!" — „Was, aus Schwielen?" witzelte einer gleich, und von Stund an hieß ich: „Der Schwielener!" Dann wollten ſie wiſſen, was mein Großvater ſei. Ich dachte, Beſcheidenheit ſei hier vielleicht falſch angebracht, und dem Frager ſtolz entgegentretend, erklärte ich: „Schermausſäger, von der Gemeinde angeſtellt!" Sie kicherten und ſtießen einander an, und künftig war ich lange nicht von der Überzeugung abzubringen, daß die Bürſtenbinder weniger anſtändig und vornehm ſeien als die Finkenmacher. Gewiß waren ſie durch ihre Kunſt mit einem ſcharfen, geſchulten Geiſt begabt, aber die Finkenmacher hatten mehr Gemüt und Seelenhoheit.

Noch großartiger war ja nun eigentlich das Einpechen der Beſen. Wenn Beſen gemacht wurden, roch der ganze Raum nach Pech und herrſchte überhaupt eine gewiſſe Feſtlichkeit, die einen deutlichen Begriff gab von Wert und Ziel der Lebensbeherrſchung. Die Pechjungen gingen breitbeinig und großmäulig umher, genoſſen ihren Ruhm und ſahen auf alles andere herab, ja, ſie fühlten ſich ſogar ſo ſicher in ihrer Überlegenheit, daß ſie ihre Verachtung für das Kleingewerbe, das wir Jüngſten vertraten, mitleidig verbargen, und ſich nur an den Finkenmachern und den Bürſtenbindern rieben. Aber die Tage der Bürſtenbinder kamen auch wieder, wenn weiß-, rot- und ſchwarzgeſtreifte Bürſten, ganz blaue Damenbürſten oder ſolche mit beſtellten Anfangsbuchſtaben gemacht wurden. Sobald die gefärbten Borſten beim Aufſeher auf der Bank lagen, nahm eine geiſtig angeregte, klarlüftige Stimmung im alten Ritterſaal überhand. Da war es für die „Pechrotzer" beſſer, die „Bürſtenſchinder" nicht herauszufordern, oder dazu nur ganz vorteilhafte und ſichere Gelegenheiten auszuſuchen. Die Finkenmacher ihrerſeits ſaßen in ihrem Verſchlag und ihrer Sonderkunſt ſo ſicher, daß ihnen weder eine der anderen Parteien ans Leder oder an die Wolle konnte, noch hatten ſie Luſt, ſich an der Niedermetzlung der gerade unterliegenden Partei, ſo lohnend ſie manchmal geweſen wäre, zu beteiligen; Verträglichkeit, Edelmut und Würde ſind alſo wohl offenbar moraliſche Zuſtände, die man vom Finkenmachen und Wollekämmen nicht getrennt denken kann. Es herrſchte daher zwiſchen den Finkenmachern und den Pechvögeln ein gewiſſes ſympathiſches Achtungsverhältnis, das auch durch die Uzereien der letzteren nicht geſtört wurde, während zwiſchen jenen und den Bürſtenbindern nichts als vollkommene Kälte und Gleichgültigkeit vorwaltete.

Dieſen ruhmreichen Parteien ſchoben wir kleinen Knirpſe das Fundament unter die Füße, oder richtiger: wir zupften es. Wenn das Schwein abgebrüht iſt, ſo ſchabt ihm der Metzger die Borſten von der Schwarte herunter. Dieſe Borſten bekamen wir mit Haut-

ſetzen und Klauen, und was ſonſt am Schwein hing, zu ſäubern und zu ordnen. Man nahm die linke Hand voll Haar, ſchloß ſie, zog einen Büſchel davon unten heraus, legte ihn der Länge nach in die Hand zurück, und fuhr damit ſo lange fort, bis die ganze Fauſt voll gereinigt in gleicher Richtung lag. Bei ſauberer Ware konnte man mehr Gezupftes leiſten als bei unreiner oder harziger. Die Kleinen ſollten drei Lot in einem Vormittag zupfen und zwei am Nachmittag, die Größeren vier und drei. Man ſagte mir, der liebe Gott habe es ſo befohlen, aber ich kam bald dahinter, daß der liebe Gott Röcke anhatte.

Um ſieben Uhr hieß es: „Aufſtecken!“, worauf das Gerät abgeräumt, der Boden gekehrt und eine nicht übertriebene leibliche Reinigung vorgenommen wurde. Ein Junge lief mit einem großen Trichter, der mit Waſſer gefüllt war, durch die Stube. Mit dem laufenden Waſſer beſchrieb er ſchöne Achterſchleifen, um die ich ihn ſchwer bewunderte und auch ein bißchen in aller Beſcheidenheit beneidete, denn es war einer der geſchickten Bürſtenbinder. Drei andere kehrten den Boden unter Erregung eines anſehnlichen Staubes trotz der Achterſchleifen. An den Beſen hingen und baumelten die Klunkern, was mir beſonders beachtenswert erſchien. Nebenher bekam ich einen vollen Waſſerſtrahl über die Strümpfe; gleich darauf fuhr mir ein Bürſtenbinder mit dem Beſen von hinten gegen die Abſätze, daß ich mich rückwärts hinſetzte. Zu allem ſprach ich den großen Leuten die volle Berechtigung zu. Sie ihrerſeits lobten mich, weil ich nicht heulte; ſie hätten gedacht, als Schwielener würde ich gleich zum Aufſeher laufen.

Das erſte Abendeſſen

So ausprobiert durfte ich im Zug nach dem Speiſeſaal hinten anſtehen. Es ging wieder über den Zementboden und die Wendeltreppe hinab. Von dem kalten, zugigen Gang führte eine Tür nach dem neuen Teil des Schloſſes, wo uns nun ein ſehr großer

Saal aufnahm. Eine Reihe von eiſernen Säulen trug die Decke, die ich hier flach fand. Vier große Fenſter, ebenfalls in tiefen Niſchen, gingen nach dem Schloßhof hinaus. Wir waren die erſten im Saal und nahmen unſere Plätze an dem langen Tiſch rechts ein, der mit der Wand lief. Ich kam als Neuling ganz unten zum Aufſeher zu ſitzen. Etwas ſpäter erſchienen andere Jungen, die im Garten, und dann welche, die auf dem Feld gearbeitet hatten. Es waren nach meinen Begriffen halbe Rieſen dabei, rühmenswerte, achtunggebietende Jahrgänge, gegen die vielleicht meine Bürſtenbinder doch nicht aufkamen. Wir Haarzupfer nahmen das untere Drittel der Tafel ein, die Pechleute und Finkenmacher die Mitte, und die Garten- und Feldarbeiter das obere Drittel. Im ganzen waren wir etwa vierzig an der Zahl. Quervor ſodann an der Nordwand, wurde mir bedeutet, ſtand der „Herrentiſch", an welchem der Herr Vater mit ſeiner Familie, die Lehrer und der ſeine Beſuch aßen; er war noch leer. Ihm zunächſt und parallel ſtand der Mädchentiſch, an welchen eben ein Zug von etwa dreißig braungekleideten, beklemmend ſittſam ausſehenden kleinen Weibern von ſechs bis fünfzehn Jahren gezogen kam. Still, kaum unter ſich flüſternd, nahmen ſie ihre Plätze ein und warteten ſodann mit den Händen in den Schößen auf das weitere.

Zunächſt erſchien nun eine geordnete Gruppe von etwa zwei Dutzend jungen Männern zwiſchen zwanzig und dreißig Jahren, um den Tiſch nach den Mädchen zu beſetzen. Dieſe Jünglinge waren die „Brüder"; mehr konnte ich fürs erſte nicht erfahren. Ich wunderte mich ſehr, daß es ſo viel Brüder geben ſollte, und hätte nun gerne ebenſo viele erwachſene Schweſtern geſehen, die ſich jedoch nicht einſtellten. Sondern den Tiſch nach den Brüdern nahmen Männer ein, die in trotziger oder ruhig ſelbſtbewußter Haltung einzeln ankamen, wie es ihnen paßte. Ich erfuhr, daß der eine der Knecht Siegriſt war, der andere der Schneider Werder, dann der Gärtner, der Schuhmacher, der Sattler und ſo weiter. Plötzlich, ich war noch nicht über den Knecht Siegriſt im reinen,

einen alten Knaben von beſonders unbotmäßigem und dabei doch vertrauenerweckendem Ausſehen, fuhren die Mädchen wie geſtochen von den Bänken auf, ſo daß eine Bank mit großem Getöſe umfiel. Ihnen folgten die Brüder, alle Jungen, und auch die Männer am letzten Tiſch ließen ſich dazu herbei, ein wenig aufzuſtehen. Ich ſah nun, daß ſich inzwiſchen mehrere Perſonen an dem erſten Quertiſch eingefunden hatten, aber der Herr Vater war nicht darunter. Dagegen wurde er gerade jetzt von den zwei ſtärkſten Brüdern an der Wand entlang nach ſeinem Platz getragen. Er ſagte mit lauter Stimme: „Guten Abend!“, und alle antworteten ebenſo: „Guten Abend, Herr Vater!“ Ihm folgten ſeine Gattin und die beiden Töchter. Alles blieb nun ſtehen, um den Tiſchgeſang anzuſtimmen; ſoviel ich ſehen konnte, ſang jedermann mit, außer dem Knecht Siegriſt, den ich in der Folge für einen heimlichen Heiden hielt. Er hatte auch einen ſo graumelierten rotbraunen Lockenkopf und Goldplättchen in den Ohren, ſah verwettert und verwittert aus, und die Hände faltete er ebenfalls nicht. Für den Knecht Siegriſt intereſſierte ich mich bereits brennend, um die Wahrheit zu ſagen. Beim Singen bewunderte ich am meiſten die Mädchen mit ihren ſanften und gebildeten Stimmen, dann freuten mich aber die Brüder mit ihren Tenören und Bäſſen, die dem Geſang einen ſo beſonnenen Charakter gaben.

Unſer Aufſeher und die Lehrerin der Mädchen hatten die Wartezeit bereits dazu benutzt, die Suppe in die Zinnteller auszuſchöpfen. Bald nach dem letzten Ton des Liedes ſaß alles mit ſeinem Löffel arbeitend; wer Glück hatte, fiſchte ſich ſeinen „Knollen“ aus der Haferſuppe und legte ihn zur Anſicht für die Nachbarn auf den Tellerrand, um ſich zum Schluß mit ihm auseinanderzuſetzen. Geſprochen wurde nicht, das war das ausſchließliche Vorrecht des Herrentiſches, der ſelber nur in gedämpfter Weiſe davon Gebrauch machte. Inzwiſchen ging der Aufſeher zum zweitenmal mit Schüſſel und Kelle die Reihen entlang, ſoweit es reichte. Nachher kam noch etwas Übriggebliebenes vom Mädchentiſch und von den Brüdern

herüber, aber zu uns herunter langte es auch jetzt nicht zum zweitenmal. Wir waren daher ſchon fertig, als das große Schlußgeräuſch anhob, das nach der gewiſſen Feierlichkeit, die vorausgegangen war, mich ſehr überraſchte. Es wurde von etwa dreißig Jungen, zwanzig Mädchen und einigen Brüdern ausgeführt. Man lehnte den rechten Arm gegen die Tiſchkante, faßte mit der linken Hand den Teller, während man ſich mit dem Geſäß gleichzeitig auf der Bank etwas zurückſchob, ſo daß das Geſicht in gleiche Höhe mit dem Tellerrand kam. Während die linke Hand den Teller immer um einen Zentimeter herumrückte, ſcharrte die rechte mit dem Löffel vom Zentrum aus in raſchen, taktmäßigen Schlägen jedesmal einen Streifen Suppenbelag in den davor befindlichen Mund hinein, bis der Teller vollkommen blank war. Das gab einen ohrenbetäubenden Lärm, da dazu in der Minute etwa hundertzwanzigmal der Löffel gegen den zinnernen Tellerrand ſchlug. Siegriſt ſcharrte nicht; er hatte überhaupt Gemüſe und Fleiſch und dazu noch Brot und Käſe vor ſich. Die Brüder mußten dagegen wie wir mit der Haferſuppe auskommen.

Eine geſtörte Andacht

Als das Geräuſch verſtummt war, trat wieder eine ehrfürchtig wartende Stille ein. Der Herrentiſch war mit Eſſen noch nicht fertig, da der Herr Vater von einer fremden Perſon ernährt werden mußte; er konnte weder ſein Fleiſch ſelber ſchneiden, noch die Gabel zum Mund führen, und das hielt auf. Inzwiſchen wurden an den Tiſchen die Teller in beſtimmte Stöße aufeinandergeſchichtet und Bücher ausgeteilt; von den Großen bekam jeder eines, während die Kleinen zu zweien darein ſehen mußten. Die Buben, die bisher mit dem Rücken gegen die anderen Tiſche geſeſſen hatten, mußten die Bank überſteigen und umgekehrt ſitzen. Dasſelbe taten die Brüder und die Mädchen; das heißt, die Mädchen

stiegen nicht, sondern zogen zu beiden Seiten in sittsamer Wallfahrt hinaus und hauchten sich fromm in zwei Zügen von der anderen Seite wieder hin. Inzwischen war auch der Herr Vater mit dem Essen fertig geworden. Die Bücher lagen aufgeschlagen in jedermanns Hand und, von der Haferſuppe frisch geputzt, begannen die Kehlen — ein vertrauenswürdiger alter Mann neben dem Herrn Vater gab den Ton an — das Abendlied. Ich paßte sehr auf, und hätte Text und Melodie meiner Lebtage nie vergessen, auch wenn ich sie nicht später so und so oft mitgesungen hätte, denn dafür besaß ich ein besonders scharfes Gedächtnis. Ich weiß noch heute Lieder, die ich nur ein einziges Mal gehört habe. So lautete das Lied:

„Hoffnung, Hoffnung, Dämmerlicht in Nächten,
Willig folg' ich deinem sanften Strahl.
Will die Welt den armen Fremdling ächten,
Bin ich ihr, und ist sie mir nur Qual,
Muß ich fremd im Lande Mesech sein,
Kehr' ich abends doch in Zoar ein."

Das Lied erfüllte mich mit hoher Verwunderung. Die ungewohnte Sprache, die es führte, sein Inhalt mit dem unfaßlichen Gegenstand — die Marienbilder in Wyhlen hatten doch immer eine Frau zum Mittelpunkt gehabt, wenn auch eine sehr hochgestellte —, die fremden Namen Mesech und Zoar gaben mir sehr zu denken. Auch ging eine gewisse Trauer von ihm aus, eine milde Betrübnis, die mich veranlaßte, mich aufrichtig zu freuen, daß der Mann abends doch noch in Zoar einkehren konnte. Die Melodie schien mir gewiß schön, aber eine sozusagen aufsehenerregende Entsagung ging von ihr aus, irgendein geheimnisvolles Abgeschlossenhaben mit der Welt, so daß ich der Sache immer weniger traute, und während der zweiten Strophe fing ich vor Seelenbekümmernis und Beklommenheit an zu heulen. Das Heimweh packte mich am Kragen, und schließlich, als das Lied zu Ende war, plärrte ich

allein weiter. Erſt gab es eine Stille um mich. Dann fragte der Herr Vater, der auch nicht mehr gut ſehen konnte, was da ſei; alles hörte ich wie im Traum. Man ſagte ihm irgend etwas. In der Zeit war der Aufſeher um mich bemüht, aber vor lauter Angſt würgte ich die Tränen hinunter und beſtrebte mich ſchon von ſelber nach einer anſtändigen und der Örtlichkeit und Stunde angemeſſenen Aufführung.

Durch mich ungeſtört entwickelte ſich die Andacht dann weiter. Es wurde eine ſchreckende und ſeltſame Sache von einem Tier mit vier Köpfen und von der Hure von Babylon vorgeleſen, deren ſchädlichem Wandel ich tiefbetrübt und ab und zu noch leiſe aufſchluchzend von fern folgte. Nebenher erfuhr ich, daß die angeführten Geſtalten die Feinde Chriſti und ſeiner Kirche, vereint in der ſchlimmen, fallenſtelleriſchen Welt, zu bedeuten hätten, die jeder in ſeiner Perſon zu bekämpfen verpflichtet ſei. Den Anfang müſſe man dazu aber im eigenen Herzen machen, wo dieſe Welt ihre Wurzeln habe in der Geſtalt von Lüſten, böſen Gedanken, Widerſetzlichkeit gegen das Gute und Untreue aller Art, durch welche der Erlöſer täglich und ſtündlich neu gekreuzigt werde. Wollten wir ihm alſo Martern erſparen, ſo müßten wir die Beſtien mit den vier Köpfen und die Perſon von Babylon in uns vernichten. Nachher wurde durch den Herrn Vater ein Gebet geſprochen, das man ſtehend anhörte, und worin er Gott und Chriſtus für uns alle bat, uns in dieſem Kampf beizuſtehen und anzuleiten.

Eine unrühmliche Nacht

Damit war dieſe kummervolle halbe Stunde auch zu ihrem Beſchluß gekommen. Niedergebeugt und reuevoll über meine ſündhafte Unzulänglichkeit, von der ich bisher nicht einmal etwas geahnt hatte, verließ ich am Schwanz des Zuges als Allerletzter den Speiſeſaal und erſtieg über vier breite, weite Treppen und eben-

ſolche Korridore das vierte Stockwerk, in welchem unſere Schlafſäle lagen. Die älteſten Jungen zweigten ſich rechts ab. Die mittelalterlichen nahmen die Tür des erſten Saales links. Wir gingen durch die zweite. Zuerſt kam noch ein Geſchäft, das nach der nicht beſonders ſteifen Abendſuppe zweckmäßig war. Dreißig Jungen drückten und ſchoben ſich in allen Zuſtänden der Bekleidung wie die Bienen vor dem Stock vor der einen Tür herum, und der Bruder, der die Schlafaufſicht hatte, mußte viel Geduld aufwenden, bis der Letzte fertig war.

Mir hatte man inzwiſchen ein Bett an der Wand angewieſen, das aus einem Strohſack, zwei Leintüchern, einer Wolldecke und einem Federkiſſen beſtand. In dieſem Saal waren nicht nur die Kleinſten, ſondern auch die unverbeſſerlichen Bettnäſſer zuſammengebracht. In den anderen Sälen gab es Spreuſäcke. Sehr verloren und verwaiſt machte ich alle Gebräuche mit, bis ich im Bett lag, einen unbekannten Jungen rechts und einen links. Durch zwei große, vorhangloſe Fenſter ſah der Sternenhimmel hoch herein, und wir lagen ohnehin ſchon hoch, dazu in einem großen, hohen, kalten Saal mit weiß geſtrichenen Wänden und einer eiſernen Säule in der Mitte, in dem jedes Huſten furchtbar unwiderruflich und öffentlich klang. Als das Licht aus und der Bruder gegangen war, und mir ſo recht klar wurde, daß ich nicht bei der blonden Tante im Bett ſchlief, und daß nun überhaupt eine ganz neue Zeit begonnen hatte, fing ich wieder an zu heulen. Um niemand damit zu ärgern oder ſtören, verkroch ich mich unter die Decke, denn es lagen einige größere Jungen da; wenn ſie auch Bettnäſſer waren, ſo hatte ich jetzt im Dunkeln doch Angſt vor ihnen. Indeſſen nahm mich unverſehens der Schlaf auf.

Um zehn Uhr, als der Bruder kam, um ſich ebenfalls ſchlafen zu legen wurden die Kleinen und die Bettnäſſer geweckt, um noch einmal den Weg zu jener Tür anzutreten. Mich hätte man ruhig liegenlaſſen können, denn vor Aufregung und Müdigkeit hatte ich mich bereits erleichtert. Es war eine große Schande, doch ſchlaf-

trunken, wie ich war, vermochte ich ihren Umfang nicht zu ermeſſen. Schlaftrunken war ich nicht allein. In aller Traurigkeit ſah ich einen Jungen, der im Halbſchlaf im Gang draußen die Schublade einer Kommode herausgezogen hatte und mit aufgehobenem Hemd in vollkommen berechtigter Haltung davor ſtand. Als man ihn abrettete, war bereits Unheil geſchehen, denn in der Schublade lag friſche Wäſche. Später ſah ich dann noch auf dieſem Weg eine alte Feindſchaft austragen. An das aufgedeckte Bett eines Jungen, der hinausgegangen war, ſtellte ſich wie der Feind im Gleichnis ein anderer, der ſich dieſen Weg ſparte. Um das ganz zu verſtehen, muß man wiſſen, daß Bettnäſſen beſtraft wurde.

Mitten in der Nacht geſchah es mir, daß ich plötzlich, von einer ſtarken Maulſchelle heimgeſucht, erwachte. Ich hatte meine Hingegebenheit an den Schlaf durch vertrauensvolles Schnarchen ausgedrückt, und richtig war das von einem Großen übel aufgenommen worden. In der Folge heulte ich die Nacht zum zweitenmal. Ich näßte auch das Bett zum zweitenmal, kurz, es war eine traurige und unabſehbare Verlegenheit mit mir, und am nächſten Morgen nach fünf Uhr, als wir aufgeſtanden waren, beſaß ich auch die Begründungen für die geſtern nur dunkel empfundene ſchwere Fehlbarkeit meiner kleinen Perſon. Ich begriff, daß es nicht ſchwer iſt, unter ſo leichtſinnigen Umſtänden, wie den geſtern von mir verlaſſenen, als brauchbarer Menſch zu erſcheinen; was in einem Kerlchen ſteckt, ging mir nun auf, das zeigte ſich unverweilt unter ſo ſtrengen, verwickelten Verhältniſſen wie den hier vorgefundenen, und mit ſchwerem Herzen begann ich dieſen erſten vollen Tag in der Armenkinder- und Schullehreranſtalt Demutt. Übrigens wurde mir geſagt, daß ich wegen des Bettnäſſens an die Wand zu ſtehen hätte. Vier andere wurden zu derſelben Strafe verurteilt.

Ein Morgen mit trüben Aussichten

Die Tagwacht begann mit einem Lied der Brüder, die sich zu diesem Zweck um fünf Uhr vor den Gemächern des Herrn Vaters versammelten. Jenen Morgen sangen sie: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte!", und zwar benutzten sie nicht dazu die getragene Choralmelodie, sondern eine mehr hüpfende und kurzweilig verschlungene, mit Wiederholungen und Ausladungen, die einem sonst gut hätte gefallen können, wenn sie einen nicht so früh und unter so unvorteilhaften Begleiterscheinungen aus dem Bett getrieben hätte. Nun galt es zudem, sich möglichst rasch anziehen und die Betten machen, damit man vielleicht **vor** dem zweiten Saal drunten an den Brunnen kam.

Es dämmerte eben draußen. Die letzten Sterne sahen noch durch die geöffneten Fenster, durch die jetzt eine sehr frische Luft hereinströmte. Mich fror, da ich bei weitem nicht ausgeschlafen war. Dazu ängstigte mich diese lautlose Eile, in der ich nichts zu tun hatte. Meinen Strohsack hatte man im Sturmschritt nach dem Estrich geschleppt, um ihn dort auszutrocknen; so konnte auch mein Bett nicht gemacht werden. Inzwischen wurde ich meinem linken Nachbarn zugewiesen, um dies bei ihm zu lernen. Man mußte mit einigen Griffen das Stroh aufschütteln oder aufwühlen, und das übrige ergab sich von selbst. Schwierig war es nur, die Ecken der Wolldecke vorschriftsmäßig unten umzuschlagen. Schon standen die anderen, die alle fertig waren, ungeduldig draußen im Gang, aber als ich mit meinem Lehrmeister anrückte, welcher der Versuchung, sich ein wenig wichtig zu machen, nicht widerstanden hatte, zog eben die Belegschaft des zweiten Saales wie ein Kometenschweif ab. Alles fiel nun bei uns erbost über meinen Lehrmeister her. Der aber lehnte Vorwürfe jeder Art ab. So etwas Dummes und Ungeschicktes wie mich hätte er noch gar nicht erlebt, und es werde Mühe kosten, mich zu einem richtigen Demutter Jungen zu machen; ich müsse wahrscheinlich überhaupt einmal zuerst ordent-

lich in einem Winkel abgeſchwartet werden, denn frech ſei ich auch. Von dieſer Abſchwartung bekam ich auf dem Weg zum Brunnen in der Form von Rippenſtößen gleich die erſten Lieferungen. Ich brauche nicht zu ſagen, daß ich zu der um mehrere Jahre älteren Reſpektsperſon kaum ein Wort zu ſagen gewagt, und ihren Handgriffen mit ſtummer Verehrung zugeſehen hatte. Dagegen vermutete ich nun, daß er auch der Vater der nächtlichen Maulſchellen ſei, und in der Folge grübelte ich ſtill und betroffen darüber nach, womit ich ihn beleidigt haben, und was ich ihm von meinen Sachen ſchenken könnte, um ihn wieder zu verſöhnen.

In der Mitte des Schloßhofes ſtand ein alter Brunnen, in deſſen Trog die ganze Bubengeſellſchaft die Morgenwäſche vornahm. Seife gab es dabei nicht, und nur drei Handtücher für alle drei Säle. Wer zuerſt kam, wurde trocken. Die Kämme gingen ebenfalls von Hand zu Hand ſamt den Läuſen darin, wie ſich von Zeit zu Zeit herausſtellte. Neben dem Brunnen ſtand groß und feierlich ein Kreis von ſehr alten Kaſtanien. Gegenüber dem Schloß zog ſich mit ſechs großen, weiten Bogen der Wagenſchuppen. Weiterhin nach links ſetzte ſich die Mauer fort. Auf der anderen Seite kam zuerſt ebenfalls ein Stück Mauer, dann das Torwärterhäuschen und das Tor mit dem Turmgebäude, der maſſive Stall und eine große, machtvolle Scheune aus alter Zeit. Alles lag geheimnisvoll im erſten Morgenlicht, das an den befahrten Mauern ſilbergrau auf und nieder ſpielte. Wandte ich mich gegen den Rhein, ſo erhob ſich dort ein gewaltiger viereckiger Turm mit einem Storchenneſt darauf. Anſtaltswärts ſchloß ſich die Mühle an, dann das katholiſche Pfarrhaus, das durch ein Mäuerchen mit dem alten Teil des Schloſſes verbunden war. In den Kaſtanien ſangen die Vögel. Vor dem hohen, langen Schloßgebäude waren zwei Schmuckanlagen angebracht mit Flieder, Goldregen und Akazien; dorther hörte ich eine Amſel. Ein Trupp ganz weißer, leichter Frühwolken zog hellbelichtet herüber, und eben traf der erſte Sonnenſtrahl den Waldrand über der Kuppe des Dinkelbergs.

Als alles fertig war und wir nach den Lehrsälen hinaufzogen, war ich vor Verlassenheitsgefühl und auch vor Hören und Sehen nicht dazu gekommen, mich zu waschen. Schließlich war für mich wohl Platz geworden, aber ich hatte nicht gewagt, die Weltgeschichte mit meiner unbedeutenden Person noch einmal aufzuhalten. Ich begann den Tag aus lauter Höflichkeit ungewaschen.

Man stolperte hier wirklich von einem Riesensaal in den anderen. Wir alle füllten nur die Hälfte von dem Raum, in welchen wir nun kamen. Den Charakter kannte ich schon; es war ein Schulzimmer. Vorn stand ein Katheder. An den Wänden hingen Karten. Der letzte Platz von den zehn doppelten Bankreihen war der meine. Der älteste Junge führte die Aufsicht. Die Zeit gehörte den Schularbeiten. Die einen schrieben Aufsätze, die anderen rechneten. Welche zeichneten; viele lasen. Wer fertig war, tat, was er wollte, nahm seine Markensammlung vor oder vertiefte sich in sein Buch aus der Anstaltsbibliothek. Es war auch erlaubt, Handel zu treiben und leise zu plaudern. Um sieben Uhr erklang die schon bekannte Hausglocke zur Morgensuppe, an welche man unter demselben Zeremoniell gelangte, wie am Abend vorher zur Hafersuppe, bloß daß nicht vorher gesungen, sondern nur gebetet wurde. Mir selber, als ich hungrig nach zwei Stunden Nüchternheit stracks nach meinem Platz strebte, machte man klar, daß ich zuerst an die Wand zu stehen hätte.

Diese „Wand" war ein bestimmtes Mauerstück zwischen dem ersten und dem zweiten Fenster, das man zum Prangerstehen im Angesicht der ganzen Anstaltsgemeinde ausersehen hatte. Außer mir standen da vier aus meinem Schlafsaal und zwei aus dem zweiten, lauter ehrliche Bettnässer, bis auf einen, der sich sonst etwas hatte zuschulden kommen lassen. Da konnten wir eine Zeitlang stehen und zusehen, wie die anderen aßen, doch war es eigentlich guter Ton, den Kopf zu senken, da wir ja keineswegs zur ehrenvollen Auszeichnung dastanden. Nachdem die anderen, denen nichts passiert war, mit dem ersten Teller zu Rand gekommen

waren, wurden wir Mann um Mann zum Herrn Vater gerufen, um zu ſagen, was wir verbrochen hätten. Je nach der Aufmerkſamkeit, die man uns ſchenkte, oder nach der Stimmung, in welcher der Herr Vater ſich befand, kamen dann die Größeren zum zweiten Teller Suppe noch zurecht oder zu ſpät, und die Spannung darauf bildete den eigentlichen Unterhaltungsgegenſtand der Bußübung. Ich meinerſeits begriff bereits, daß dieſer zweite Teller als Möglichkeit für mich vorläufig nicht exiſtierte, und es handelte ſich für mich lediglich darum, ob ich meinen einzigen lau oder kalt bekam. Manchmal ſtanden auch Mädchen an der Wand, aber nie wegen ſolcher Bettſünden, und bis ſie dazu kamen, andere zu begehen, waren ſie längſt nicht mehr in der Anſtalt.

Betrachtung über den König David und das Vaterunſer

Aus dem Speiſeſaal ging es, abermals im großen Umzug, nach dem Andachtſaal, der von allen Sälen der größte war, denn er faßte die ganze Hausgemeinde, dazu noch eine Orgel und Platz für auswärtige Andächtige, abgeſehen vom Katheder, der hier ein feierlicher Aufbau war. Gleich am erſten Tag, an welchem ich den Herrn Vater dort hinauftragen ſah, ereignete ſich ein Zwiſchenfall. Einer der ſtarken Brüder, die ihn trugen, muß wohl geſtolpert ſein, und es beſtand einen flüchtigen Moment die Gefahr, daß er mit dem Gelähmten zu Fall kam. Der angſtvolle Schrei, den der Gichtbrüchige tat, gab ſozuſagen die Vorzeichnung an, unter welcher ich ihn künftig betrachtete. Es war etwas darin, das mich reizte, mich gegen ihn aufzulehnen. Der ſchwere, unbewegliche Mann hatte es nicht dahin gebracht, obwohl er freundlich mit mir ſprach, mir verſtändlich zu ſein. Ich beunruhigte mich über ſeinen Blick, den ich für gefährlich und falſch hielt, über ſeine weichlichen, etwas hängenden Wangen und über die Art, wie er beim Eſſen

mit seinem künstlichen Gebiß schnell und mit sichtbarem Genuß kaute und sich gleich wieder geben ließ, sobald er mit einem Mundvoll fertig war. Zu alldem sprach ich ihm sozusagen nicht die Berechtigung zu. Bei unserem alten Pfarrherrn in Wyhlen hatte das ganze Wesen in vertrauenerweckender Weise übereingestimmt, ob er vor dem Altar stand oder auf der Straße ging. Es war mir nie eingefallen, ihn zu kritisieren. Mit diesem säftevollen, begehrlichen Leib und dem frommen, meiner Meinung nach hochmütigen Geist setzte ich mich jedoch vom ersten Augenblick an auseinander und blieb auf lange hinaus unverbrüchlich dabei.

Als er glücklich saß, bestieg der andere alte Mann, den man Herr Johannes nannte, und der sein Bruder war, den Orgelbock, und ein Junge trat an die Bälge. Ein kurzes, leises Vorspiel leitete zum Choral über, dessen Nummer vorbestimmt war, und von dem drei Strophen gesungen wurden. Es traf den Gellertschen Gesang: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser schönen Sommerzeit an deines Gottes Gaben!“ — ein Lied, das ich mit diesem Tag für alle Zeiten liebgewann. „Schau an der schönen Gärten Zier“, hieß es da erfreulich weiter, „und siehe, wie sie mir und dir sich ausgeschmücket haben!“ Dann: „Die Bäume stehen voller Laub, das Erdreich decket seinen Staub mit einem grünen Kleide, Narzissen und die Tulipan, sie ziehen sich viel schöner an als Salomos Geschmeide.“ Am stärksten ergriffen mich die Ausdrücke „Sommerzeit“, „decket seinen Staub“, „Tulipan“ und „Salomos Geschmeide“, lauter volle, reiche Klänge, die gesungen etwas Endgültiges, sozusagen feierlich Zugesagtes erhielten. Das Lied liegt an der glücklichen Wegscheide des Protestantismus zur Weltfrömmigkeit und damit zur eigentlichen neuen Religion der Menschheit. Hier leitete es zum Gebet über, das mir lang, ernst und schwer erschien. Ich hatte noch nie so beten gehört, wußte überhaupt nicht, daß man der Gottheit in dieser Weise sozusagen auf den Leib rücken kann, und ich folgte der Auseinandersetzung mit Furcht.

Auch der Text der Andacht war laufend; heute las man die Geſchichte von David und Jonathan und dem dunklen, unglücklichen König Saul, den Samuel verflucht hat. Der Abſchnitt wurde von der Gemeinde vorgetragen; jeder las der Reihe nach eine Strophe. Es war ſchon nun beinahe zuviel des Neuen, das auf mich eindrang. Der Herr Vater nahm in der Betrachtung darauf Bezug, daß Saul dem Propheten nicht gehorcht und von den Rindern der Heiden welche übriggelaſſen, auch einen König, wie man hörte, geſchont haben ſollte, anſtatt ihn nach dem Befehl zu töten. Aber ich konnte mich weder damals noch zu irgendeiner ſpäteren Zeit dazu hergeben, die Gerechtigkeit dieſer Strafe anzuerkennen. Ich war begierig, dieſen geſchonten König, den dann der Prophet ſelber umbrachte, näher kennenzulernen; ſicher war er ein ſchöner und aufrechter Mann geweſen, mit dem Saul innerlich ſympathiſierte. Die Geſchichte um Saul und Jonathan herum iſt mir das ſchmerzlichſte Erlebnis der Urgeſchichte geblieben, und nirgends fand ich ſonſt mit wenig Strichen ſo unerbittlich das Recht des Glücklicheren eingezeichnet, den Sieg der angenehmen, modernen Natur über die ſchwere mythiſche ſo ſelbſtverſtändlich gefeiert. Siegfried geht zugrunde, und dann trifft in der deutſchen Sage den grimmen Saul-Hagen das gerechte Verhängnis. Der andere Siegfried-David der Juden, Jeſus Chriſtus, erleidet den Tod am Kreuz und wird überhaupt nicht gerächt. Wogegen dieſem David alles unverdient zufällt, ein König und ſein hochſinniger Sohn für ihn untergehen, ohne daß ein faßbarer Grund dafür zu erkennen iſt, und nachher noch eine Menge Leute ſeinetwegen daran glauben müſſen, zum Teil wegen königlicher Vergehungen, gegen die Sauls Fehler nichts ſind als menſchliche Anſtändigkeiten. Wider dieſe Moral lehnte ich mich nach der erſten Bekanntſchaft von ganzem Herzen auf, und was uns nun der Herr Vater Gutes über den Hochkömmling und Schlechtes über Saul ſagte, ich glaubte es nicht, ging nicht auf dies Eis, verwahrte mich innerlich gegen ein Schickſal, das den einen zum Glück beſtimmt und den

anderen zum Unglück, noch bevor der erste Zeit gehabt hat, alle seine guten Seiten zu entwickeln, und der andere, seine Laster und Schäbigkeiten kennen zu lehren. Verstockt und schwer getrübt wohnte ich der Ermahnung bei, immer Gottes Willen zu tun, um zu Glück und Ansehen zu kommen. Mir ahnte, daß da noch größere und furchtbarere Mächte walteten als dieser Gott, der über die Taten der Leute Buch führt; ich hatte den ersten beunruhigenden Begriff vom Schicksal bekommen, und in wem diese Stimme einmal erwacht ist, in dem kommt sie nicht mehr zum Schweigen.

Die Andacht schloß ein Gebet und das Vaterunser. Auch mit dem Vaterunser, das ich in Wyhlen schon so oft beten hören und selber mitgebetet hatte, machte ich unerwartete Erlebnisse. In Wyhlen wurde es gesprochen gewissermaßen als Abgabe an die Gottheit, wurde als vertrauensvolle Ehrenbezeigung nach gegenseitiger Verabredung einigermaßen rasch, wenn auch andächtig abgemacht. Hier aber bekam, langsam und mit Pausen gesprochen, jede Bitte einen schweren Sinn, atmete gleichsam die Unsicherheit des Daseins im Fleisch, hallte innerlich wider von der großen Gewissensverantwortung der bewußten Seele seit Christi Martergang und seit den Taten Martin Luthers, und noch nie hatte ich mich so ärmlich gefühlt wie hier beim Aussprechen der Bitte: „Gib uns heute unser täglich Brot!" Das Voranstellen des Verlangens: „Gib!" traf mich wie eine schmerzhafte Berührung. In der katholischen Fassung war das Wort in der Satzumstellung: „Unser täglich Brot gib uns heute!" wohltätig und großmütig verborgen. Auch enthielt hier die Schlußrede: „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit!" eine fühlbare Niederwerfung des Selbstvertrauens, eine befremdende Fernrückung und unerreichbare Hochstellung des angerufenen Vaters, angesichts deren mir für den anderen Teil nichts zu bleiben schien als eine bettelhafte Vereinsamung hier drunten, ein kümmerliches Armenwesen, eben eine Armenkinder- und Schullehreranstalt.

Dieſen Charakter recht tief und innerlich zu begreifen und begreifen zu laſſen, war hier Stimmung und Richtung der ganzen Anlage. Ihn nicht zu fühlen, ahnungslos daran vorbeizukommen, war unmöglich, denn jede Minute des Tages, jede Gebärde, jedes Glockenzeichen erinnerte daran. Einige Tage ſpäter hörte ich zum erſtenmal das Wort aus dem Mund des Begründers der Anſtalt, Chriſtian Heinrich Cranach, dem Vater des jetzigen Leiters: „In Demutt muß man ſich demütigen mit zwei ‚t'!" Die Zuflucht in dieſem Saal der traurigen Hinweiſe und der bitteren Lehren wurde mir vom erſten Tag an die kleine Orgel mit ihren freundlichen Pfeifen, ihrem Bock, aus dem Herr Johannes unten die großen Notenbücher herausholte, ihrem Pedal, auf dem er mit den Füßen ſpielte, ihren Regiſtern und altersgelben Taſten, und dem traulichen Geſang ihrer Bruſt. Sehr beneidete ich den Jungen, der die Bälge treten durfte, und ich wünſchte mir von Herzen, dies auch einmal zu dürfen, ein Wunſch, der mir ſpäterhin reichlich erfüllt wurde. Auch die nicht große, aber feſte und ſtille Geſtalt des Herrn Johannes mit ſeinem angegrauten, kurzen Bart, den grauen, ſcharfen Augen hinter der Brille, den kurzen, geruhigen Gliedern und dem runden Bauch wurde mir von dieſer Morgenſtunde an lieb und vertraut, wenn ich auch etwas Angſt vor ihm hatte und ihn für ſtreng hielt, aber er ſchien mir menſchlich einfacher als ſein höhergeſtellter Bruder, verſtändlicher und im Grunde gütiger. Ich fand gleich etwas dabei, daß er Johannes hieß wie ich. Außerdem ſah ich ihn dafür an, weil er immer die gleiche ruhige, unabhängige Haltung zeigte, daß er über manches ſeine eigenen Gedanken hatte.

Der jüngſte Zwangsarbeiter

Nach vollbrachter Morgenandacht ging die Hausgemeinde nach verſchiedenen Richtungen zu ihren Tagesgeſchäften davon. Der Großteil verließ den Saal durch die Tür, durch die alle herein-

gekommen waren; wir von der sogenannten Arbeitstube, daher Arbeitstübler genannt, nahmen die gegenüberliegende Tür bei der Orgel, die uns über den schon erwähnten Zementboden an der Schuhmacherei vorbei zu unserer Hausindustrie führte. Man legte die Schürzen um; auch ich bekam heute eine und wurde bei den Haarzupfern eingereiht. Man setzte mir ein Häufchen Schweinehaar vor, das schmutzig aussah und harzig roch und sich in den Händen widerwärtig kratzend anfühlte, und die Nachbarn unterwiesen mich in der einschlägigen Hantierung. Es war mauerkalt in dem Raum und roch noch nach dem Spritzen vom vorigen Abend und nach alten morschen Dielen, aber zum Trost schien durch die Spitzbogenfenster und durch die tiefen Nischen herein die Morgensonne, wenn sie auch nicht bis in unseren dunklen Winkel drang. Wohl als besonderes Exerzitium war heute von oben Schweigegebot ausgegeben worden; bloß meine Unterweiser durften mich leise anleiten. Wer sonst beim Sprechen überführt wurde, war zu Mittag mit der Strafe des Wandstehens bedroht. Ich saß mit dem Rücken gegen die Erkerfenster und durfte mich nicht umdrehen, obwohl ich beinahe körperlich die Fülle von wunderbarem Licht fühlte, das draußen über der Rheinbreite waltete und den ganzen weiten Himmelsraum verklärte. Mühsam und widerstrebend fing ich an zu zupfen. Wenn ich ein Büschel von dem harzigen Haar herauszog, so überlief mich eine Gänsehaut und taten mir die Zähne weh, wie wenn man auf Stein oder Eisen kratzt. Immer wieder mußte ich angewiesen werden zu arbeiten, und jeden Augenblick bedeutete man mir durch ein „Sſſt!", daß ich hier nicht sprechen durfte. Außerdem waren wir zu Mittag mit der Waage bedroht. Wer nicht seine drei oder vier Lot vor sich gebracht hatte, mußte ebenfalls an die Wand stehen.

Inzwischen fragte ich mich, auf welchen Wiesen mein Großvater jetzt wohl mausen werde, grämte ich mich um die Lösung der Frage, warum man mich weggegeben hatte, und warum der Basler Pfarrherr denn so viel mächtiger sei als mein Großvater,

deſſen Tochter doch meine Mutter war, und wenn ich jetzt auch nicht wieder zu heulen anfing, ſo war das keine Erleichterung, ſondern eine Erſchwerung, weil der Weinende des Begreifens enthoben iſt. Das Herz ſchlug mir langſam und wie unter Gewichten; es wurde mir zum Uhrwerk dieſes langen Vormittags. Bisher war ich eine innerlich beſchwingte, munter vorweg lebende zeitloſe Kreatur geweſen, die bloß vom Raum wußte, ſoweit ſie ihn leiblich als Umwelt oder phataſtemäßig als Königreich Württemberg oder Reichsland Elſaß-Lothringen handhabte. Hier lernte ich zum erſtenmal fühlen, was die Zeit iſt. Ich glaube heute, daß die Zeit, die in den naiven, mythiſchen Raum der Alten kam, der wahre Sündenfall iſt. Sobald die Seele, das Ur-Ich, die Zeit zu fühlen beginnt, iſt es mit dem reinen Glück vorbei, hat ſich die „Erkenntnis" zerrüttend unter die Beziehungen der angeborenen Welt gemiſcht, beginnen die Auseinanderſetzungen, die Probleme, die Prozeſſe.

Zum erſtenmal in meinem Leben fühlte ich Langeweile, und hatte ich Zeit, mich einer Sehnſucht hinzugeben. Daß ſie unerfüllbar war, und ich es wußte, ſchwächte ihre Kraft nicht ab, ſondern ſteigerte ſie zur Gewalt, zur Bangigkeit, zur Angſt. Ich hätte aufſtehen, meine Schürze abreißen und davonlaufen mögen, aber auch ſtärkere Temperamente als ich haben das nicht getan. Die Zeit war hier plötzlich unabſehbar, entmutigend lang, aber der Raum unter der gewölbten Decke mit den Ungeheuern in den Treffpunkten der Rippen niederdrückend und unentrinnbar eng geworden. Die Welt draußen, Berg und Tal, Bach und Waldſaum, Sonne, Mond und Sterne, gehörten nicht mehr mir oder nur noch „inſofern". Sie waren in feſte, ſtreng bedingte Beziehungen zu mir gebracht, die ungeſtraft nicht überſchritten werden konnten. Ich war grenzenlos traurig, verwirrt und eingeſchüchtert.

Um zehn Uhr ging ein Junge das Zwiſchenbrot holen. Er kam zurück mit einem kleinen, geflochtenen Körbchen, in welchem ſo viel Brotſcheiben lagen, als Köpfe hier waren. Obenauf lag der

Anteil des Aufſehers, der mir beachtenswert groß und anſehnlich ſchien. Dann kamen unſere Stückchen; die waren, wie man nicht anders ſagen kann, nur klein und dünn. Einige von uns leiſteten ſich den kümmerlichen Humor, einander gegenſeitig dadurch zu betrachten, denn das Brot in jener Gegend hat dazu noch Hefenblaſen und Löcher wie der Emmentaler Käſe. Trotzdem bedeutete dieſe Zehnuhrbrotpauſe eine ſehnſüchtig erwartete Unterbrechung. So lange war es erlaubt, ſich zu unterhalten, durfte man von den Bänken aufſtehen und in den Erker treten, um auf den Rhein und darüber hinweg auf den Schweizer Wald zu ſehen, und ſogar ſchnell ein Augenmaß von den dahinterliegenden Höhenzügen zu nehmen. Dann ertönte der Ruf: „An die Arbeit!“, und zwei Minuten ſpäter war alles wieder geweſen.

Um halb zwölf erſchien die Frau Mutter und rückte die gefürchtete Waage auf. Die Stimmung fiel vollends herunter. Nachdem ſchon die letzte halbe Stunde beklommene Lautloſigkeit und ein banger Fleiß geherrſcht hatten, war für manche der Vormittag doch noch zu kurz geweſen. Einige unverbrüchliche Tüchtlinge ſahen zwar der Prüfung ruhig und braven Angeſichts entgegen, aber die meiſten waren ungewiß, und einige waren nur allzu ſicher nach der anderen Richtung. Die irrten ſich auch nicht. Es wurden im ganzen fünf zum Wandſtehen verurteilt, einer wegen Schwatzens, die anderen wegen Faulheit. Es iſt nötig, zu ſagen, daß man ſich daranhalten mußte, um das vorgeſchriebene Gewicht zu erreichen.

Viertel vor zwölf hieß es wieder: „Aufſtecken!“ Die Schürzen wurden weggehängt, jede an ihren Nagel mit dem Namenſchild. Wie geſtern ging es im Zug nach dem Speiſeſaal. Die Gerechten nahmen ihre Plätze ein, die anderen hatten ſich nach der Wand zu verfügen. Für mich beſtand noch Schonzeit. Die Arbeitſtübler waren ſtets die erſten am Tiſch. Die Gärtner und die Feldarbeiter kamen großartig ſpäter. Die rochen nach friſcher Luft, hatten rote Wangen und verbrannte Hälſe, und das Gewagte, Kühnliche ihres

ganzen Wurfes bewährte ſich auch bei Tage betrachtet. Unter uns ſteckte viel blaſſes, verhocktes Kleinzeug, vorwitziges Stubenblut, affengeſcheite Engbrüſtigkeit. Das Mittageſſen wurde mit einem feierlichen gemeinſamen Lied von drei Strophen eingeleitet, deſſen Anfang lautete: „Verſammelt ſind wir alle hier um deine milden Gaben!“ Die heutige milde Gabe beſtand in einer klaren Waſſerſuppe, weißen Bohnen ohne Salz und Schmalz, und für jeden zwei Kartoffeln, die ſchon auf ſeinem Teller lagen. Mir wurde wind und weh, zumal ich von meinen zwei Kartoffeln eine grün und die andere halb faul fand; meine Nachbarn hatten beinahe unter meinen Augen ſchnell eine wilde Tauſcherei an meinem Platz vollzogen. Dies alles ſtand zu meinem Hunger und zu meiner Traurigkeit in gar keinem Verhältnis, und beinah fing ich wieder an zu heulen. Auch die Bohnen reichten nicht zum zweitenmal zu uns herunter. Das Eſſen dauerte für mich daher nicht lange. Deſto länger, ſtellte ich feſt, aß der Herr Vater. Für ihn gab es ganz andere Dinge, Speck zu den weißen Bohnen, und die Bohnen ſchienen mir einen Glanz zu haben, der nicht von unſerer Welt ſtammte, denn er ſah dringlich nach Fett aus; dazu ſchien es ihm ſo wunderbar zu ſchmecken, daß ich immer wieder wegſehen mußte. Der Knecht Siegriſt dagegen aß wie ein verdienter Mann mit geſammeltem Ernſt. Auch für ihn gab es Speck und geſchmälzte Bohnen, aber von ihm hatte ich noch keine Vermahnung und auch keine Predigt gehört, und zudem hatte ich einen geſunden Begriff davon, daß der Arbeiter ſeines Lohnes wert iſt. Das Mahl wurde mit dem üblichen Geſcharre der ſiebzig Kinderlöffel und einem Lobgeſang abgeſchloſſen. Die Uhr im Saal zeigte halb ein Uhr durch. Um ein Uhr ſollte der Schulunterricht beginnen. Ich ſagte mir, daß da wenig Freizeit herauskommen werde.

Es war nun erlaubt, ſich im Freien zu tummeln. Welche trieben Geſellſchaftſpiele, Ballſchlagen, Verſtecken, andere waren in ihren kleinen Gärten beſchäftigt, noch andere drückten ſich ſonſtwie herum. Die Mädchen hatten erſt noch das Geſchirr abzuwaſchen und

erschienen später, um ihre gesitteten Ringelreihen abzusingen, an denen dort alles teilnehmen mußte. Die Spielplätze lagen streng getrennt. Die Mädchen bewegten sich vor dem Haus. Die Ballspiele der Knaben entwickelten sich in dem Raum zwischen dem Hauptgebäude, dem Tor und der Scheune. Die Gärten lagen an der Mauer links vom Wagenschuppen, der mit seinen feierlichen Bogen früher die Wandelhalle und der Übungsplatz der Ritter für Fechten und dergleichen gewesen war. Diesen Bezirk durfte keiner verlassen. Die Lehrer standen bei gutem Wetter vor dem Haus herum und unterhielten sich. Der Herr Vater saß in seinem Krankenwagen unter der Trauerweide auf der Mitte zwischen der Scheune und dem Wagenschuppen und ließ sich die Zeitung vorlesen. Die Brüder, die wieder nicht anders gespeist hatten als wir, waren zur Arbeit kommandiert, die sie im Garten, im Feld, in den Werkstätten abmachten. Kaum hatte man sich warm gespielt oder seinen Garten richtig betrachtet, so klingelte die Glocke. Schnell wurden am Brunnentrog die Hände gewaschen, die jeder abtrocknete, wie er konnte, am Taschentuch, an den Hosenbeinen, unter den Armen. Vor dem Hauptportal sammelte man sich.

Das Schloß war in seinem Hauptteil ein Renaissancebau. Links und rechts des Einganges trug je ein Riese das Giebelfeld des Portals. Diese Riesen bewunderte ich tief mit ihrem Mienenspiel, das Mühe und Leid ausdrückte, und das jeden Tag gleich war. Es war auch jeden Tag die gleiche unlustige Stunde, in welcher der Magen verdaute, das Leben hungrig aus der kaum wieder geschmeckten Freiheit und aus der Natur, der wahren Heimat des jungen Geschöpfes, gerissen wurde, um abermals einem Exerzitium und einem streng abgeschlossenen Raum zugeführt zu werden. Wieder teilte sich der Zug in drei Parteien. Die größeren Kinder, Knaben und Mädchen, zogen nach dem Saal, in dem wir Jungen uns heute früh allein aufgehalten hatten; die mittleren verschwanden durch die erste Tür links, die jüngsten nahm rechts ein Zimmer auf, in dem ein Klavier stand. Das war von allen

Räumen, die ich bisher geſehen hatte, der kleinſte und überſichtlichſte; wir waren auch nicht mehr als zehn Knirpſe darin. Nachdem wir ein bißchen gewartet hatten, kam die Jungfer Cranach, die jüngere Tochter des Herrn Vaters, um uns zu unterrichten. Hier heulte ich noch einmal; ich weiß nicht mehr, warum. Ich werde meine Wyhlener Kameraden und die dortigen Lerngewohnheiten vermißt haben. Die Jungfer Cranach war jung und ſchien mir hinlänglich hübſch, aber ſie war mir zu vornehm, und ich hatte nun ſchon zuviel erlebt, um noch leicht zu glauben. Heiterkeit erregte ich in dieſer Klaſſe mit dem Baſelbieter „R", das ganz vorn mit ſchwingender Zungenſpitze herausgeſchleudert wird, und dem eben dahin gehörigen „Ch", das man wie das hebräiſche und türkiſch-arabiſche tief hinten im Rachen raſpelt. Beide hatte ich von meinem Vater geerbt.

Um vier Uhr läutete es wieder. Wir wurden zum Veſperbrot entlaſſen. Es gab eine Taſſe Kornkaffee mit Milch, auf dem ſchon die Haut ſtand, als wir kamen. Welche Klaſſen zuerſt fertig waren, kamen zuerſt zu Tiſch. Es wurde diesmal nicht gebetet. Jeder fing gleich an zu eſſen. Wer Glück hatte, konnte ſein Stück Brot mit dem ſeines Nachbarn vertauſchen, wenn es größer und der Nachbar noch nicht da war. Die älteren Jungen, die Gärtner und Feldarbeiter, gingen nun gleich zu ihren Meiſtern. Die Arbeitſtübler genoſſen den Vorteil, noch eine halbe Stunde draußen ſpielen zu können, was ſie auch nötig hatten; es war das wenigſte, was man ihnen bewilligen konnte.

Noch ängſtlicher als geſtern und heute früh fiel mir dann der abgelegene dunkle Raum der Arbeitſtube aufs Herz, das Gefangenenleben, das wir darin führten, die Zwangsarbeit, zu welcher wir angehalten wurden, und der langſame, ſehnſuchtskranke Zerfall der Zeit. Außerdem hatte ſich bereits im Rundlauf dieſer vierundzwanzig Stunden ein ſtilles, gleichmäßiges Hungergefühl bei mir eingeſtellt, das mich die nächſten ſieben Jahre nicht aufdringlich, aber unweigerlich begleitete.

Viertes Kapitel

Erſte Ahnungen

Genie und Epigone

Alles, was in der Anſtalt heute ſtieß und verwundete durch ſeine feindliche Härte, der Armenſtandpunkt, die Demut mit zwei „t", ſelbſt die geiſtlichen Exerzitien, das war früher pulſendes, phantaſievolles Leben geweſen, das mitreißend und gläubig aus der Bruſt eines überzeugten, ſelber armen und ſelber kindlich-frommen Mannes ſtrömte, eines Mannes, der die Welt mit Freude und Schwung aufgegeben hatte, um hier den Ärmſten der Armen ein Heim zu ſchaffen, mit ihnen niemand und zugleich des Gottes voll zu ſein, und der den Armutskult als Aufrichtung und Schonung betrieb, als einen Stolz vor Gott und eine unangreifbare Würde und Heiligkeit innerhalb der Welt. Eines Tages war Chriſtian Heinrich Cranach, der Vater des heutigen Gotthold, vor den Großherzog von Baden getreten, um von ihm die Überlaſſung der leerſtehenden Komturei zu erbitten, die er nach langem Suchen um ein Lokal für ſeine Träume und Sehnſüchte da am Rhein entdeckt hatte. Die Bauern hatten in der Weile alles darin geſtohlen, was nicht niet- und nagelfeſt war, die Schlöſſer ſamt den Türen, die Fenſter, die Öfen, ja ſogar nagelfeſte Sachen verſchwanden, wie die Bretter der Fußböden, und wer ſein Haus friſch decken wollte, erſchien nachts mit einem Fuhrwerk hinter dem Schloß, um ſich eine Laſt Ziegel von deſſen Dach zu holen. Chriſtian Heinrich Cranach trat das Schloß alſo als Ruine an. Geld hatte er ſo wenig wie der berühmte Paſtor Francke in Halle, der die dortigen Anſtalten durch nichts als durch ſeinen Glauben und ſeine Gebete errichtete. Durch ähnliche Mittel, die beſonders die baſleriſche und die württembergiſche Frömmigkeit weckten — Cranach ſtammte aus Württemberg —,

deckte er das Dach wieder ein, holte Türen, Fenſter und neue Böden ins alte Schloß, und was er nicht gleich zuſtande brachte, das kam im nächſten Jahr.

Inzwiſchen hauſte er bereits mit dem erſten Stamm armer Kinder und mit ſeiner Gattin, die ihm an Warmherzigkeit und an Hartnäckigkeit der Liebe, wie es ſcheint, nichts nachgab, in der großen, hallenden Komturei, führte einen helläugigen und zähen Kampf mit den Bauern, um ihnen die zur ritterlichen Ökonomie gehörigen Äcker aus den Krallen zu reißen, und bildete die Lebensform der neuen Gemeinde, ihre Rhythmen und gottesdienſtlichen Bräuche, treu ſeinem Glauben, ſeiner pädagogiſchen Sendung und dem dichteriſch beſchwingten Geiſt eines Gottesmannes und Kenners der Welt, welche Eigenſchaften er in einer Perſönlichkeit weitſichtig vereinigte. Der von ihm übermittelte Lieblingsſpruch lautete: „Ohne Liebe lebt man nicht. Das iſt richtig. Sie macht's Leben wichtig.“ Das Motto: „In Demutt muß man ſich demütigen mit zwei ‚t'l“ wird er mit troſtreichem Lächeln und ſtets wieder erfreut über die gute dialektiſche Formulierung angewendet haben, denn er war ja auch ein ſtarker Mann mit der Feder. Außerdem war er ganz beſonders muſikaliſch; das geht aus allen von ihm hinterlaſſenen Gebräuchen hervor, die durchweg klingen und ſingen von Liedern und Feſtkantaten, zum Teil von ihm ſelber verfaßt. Die ehemaligen Brüder aus ſeiner Zeit, die ich kennenlernte, hatten auch einen ganz anderen Geiſt und kernhaften Stand als die ſteifen Pietiſten, die den Platz in meinen Jahren bevölkerten, und die kümmerlichen Schulmeiſter, die dann aus ihnen mit wenigen Ausnahmen wurden.

In dieſe volkstümlich gottſelige Gründung hinein ſetzte das Geſchick dann einen Mann, der eines beinahe gegenteiligen Geiſtes voll war. Man ſagte uns, früher ſei vieles anders geweſen, als Gotthold Cranach noch gehen und unter den Kindern ſein konnte. Aber die Nachrichten, die darüber zu uns drangen, zeigten doch durchweg eine innerlich hochfahrende, ungeduldige und eiſernde

Seele, deren Umgang Herablaſſung war, ob ſie wollte oder nicht, und im Grund immer mit gewiſſer Scheu als Störung oder doch als nicht erfüllbarer Anſpruch empfunden wurde. Keiner von uns wünſchte ſich in jene Zeit. Man ſah nicht, wie man ſich etwas davon verſprechen ſollte. Wünſchte man ſich ſo etwas, ſo überſprang man ſie und wünſchte den vorigen Zuſtand mit Chriſtian Heinrich als Mittelpunkt, aber meiſtens wünſchte man ſich überhaupt heraus. „Übers Jahr im andere Summer bin i frei vom Demutter Chummer, bin i frei vom Demutter Charre. I wott, er wär ſcho lang der Rhi ab g'fahre!“

Wie ein Spiegel erſchien mir die Erklärung, die man uns für die Entſtehung des Leidens gab, das ſein und unſer Leben übertrauerte. Als Mann in den kräftigen, raſchen Jahren hatte Gotthold Cranach einmal in Baſel zu tun. Gerade recht kam ihm ein Floß den Rhein herabgeſchwommen. Er rief die Flößer an, näher zum Ufer zu lenken und ihn mitzunehmen. Die Flößer war er von Tübingen, ſeiner Univerſität, gewöhnt, wo die Studenten einen unaufhörlichen Krieg mit ihnen führten, ihre Rufe nachäfften und hundert Gelegenheiten und Anläſſe fanden, um mit ihrer gelehrſamen Müßiggängerei als Herrenſöhne, die ſie waren, ſchwer arbeitendes Volk zu beläſtigen. Dieſe Flößer gehorchten der Zitation, da ſie von Tübingen nichts wußten, aber der Herr Vater, zu ungeduldig, um zu warten, bis das Floß am Land war, ſprang ins Waſſer und fuhr dann mit naſſen Kleidern den zugigen Rhein bis nach Baſel hinunter. In der Folge zog er ſich die Krankheit zu, die als Ausgang ſeines Leidens betrachtet wurde.

Von den Donnern Gottes

Von ſtillerer Art, eine mehr demokratiſche, einfache und lebenstreue Natur war ſein Bruder Johannes. In jungen Jahren ſollte er, was man ſo hörte, weit herumgekommen ſein. Bis ins Heilige

Land hatte ihn ſein Trieb geführt. Die Pyramiden hatten ſeine Augen geſehen. Er hatte auf Kamelen geritten und wußte, wie Kamelsläuſe beißen. Und was wir ihm beſonders hoch anſchrieben: er kannte ſogar die Wüſte Sahara und die Beduinen und Araber. Von alldem glomm in ſeinen grauen Augen ein innerlich ſtarkes und ungebrochenes Licht weiter, das ihm einen unverkennbaren Zug von Eigenleben verlieh. Wahrſcheinlich gehorchte auch er jenem dynaſtiſchen Zwang, indem er hier dem Werk ſeines Vaters diente und ſich unter ſeinem Bruder mit einem abhängigen Platz begnügte, während er draußen vielleicht einen unabhängigen aufgegeben hatte. Aber dieſe Entſagung ließ er niemand büßen. Er war Junggeſelle geblieben, weil für eine zweite Frau in der Anſtalt kein Raum war. Nun bewohnte er mäßig betreut ſein einfaches, geräumiges Zimmer mit dem Blick nach dem hinteren Hof und dem Garten, wo am meiſten geheimer Unfug getrieben wurde, und wo die Bewachung am nötigſten tat. In dieſes Zimmer kam man nur ſelten, und beinahe nie unter hochgemuten Umſtänden.

In das Schickſal, das mich hier, um dieſe beiden Männer gelagert, erwartete, trat ich friſchweg ein durch eine Mißſtimmung meines Großvaters über einen Brief, den ich nach Wyhlen geſchrieben hatte. Eines Tages war in der Morgenandacht darauf hingewieſen worden, daß die Katholiken einen Aberglauben hätten und nicht ſelig werden könnten, da ſie zu dieſem Behuf den falſchen Weg einſchlügen. Die Nachricht konnte nicht anders, als mich ſtark bewegen und beſchäftigen, war doch mein Großvater und alles in dem lieben Wyhlen katholiſch. Schließlich ſetzte ich mich eines Morgens früh hin und ſchrieb meinen Großeltern einen Brief, worin ich ſie unter anderem herzlich bat, doch nachzudenken, was ſie da tun könnten, um dem ſicheren Unheil zu entgehen, dem ſie mit ihrer katholiſchen Konfeſſion entgegeneilten. Wenn es irgend ginge, möchten ſie noch proteſtantiſch werden. „Und dann will ich Euch“, ſchrieb ich außerdem, „noch etwas ſagen, worüber

Ihr Euch ſicher freuen werdet: Gott donnert mit ſeinen Donnern gewaltig und tut große Dinge und wird doch nicht erkannt!" Mit dieſem Bibelſpruch, der mir einen machtvollen Eindruck gemacht hatte, ſchloß ich die Epiſtel Johanni. Unſere Briefe hatten wir beim Herrn Vater abzugeben, von wo ſie befördert wurden; das Porto dafür mußten wir ſelber erlegen. Es wurde nichts daran beanſtandet als die Adreſſe, weil darauf vor dem Namen „Felix Kanderer" das Herr fehlte. Nun war mir doch nie beigekommen, daß mein Großvater ein Herr ſei. Er war mein Großvater, und damit gut. Ich begriff alſo den Einwand nicht und grinſte. „Nun", ſagte der Herr Vater ein wenig unzufrieden, „was würdeſt denn du ſagen, wenn dir da jemand einfach ſchriebe: ‚An Johann Schattenhold in Demutt!'" Aber das ſchien mir nur in Ordnung, denn auch ich war ja kein Herr, und unbelehrt verließ ich für diesmal den Plan.

Nun kam aber nach einigen Tagen an die Anſtaltsleitung ein Brief von meinem Großvater, der ſich wohl nicht in beſonders erfreuten und ſchmeichelhaften Wendungen über meine Fortſchritte in der Religion ausließ. Ich wurde vor den Herrn Vater gerufen, wo ich zum erſtenmal erfuhr, daß auch das Zeugnis vor den Menſchen, auf welches ſonſt ſo großer Nachdruck gelegt wurde, ſeine Grenzen haben konnte. „Wer biſt du denn, daß du erwachſene Perſonen ermahnen könnteſt?" wurde mir ein wenig ärgerlich vorgehalten. „Ermahne nur dich ſelber; mehr wird von dir noch nicht erwartet." Etwas ungnädig behandelt, da ich wieder nicht begreifen wollte — hatte man denn nicht meinen Brief kontrolliert und durchgehen laſſen? —, verließ ich dies gefährliche Zimmer zum zweitenmal im Verlauf der Briefaffäre.

Es gibt je und je ſolche Unternehmungen, die einmal das Mißgeſchick in ſich haben, und die deſſen eine endloſe Kette erzeugen können, ohne daß bei ihrer Inswerkſetzung auch nur ein unebener Gedanke obgewaltet hätte. Es war ein windiger Tag, und da ich mich nicht vorſah, nahm mir der Durchzug die Tür aus der Hand

und ſchlug ſie zu. Ich erſchrak ſofort, denn ſo viel hatte ich ſchon begriffen, daß das notwendig Weiterungen nach ſich ziehen mußte. Richtig hörte ich auch drinnen die Stimme des Herrn Vaters, die mit erhöhtem Nachdruck meinen Namen rief. Verzagt kehrte ich um und trat wieder ein.

„Warum haſt du die Tür zugeſchlagen?“ begehrte er zu erfahren.

Schüchtern brachte ich vor: „Ich habe ſie nicht zugeſchlagen. Der Wind hat das getan.“

„Du wirſt heute mittag an der Wand darüber nachdenken, wer es getan hat,“ war jedoch ſeine kurze Antwort.

Meine Mißfälligkeit ſchien mir nun ſchon ſo groß, daß ich ſie nicht mehr zu überblicken vermochte. Mit bangem Herzen — denn was konnte da alles noch nachkommen! — zierte ich mittags die Wand. Nach der Suppe wurde ich gerufen.

„Warum ſtehſt du an der Wand?“

„Weil mir der Wind die Tür zugeſchlagen hat!“

Ich kehrte an meinen Standort zurück. Nach dem erſten Gang Gemüſe hieß man mich wieder antreten.

„Warum ſtehſt du an der Wand?“

„Der Wind hat mir die Tür aus der Hand genommen und zugeſchlagen.“

„Aus Trotz zugeſchlagen haſt du ſie. — Gehe jetzt und iß deine kalte Suppe. Das ſoll dir eine Warnung ſein für das nächſte Mal.“

Ich wollte noch einmal widerſprechen, aber die Art, wie er mich ſtehenließ und ſich dem Biſſen zuwandte, den ihm ſeine Frau reichte, ließ es mir für geratener erſcheinen, mich davonzumachen.

Nachher im Hof begegnete mir Herr Johannes. Während man ſonſt von dem vielbeſchäftigten Mann wenig beachtet wurde, obwohl er alles ſah, blieb er heute bei mir ſtehen.

„Was hat's denn mit dir gegeben“, erkundigte er ſich, „daß du den Herrn Vater ſo erzürnteſt?“

Irgend etwas im Klang der Frage ließ mich vermuten, daß man ihm trauen konnte. Ich erzählte wahrheitsgetreu, und er hörte ruhig zu.

„Und mit dem Brief, was war da?"

Ich sagte, ich hätte dem Großvater geschrieben, er sollte vielleicht protestantisch werden. Hinter seiner Brille mit dem eisernen, ein bißchen angerosteten Rand spielte ein Lächeln.

„Ja, sieh mal", meinte er ernsthaft, „man muß keine Leute bekehren wollen. Das führt selten zu was Gutem. Möchtest du denn katholisch werden?"

„Nein", gab ich zu. „Aber das ist auch etwas anderes. Protestantisch ist doch richtiger."

„Da höre doch einer!" wunderte er sich. „Woher weißt du denn das?" Auf diese Frage blieb ich verdutzt die Antwort schuldig. Während jenes Lächeln dann wieder hinter seiner Brille aufging, meinte er noch zum Guten ratend: „Für dich wird es vorläufig richtiger sein, daß du den Herrn Vater nicht wieder gegen dich aufbringst. Solch ein kleiner Knirps zieht doch immer den kürzeren."

Da jemand mit einem Anliegen auf ihn zukam, ließ er mich stehen und wandte sich dem Geschäft zu.

Die goldene Kwannon

Hinter dem Schloß, an die „Schütte", den Kornspeicher, angebaut, zog sich ein niederes Gebäude hin, das die Waschküche und die Bäckerei enthielt. Nun sollten wir im hinteren Hof überhaupt nicht sein, aber oft führten uns die Spiele dahin. Eines Nachmittags lief ich einem Ball nach, der bis zum Backhaus geflogen war. Als ich ihn hatte, holte ich gleich kräftig aus, um ihn den anderen zuzuschleudern, da für meine Partei viel daran lag, ihn schnell wieder zu haben. Dabei übersah ich aber einen offenstehenden Fensterflügel in meinem Rücken. Eine Scheibe klirrte

zersplittert herunter. Indem ging auch schon droben das gefürchtete Fenster auf, das alles sah. Zerbrochene Scheiben zogen unnachsichtlich Strafen nach. Nie kam es vor, daß Herr Johannes eine Ausnahme machte. Er schwebte über unserer Unordnung mit der strengen Gesetzmäßigkeit eines Sternensystems. Mir war daher nicht hoch zumute, als ich mit dem Taschentuch um die Hand zu ihm hinaufstieg. Die Sache mit dem Fenster war im Augenblick abgemacht; ich hatte den Schaden aus meiner Kasse zu ersetzen. „Aber was ist das mit deiner Hand?" fragte er dann. Ich mußte das Taschentuch abwickeln; sie blutete so stark, daß es sogleich auf den Boden zu tropfen begann. Erschreckt zog ich den Verband wieder darum, um abzugehen. Jedoch er hieß mich warten, goß Wasser in seine Waschschüssel, äußerte sich anerkennend über den schmutzigen Lumpen, den ich um die Wunde gewickelt hatte, da das der beste Weg zu einer Blutvergiftung sei, und während sich das Wasser mit großer Schnelligkeit rötete, holte er Verbandstoff und Karbol herbei.

Ich inzwischen fühlte seitlich meine Augen immer stärker von etwas Glänzendem angezogen, einer goldenen Erscheinung von hoher Liebenswürdigkeit und Weisheit, die mir schon bei meinem wenig mutigen Eintritt entgegengelächelt hatte. Es war Kwannon, die Göttin der Liebe und Barmherzigkeit, wie ich viel später erfuhr. Während mich Herr Johannes verband, konnte ich meine Augen nicht mehr halten, und als ich sie dort hatte, brachte ich sie nicht mehr weg, denn wer wußte, ob nicht sie es war, deren Winken er gehorchte. Jedenfalls hatte ich es hier mit einer starken und vielbedeutenden Repräsentantin zu tun; so viel sah ich gleich.

„Weißt du, was das ist?" fragte mich Herr Johannes endlich, da er meine Blicke bemerkte.

Ich erinnerte mich schnell an den allein richtigen Glauben, an Moses und die Propheten, und was ich von den Heiden, den Philistern und den Ammonitern schon gehört hatte. Mit fragendem Ton erwiderte ich: „Ein Götzenbild?"

Einen Augenblick war er still.

„Woran erkennst du ein Götzenbild?“ stellte er mich dann auf die Probe.

Ich dachte nach.

„Daran, daß man es anbetet!“ sagte ich.

Er schien die Antwort gutzuheißen.

„Ist der Christus dort auch ein Götzenbild?“ versuchte er mich weiter.

Ich sah hin.

„Nein“, erwiderte ich bestimmt. „Das ist Christus.“

Das Lächeln erschien wieder hinter seiner Brille.

„Dann bist du also ein Götzendiener!“ meinte er in undurchsichtigem Ton. „Wenn du doch das geschnitzte Holz für Christus ausgibst. Wie stehen wir jetzt miteinander?“

Das wußte ich selber nicht. Ich sah ihn erwartend an.

„Bist du eigentlich gern hier?“ fragte er mich statt der Antwort. „Kannst mir's ruhig sagen.“

Ich fühlte unter den stillen, alten Händen, die mich verbanden, daß ich das konnte, und leise entgegnete ich: „Beim Großvater war es schöner!“

Er nickte ganz wenig.

„Obwohl du ihn bekehren wolltest. Da bist du ihm doch schon einmal untreu geworden.“ Ich schwieg betreten. „Sieh mal“, fuhr er fort, „auch andere wären lieber woanders, denn was hat man viel von euch? Früh verdorbene Jungen seid ihr. Mit sechzig gehe ich hier ab, setze mich in Basel zur Ruhe, miete mir eine kleine Wohnung und spreche mit meinen Bildern und Figuren; auf die kann ich mich ruhig verlassen. Wirst du mich dann besuchen, wenn du in Basel bist?“

Das versprach ich aufrichtig, aber er schien wenig daran zu glauben.

„Ihr ungetreue Naseweise lügt einem die Hucke voll. Es ist besser, man traut euch nicht.“ Ich war verbunden. „So, nun gehe.

Heute abend kommſt du noch einmal her und zeigſt vor, ob es nicht mehr blutet."

Mit großem Kopf ging ich ab, verwundert über das Gehörte und Geſehene, traurig darüber, daß ich verdorben ſei, und daß er mir nicht trauen wollte, dazu gewaltig befriedigt und ſtolz über meinen Verband, den er mir eigenhändig angelegt hatte. Trotzdem hatte er recht mit meiner Untreue. Ich ſollte mich abends noch einmal vorſtellen, aber ich ſcheute mich, ihm wieder unter die Augen zu treten, und fühlte mich eigentlich auch wohler im Dunſtkreis von meinesgleichen, wo keine rätſelvollen Hoheiten vorkamen, und wo jeder tat und ließ, was der andere auch tat und ließ. Mit ſchlechtem Gewiſſen ging ich zu Bett, und am anderen Tag vermied ich vor lauter Verehrung und Liebe ängſtlich, ſeinen Weg zu kreuzen.

Die prieſterliche Seele

Nun war da der kleine, ſtille Anſtaltsſchuſter Kunzelmann. Wir liebten und ſchätzten ihn allgemein, wußten aber wenig mehr von ihm, als daß er ſchwermütig war, an innerlichen Anfechtungen litt und ſich als verloren betrachtete. Dabei hatte er ſicher noch keinem Vögelchen eine Feder gekrümmt und aß mit Gewiſſensbiſſen mittags ſein Fleiſch.

Wir hatten eine warme, aber dunkle Sommernacht. Kein Lüftchen wehte, obwohl der Himmel bedeckt war und jedermann auf die Nacht ein Gewitter erwartet hatte. Manche von uns waren wegen der Schwüle noch nicht eingeſchlafen. Vollkommene Stille herrſchte draußen. Ganz leiſe, wie verhüllt rauſchte der Rhein. Da tönte etwas durch die Stille, wovon ich zuerſt lange nicht wußte, war es gelacht oder geſchluchzt. Bloß daß es ein Mann war, ſchien mir klar zu ſein. Schritte begannen drunten umherzuirren. Das Weinen ſteigerte ſich zum Ächzen und dann zu einem qualvollen, ſchluchzenden Schreien. Eine Weile war es wieder ſtill; nur das

dunkle, tapſende Umherirren dauerte noch eine Zeitlang fort. Schließlich hörte auch dies auf.

Mir war es bereits kalt den Rücken hinuntergelaufen; ich hatte nicht gewußt, daß Männer weinen können, und das Herz zitterte mir leiſe. Auf einmal ſchrie der Menſch in der Nacht ganz deutlich und überlaut: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?“ mit einer ſolchen furchtgepeinigten, ſeelengemarterten Stimme, daß ich ſteil aus dem Bett aufſchoß. Dem Aufſchrei ſchloß ſich wieder ein ächzendes, einſames Schluchzen an, und das Herumtapſen begann von neuem. Noch mehrere von uns ſaßen in ihren Betten aufrecht. Andere wurden wach und fragten, was es gebe, ohne Antwort zu bekommen. Ich lag jetzt im zweiten Saal, deſſen Fenſter auf die Kaſtanien zu gingen; von dorther kamen die Töne. Nach einigen letzten, wilden Schreien der Gottverlaſſenheit und Weltangſt verlor ſich der einſame Mann drunten in ein halblautes Klagen, aus dem immer wieder die Worte aufklangen: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!“

Aus verſchiedenen Betten bei uns hörte man weinen. Die Luft war nun geladen mit Furcht und mit dem Grauen der Lebenseinſamkeit. „Wenn nur jemand käme und da hülfe!“ dachte ich immerzu. Mir tat der Kopf weh, und die Kehle war mir wie zugeſchnürt. Über die Perſönlichkeit des Unglücklichen beſtand mir ja kein Zweifel mehr. Da, endlich hörten wir noch andere Schritte, die von der Haustür her kamen, und eine ruhige, teilnehmende Stimme, die Stimme des Herrn Johannes, miſchte ſich in das gebrochene Wimmern. Was er ſagte, konnten wir nicht verſtehen, aber daß er es unternahm, ſo einfach und geradehin menſchlich dem Weben der Dämonen entgegenzugehen, in das Kunzelmann verſtrickt war, das erfüllte uns, einen wie den anderen ohne Ausnahme, mit einer ganz tiefen, herzlichen Ehrfurcht, die beinahe mehr als Liebe war. Dies Auftreten des verehrten Mannes an ſo myſtiſcher Stelle gab ihm in unſeren Augen und Herzen eine geradezu prieſterliche Bedeutung und Schönheit, die ihn — mit

Spannung hatte ich darauf gewartet — auch bei Tage von nun umgab.

Über Kunzelmann hörte man noch, daß Herr Johannes ihn gefunden habe vor einem Baum ſtehend, an den er immerzu verzweifelt ſeinen Kopf aufſchlug. Von dem ruhigen alten Mann umfaßt ſtieg er darauf mit ihm nach deſſen Zimmer hinauf, wo er von ihm getröſtet und bewacht auf ſeinem Sofa die Nacht verbrachte und übrigens bis in den Morgen hinein wohlgeborgen ſchlief. Beim Frühſtück nahm er ſeinen Platz ein wie immer, und Herr Johannes erſchien mit der gewohnten Stille und Jenſeitigkeit am Herrentiſch.

Das unzeitige Gebet

Das war der Tag, an welchem ich die Morgenandacht ſtörte. Mir war das Herz noch ſchwer von den Erlebniſſen der Nacht. Auf uns allen lag mehr oder weniger eine feierliche Stimmung. Wir ſangen das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!“ Herr Johannes hatte für Kunzelmann oder auch für ſich ſelbſt ein kleines, ſtrenges, aber inniglich tröſtendes Präludium geſpielt. Als nun das Gebet geſprochen und der Text geleſen war und der Herr Vater zu predigen angefangen hatte in ſeinen großen und ſchwer begreiflichen frommen Ausdrücken, in denen er immer mit Gott rang und gegen ſein Verhängnis und ſeine Angſt ankämpfte, fing ich plötzlich aus übervoller und bewegter Seele flüſternd an zu beten: „Lieber Gott, laß doch den Herrn Vater ſelig ſterben. Nimm ihn zu dir, und gib uns dafür den Herrn Johannes zum Vater!“ Dies Gebet wiederholte ich mit ſteigender Selbſtvergeſſenheit und Inbrunſt, ſtellte es um, ſchmückte es aus, knüpfte Gelöbniſſe daran, bis der eine Gegenſtand meiner Fürbitte plötzlich ſeine Predigt unterbrach und eine Stille eintreten ließ, in die ich auch noch, da ich einmal im Schwung war, deutlich vernehmbar weit hinein betete. „Wer ſchwatzt denn da?“ hörte ich endlich ſeine

erſtaunte Stimme fragen. Wie auf den Mund geſchlagen verſtummte ich. Meine Nachbarn ſahen mich an, ich aber ſtarrte ratlos und erſchreckt nach dem Mann droben auf dem Katheder. „Wer hat da geſchwatzt?“ fragte dieſer noch einmal. Ich wagte mich immer noch nicht zu regen. Schließlich ſagte mein Nachbar links: „Der Schattenhold hat gebetet.“ Der Herr Vater ſuchte mich mit den Augen, doch ohne daß ſein Blick bis zu mir drang. „Dafür iſt doch das allgemeine Gebet da“, bemerkte er dann etwas verſtimmt. „Jetzt iſt Predigt. — Jedenfalls ſoll man ſo beten, daß man die anderen dadurch nicht ſtört.“ Darauf ſetzte er ſeine Textbetrachtung fort.

Ich will hier gleich noch einen dritten Fall anführen, in dem ich mit meinem Gehorſam gegenüber dem Trieb des Heiligen Geiſtes Anſtoß gab. Die Grundlage unſerer moraliſchen Exiſtenz war, wie geſagt, die Armut, und aus ihr wurde die Ethik und der Weg zur Gottſeligkeit entwickelt. Nun traf ich eines Tages im Hof einen armen alten Menſchen, einen Bettler in Lumpen, zerriſſenen Schuhen und wohl mit irgendeiner Krankheit behaftet, denn er ſah ſehr hinfällig aus. Der ſprach mich an, ob ich ihm nicht etwas zu eſſen verſchaffen könne. Ich war gleich ganz Mitleid und frommer Eifer, zumal er mich mit „Sie“ anredete, ging ſpornſtreichs ins Haus und nach der Küche, wo ich die Frau Mutter fand, der ich die traurige Sache brühwarm vortrug. Sie ſah mich zuerſt groß an. Dann ſagte ſie mit der immer etwas falſchen Jovialität, die ſie an ſich hatte, und mit ihrem Elſäſſer Dialekt: „Wenn du etwas für arme Leute tun willſt, dann hebe ihnen ein Stück von deinem Brot auf. In die Küche zu kommen und einfach zu verlangen, das iſt noch keine Kunſt.“ Ich bekam nichts und zog begoſſen ab, hatte auch nicht den Mut, mich wieder vor dem Mann ſehen zu laſſen. Nachher verſuchte ich den Rat zu befolgen, hob mir ein Stück Brot auf, das ich mir abſparte, und trug es mit mir herum, bis es hart war, ohne daß ſich ein Bettler einſtellte. Und als wieder einer kam, hatte ich gerade kein Brot.

Eines Morgens nach der Andacht, ehe er weggetragen wurde, rief mich der Herr Vater auf und ließ mich zu ſich auf den Katheder kommen.

„Du haſt ja da neulich gebetet, und ich habe auch erfahren, was", ſprach er mich an mit einem Ausdruck, der gemiſcht war aus Schwermut, Unruhe und Freundlichkeit. „Beteſt du denn auch ſonſt?"

Ich war ſehr betroffen von dieſer Anrede. Die letzte Frage verneinte ich ängſtlich.

„Tu es nur", ermahnte er mich, aber ohne mich anzuſehen; bloß meine Hand hielt er in ſeiner feſt. „Gebete von Kindern haben beſondere Kraft. Du biſt noch rein, und wenige Sünden trennen dich von deinem Urſprung Gott. Bete abends vor dem Einſchlafen — für dich und — für wen du ſonſt willſt. Gott wird alles hören."

Wahrhaft beſtürzt ſtolperte ich von ihm fort. Was bedeutete das alles? Was für ein bittender und zugleich drohender Ton in der Bruſt dieſes hochgeſtellten Mannes, der über uns gebot, war das? Was ſagte mir der Blick, der mich zugleich bewachte und ſuchte, und doch mich zweifelnd mir ſelber überließ, an mir brütend und wühlend vorbeiſtürzte, ohne von ſeiner Härte etwas aufzugeben? Ich begriff traumhaft: darum war er vielleicht an mir vorbeigerichtet, um mir dieſe Härte jetzt zu verbergen, mich damit zu verſchonen.

Die Berufung

Eines Mittags wurde ich vom Spiel abgerufen, um zum Herrn Vater zu kommen. Er ſaß wie immer bei gutem Wetter in ſeinem Krankenwagen unter der Trauerweide. Eben hatte ihm ein Bruder die Zeitung vorgeleſen. Der war nun entlaſſen weggegangen; der Herr Vater ſaß allein.

„Sag mal“, fing er lächelnd an zu sprechen, „da ist doch heute vormittag ein Junge laut singend durchs Haus die Treppe herunter gekommen. Weißt du vielleicht zufällig, was der gesungen hat?“

Ich blickte ihn an. Es schien heute eine mildere Stimmung, ein ferner, zarterer Schein um ihn zu weben. Er sah jünger und freundlich erinnert aus. Aus irgendeinem Grund schien er mir auch körperlich leichter zu sein als sonst.

„Ja“, sagte ich, wie auf einer Ungehörigkeit betroffen. „Er sang: ‚Sah ein Knab' ein Röslein stehn.‘“

Der Junge war ich selber gewesen.

„Hat dir denn da dein Leben so gut gefallen?“ fragte er weiter. „Hm?“ Und als ich schüchtern schwieg: „Ich meine, warst du besonders fröhlich?“

Ich besann mich. „Ja“, gab ich leise zu. Die Sonne hatte so voll und groß ins Treppenhaus geschienen und alles mir einen so weiten, befreiten Eindruck gemacht, daß ich plötzlich zu singen anfing.

„Und was hat dich so gefreut?“ Das konnte ich nicht sagen. „Denke einmal darüber nach — nicht jetzt — und schreib es mir auf, oder sage es mir mündlich. Fröhlichkeit ist keine Sünde. Aber man muß nicht das ganze Haus daran teilnehmen lassen. Vormittags liegen Unterrichtstunden. Wenn alle laut im Haus singen wollten, wenn es sie ankommt, was käme wohl dabei heraus? Hm?“

„Ein Lärm“, sagte ich, bedrückt von den unabsehbaren Folgen meiner Fehlbarkeit.

Eine kleine Weile war er still. Ich wagte mich nicht zu regen. Vom Kellerhals her hörte ich das Geschrei der Ballschläger; eben gewann meine Partei und lief unter großem Hallo in die Stellung hinein.

„Als ich so alt war wie du“, nahm er darauf die Unterhaltung wieder auf, „sang ich schon nicht mehr, außer in den Gesangstunden und den Andachten. Aber sonst beschäftigte mich unausgesetzt

die Frage — weißt du, welche? Du haſt die Strophe neulich gelernt."

Ich dachte nach. „Alle Todesfreudigkeit?" begann ich fragend. Er nickte und ſah dabei wieder ſo unruhig und ſehnſüchtig verdunkelt aus, daß ich raſch fortfuhr:

„Alle Todesfreudigkeit
Ruhet in der einen Frage:
Ob du mich im Strahlenkleid
Finden wirſt an jenem Tage!
Hör' ich hier des Geiſtes Nein,
Kann mich keine Welt erfreu'n."

„Es iſt eine Frage der Berufung", erklärte er. „Niemand weiß vom anderen, ob er berufen iſt, aber der Berufene fühlt es in ſich. — Haſt du nicht manchmal ſolch ein ſchweres, dunkles Herz, und dann eine plötzliche Wallung der Sehnſucht, um hinzugehen und irgend etwas zu vollbringen, das dich zu einem Großen macht?"

Beinahe beſtürzt gab ich das zu wie einen verbrecheriſchen Plan.

„Da ſiehſt du. Und glaubſt du, daß ſich die Berufenen in ihrer Jugend bewegen können wie andere Kinder?"

Von einem jenſeitigen Blitz überzuckt erkannte ich alles, was er wollte, und bereits ſchien auch *mir* das nicht mehr erlaubt. Ich hatte auch jetzt ein ſchweres Herz.

„Sieh mal, du haſt hier unten kein Eigentum. Darum aber biſt du vielleicht berufen, weil dein Eigentum im Jenſeits liegt. — Wo iſt deine Mutter?"

„Ich weiß es nicht."

„Haſt du darüber nachgedacht, daß dies ein Zeichen iſt? Alle anderen wiſſen, wo ihre Mütter ſind, und wenn ſie im Grab liegen. In Afrika hängen ſie den Palmen Gewichte an, damit ſie ſtark werden. Als ich jung war, legte Gott den Willen meines Vaters auf mich. Als er geſtorben war, bekam ich das Leiden auferlegt. — Weißt du ſchon, was du werden möchteſt?"

„Lehrer“, ſagte ich raſch.

„Hm!“ nickte er. „Warum Lehrer?“

Ich blieb wieder die Antwort ſchuldig.

„Auch Lehrer ſein iſt Berufung. Wir wollen ſehen. — Geh nun, der Bruder hat das Zeichen gegeben. Vergiß in der Schule nicht, daß du Lehrer werden willſt. Und ſieh einmal zu, daß du heute abend und die ganze Woche nicht mehr an der Wand ſtehſt wegen zuwenig Gewicht. Warum kommt das jetzt ſo oft vor? Hm?“

„Ich — denke zuviel an anderes, und dabei vergeſſe ich das Zupfen.“

„Denke nur an deine Berufung, und daß Gott dich Haar zupfen heißt, um dich zu prüfen. Ich werde aufmerken, was du tuſt.“

In der Folge ſchien es mir, als würde mir von manchen Stellen eine neue Beachtung zugewendet. Wenn zu irgendeiner beſonderen Verrichtung ein Junge gebraucht wurde, ſo fing man an, mich zu nehmen. Ich wurde als Heinfelder Bote ins Auge gefaßt. Einmal durfte ich allein nach Karſau gehen, um dem Steuerakziſer einen Brief zu bringen. Mir war ein bißchen zumute wie einem Menſchen im Traum, der nur halbbekleidet unter vornehme Leute kommt, aber ein wenig fühlte ich mich auch geehrt.

Die Frühlingsſtörche

Nebenher begann Herr Johannes mich zum Bälgetreten anzufordern, wenn er Luſt hatte, ein wenig für ſich Orgel zu ſpielen. Eine Stunde lang, ſolange er ſpielte, bewachte ich das Klötzchen, das mit dem Luftſtand auf oder nieder glitt, gab Luft zu, wenn es ſank, machte eine Pauſe im Treten, wenn es hoch ſtand, ſah, wie er Regiſter zog oder ſchloß, und fühlte mit ſtiller Verehrung ſeine Nähe. Seine alten ruhigen Hände walteten erfahren zwiſchen den Taſten. Seine grauen Augen laſen durch die Brille klar und wachſam die Bilder der Noten und diejenigen, die für den geiſtigen

Blick dahinter ſtehen. Manche von ſeinen Lieblingsſtücken erkannte ich viele Jahre ſpäter, als ich nach langer Unterbrechung zur Muſik zurück durfte, unter dem Namen Johann Sebaſtian Bach wieder. Am liebſten ſpielte er aus dem „Wohltemperierten Klavier" das großartige Es-Moll-Präludium mit Fuge im erſten Band, deſſen Harmonien und Linien mich heute noch berühren wie Geiſterſtimmen aus dem Jenſeits, und die in kleinem Umfang die Geheimniſſe einer ganzen Perſönlichkeit ſamt ihrem Schickſal enthalten.

Eine andere derartige Begegnung mit ihm hatte ich ebenfalls in einer viel ſpäteren Epoche meines Lebens, als ihn ſchon längſt die Erde deckte. Mehrmals hatte ich von ihm den Spruch gehört: „Die Menſchen muß man lenken ſachte, wie man kleine Fiſchlein brät." Das Wort war ſtets von dem unabhängigen und wohlwollenden Lächeln hinter der Brille begleitet und gewiſſermaßen illuſtriert worden. Als ich den Spruch daher eines Tages bei dem alten Chineſen Laotſe antraf, floſſen mir die ſo viel beſchriebenen Größen Zeit, Raum, Jahrtauſend und Kulturen in einen ſtillen, tiefen Augenblick zuſammen, und dieſer noch nahe Herr Johannes wie jener weltenferne Laotſe vereinigten ſich im gleichen wiſſenden Lächeln der Menſchlichkeit.

Wie ich bereits mitteilte, befand ſich auf dem alten, hohen viereckigen Wachtturm am Rhein ein Storchenneſt. Die Ankunft der Störche wurde jedes Jahr geſpannt erwartet, einesteils, weil ſie zu den ſtets wieder wunderbaren Ereigniſſen des Frühlings gehörten, und dann, weil derjenige, der den erſten Storch ſah und ihn dem Herrn Vater melden konnte, eine Mark bekam.

Der Winter war lang und bang geweſen. Schwer hatte der Föhn gegen Schnee und Eis gekämpft. Immer war auf ein Tauwetter ein neuer Rückfall gefolgt, und den erſten Schwalben hatte es auf die flinken, glänzenden Flügel geſchneit. Nun ging ein leiſe weinender Regen nieder, aber es war endlich warm geworden, und der endgültig ſiegende Föhn wehte beruhigt und ſicher über

die Berge herein. An solchen Tagen war ich in Wyhlen mit meiner Freundin den Hang hinter der Mühle hinaufgeklettert und hatte Veilchen gesucht. In der gleichen Tonart und Melodie mit dem warmen Regen ging darum in mir ein stilles Weinen der Sehnsucht nieder, das nie ganz in mir verstummte, und worüber mich heute auch das Orgelspiel des Herrn Johannes nicht recht trösten wollte, denn vor den Fenstern strichen seufzend und nach mir fragend die Geister und Seelen meiner verstorbenen Frühwelt vorbei.

Wie ich nun so traurig versunken weder las noch dem Orgelspiel zuhörte, fiel mir von der Seite ein heller, bewegter Schein in die Augen. Aufblickend erkannte ich das weiße Zeichen eines Storches, der mit ausgebreiteten Flügeln in einer Art von feierlicher Begrüßung über den vormittäglich leeren Hof hinschwebte, und eben begann er erregt zu klappern. Beim Turm beschrieb sein Genosse einen ebenso festlichen Bogen nach der anderen Seite. Mir erschien alles sogleich vor Augen, was sie in der Seele mitbringen mochten, Ägypten, die Pyramiden, die Nilebene, das Mittelländische Meer, das sie überflogen hatten, die Alpen, und das Herz wurde mir verlangend weit. Wie eine Notrakete entstieg meiner Bedrängnis der streng leuchtende Wunsch: „Die Quellen des Nils möchtest du entdecken!“ Von diesem geographischen Geheimnis wußte ich bereits, und in jener Zeit saß und brütete ich manchmal über der Karte von Afrika mit ihren prophetisch leeren Stellen, ihren Wüsten und ihren Tafelbergen, dem märchenhaften Kilimandscharo und dem fragmentarischen Nilstrom. Der strömte nun da in der heißen, stummen Ferne tief im Süden durch blühende Sagenländer, durchrauschte Urwälder und unbekannte Gebirge und umglänzte vielleicht den Fuß nie betretener Vulkane, in deren Tälern Palmen ragten, und aus deren ewig verschneiten Gipfeln der Feuerschein stieg und sich an den darüber hinziehenden Wolken spiegelte.

Plötzlich fiel mir aber ein: „Die Störche melden!“ Orgel und den Herrn Johannes sein lassen, was sie waren, und aus dem

Andachtſaal rennen und die Haustreppe nach dem Flügel des Herrn Vaters hinaufſtürmen, war beinahe eines. Aber ſchon auf der Mitte des Weges wurde meine Bewegung langſamer, und als mir die hohe, ernſte Tür in die Augen fiel, ſtockte ſie. Niemand wagte ſich ohne Bangen in dieſen ſtets vom Geiſt erfüllten Bezirk des Leidens, und für mich hing dort beſonders eine Tafel unſichtbar mit meinem Namen darauf, die ich noch nicht ohne Scheu erblickte. Vor der Tür hielt ich an. Die Störche ſchwebten jetzt vereint in der Höhe über dem Turm. Mich wunderte, daß ſonſt noch niemand da war, um ſie zu melden. Eine Mark ſtand auf dem Spiel, und eine Gelegenheit, ſich hervorzutun, aber ich drehte mich enttäuſcht und unſchlüſſig vor der Tür herum; ſelbſt als ich mir ſagte, das ſei doch eine ganz einfache Sache, und die Hand auf die Klinke legte, war das nur eine mechaniſche Bewegung, welcher das rechte ſchwunghafte Zutrauen gänzlich fehlte.

Plötzlich hörte ich auf der Treppe ein vielfüßiges, ehrfurchtsvolles Getrampel und Geſcharr. Die Brüder ſtiegen herauf, um eine Stunde beim Herrn Vater zu haben; wenn ich alſo noch melden wollte, ſo mußte es ſchnell geſchehen. Aber ich konnte mich nicht entſchließen. Währenddem kam die Spitze des Zuges mit dem Senior bei mir an. Dieſer fragte mich mit erſtauntem Ernſt, was ich da wolle. „Die Störche ſind doch da!“ ſagte ich unſicher und vollkommen ernüchtert, denn ich wußte bereits zur Genüge, was dieſe Brüder für Weſen waren. Er tat einen gleichgültigen Blick hinaus. „Schon gut“, ſagte er dann etwas beläſtigt. „Ich werde es drinnen melden. Geh nur wieder an deine Arbeit.“ Damit klopfte er an die Tür, und die Brüder gingen an mir vorbei hinein. Mir aber fiel auf einmal ein, daß ich dem Herrn Johannes weggelaufen war, und irgendeine ferne, ungewiſſe Ähnlichkeit ging mir auf zwiſchen Petrus, der den Herrn Jeſus unter Beihilfe eines Hahnes verraten hatte, und mir, der ich wegen dieſer Störche den Herrn Johannes im Stich ließ, um zum Herrn Vater zu rennen. Ziemlich kleinlaut kehrte ich zu ihm zurück, um ihm dazu

zu verhelfen, daß er das angefangene Stück fertig ſpielen konnte. Ich fand ihn beim Fenſter vorn, wo er nach den Störchen blickte, und Gott wußte was dabei dachte, denn das, was ſie geſehen hatten, das kannte er ja auch. Die Orgel hatte er geſchloſſen, das Notenbuch weggetan.

„Nun, haſt du deine Mark?“ fragte er mich launig. „Wozu doch die großen Einrichtungen der Natur ſo einem kleinen Kerl verhelfen können! Laß ſehen!“

Ich hatte aber nichts zu zeigen. Zuerſt wußte ich gar nicht, was ich ſagen ſollte. Ich ſchämte mich furchtbar vor ihm, würgte an der zweiten Enttäuſchung, daß er die Orgel geſchloſſen hatte, ohne das Stück fertig zu ſpielen, und empfand ſie als eine Beſtrafung für meine Untreue gegen beide, ihn und die Orgel. Ich hätte heulen mögen.

„Ich — war nicht drinnen“, würgte ich endlich hervor. „Ich wußte nicht — — Und dann kamen gerade die Brüder —!“

Er betrachtete mich aufmerkſam. „Was wußteſt du nicht?“ fragte er. Ihm eignete ſo eine behutſame Art, einen in einer Frage gewiſſermaßen unterzubringen.

„Weil ich mich nicht hineingetraute“, geſtand ich. Ganz ratlos war ich nun.

„Ja, ja“, ſpottete er. „Der Herr Vater beißt euch die Naſen ab. Und mich haſt du auch ohne Wind ſitzen laſſen. Was ſollen wir jetzt eigentlich von dir denken?“

Ich ließ den Kopf hängen, denn er ſprach meine eigenen Gedanken aus. Inzwiſchen griff er in die Hoſentaſche.

„Hier haſt du eine Mark“, ſagte er dann. Als ich ihn wieder anſah, war das Lächeln noch da, aber weit hinter ſeine Brillengläſer zurückgewichen. „Ich werde ſie mir vom Herrn Vater zurückgeben laſſen. Ich kann ihm doch ſagen, daß du dich zu ihm nicht hineingetrauteſt, obwohl du mir mitten aus dem Stück weggannteſt?“

Deutlich ſah ich ein, wie unvorteilhaft die Nachricht meinem

Ruf ſein mußte. Ohne ſprechen zu können, ſchüttelte ich ſtumm den Kopf, und die Mark nahm ich auch nicht entgegen, ſo gerne ich ſie gehabt hätte.

„Alſo gut, ich werde nichts ſagen. Aber die Mark nimmſt du vielleicht als Geſchenk von mir, wenn du ſie auch nicht verdient haſt? — Oder willſt du warten, bis ich ſie dir gebe, weil ich finde, daß du ſie verdienſt?“

Ich war ihm geradezu dankbar für den neuen Ernſt, der wieder in ſeinem Ton erſchien.

„Ich will warten, bis ich ſie verdiene“, ſagte ich leiſe. „Es tut mir leid, daß ich weggerannt bin!“ fügte ich noch aufrichtig hinzu.

„Schön, wir wollen ſehen!“ ſchloß Herr Johannes das Geſpräch. „Es wird ſich vielleicht doch einmal zeigen, daß man ſich auf dich verlaſſen kann! Ganz umſonſt wirſt du auch nicht Johannes heißen.“

Der Heidengroſchen

Herr Johannes hatte neben den übrigen Verantwortungen auch die Verwaltung der Heidenkaſſe, für die er eine beſondere Zärtlichkeit und Zähigkeit entwickelte. Nicht nur brachte er ſie bei jeder guten Gelegenheit und immer mit eigenartigen Methoden in Erinnerung, ſondern darüber hinaus diktierte er gern kleine Geldſtrafen für ſie, die auch die Brüder nicht verſchonten.

Nun hatte in der Zeitung die Nachricht von einer großen Peſtepidemie in Indien geſtanden, die der Herr Vater bekanntmachte mit der Ermahnung, Gott zu danken für die geſunden, chriſtlichen Verhältniſſe, unter denen wir leben durften. Schmunzelnd — es war mittags beim Eſſen — fügte Herr Johannes bei, Gott mit dem Mund zu danken koſte nicht viel, aber man möge ſich an ſeine Heidenkaſſe erinnern, deren Ertrag diesmal der indiſchen Miſſion zufließen ſolle. Nach dem Kaffee zwiſchen vier und fünf Uhr werde er in ſeinem Zimmer ſein, um Gaben entgegenzunehmen.

Er hatte da ein beſonderes Kunſtwerk, das einen Mohrenknaben auf einem Felſen kniend darſtellte. In den Felſen warf man ſein Geld ein, worauf der Knabe dankend mit dem Kopf nickte. Auch von dieſem Nicken hat ſich mancher verlocken laſſen, immer wieder einen Groſchen einzuwerfen. Mir war es gleich eine beſchloſſene Sache, dem Ruf zu folgen, und es fand ſich, daß etwa acht von uns dem gleichen Antrieb unterſtanden. Alle verlangten ſie nachmittags vom Lehrer aus ihren Käſtchen Geld für die Heidenmiſſion. Ich aber hatte den Liebestrieb, am meiſten zu geben, und als ich ſah, daß keiner über fünfzig Pfennig hinausgegangen war, verlangte ich eine Mark, und zwar in lauter einzelnen Zehnpfennigſtücken, um den Heidenknaben recht oft nicken zu machen. Der Lehrer fand das etwas viel, aber er willfahrte mir. „Du haſt jetzt aber nur noch dreiundzwanzig Pfennige darin!“ machte er mich aufmerkſam. Darauf war ich vorbereitet geweſen. Als ich jedoch mit meinem vielen Geld die Treppe hinunterſtieg, um es einzuliefern, fand ich mich damit aufdringlich. Wollte ich mich denn mit einer Mark wieder in ſeine Gunſt kaufen, nachdem ich ihn wegen ebenſoviel im Stich gelaſſen hatte? Im richtigen Moment begegnete mir mein Freund Leuenberger, dem ich von meiner Mark fünfzig Pfennige abtrat, damit er auch einzahlte.

Alles wickelte ſich nun anonym und unauffällig ab. Einer nach dem anderen warf ſein Geld in den Heidenfelſen, und jedem nickte der Mohrenknabe ſeinen Dank. Keiner gab zu, daß der nächſte einwarf, bevor der Knabe vollkommen ausgenickt hatte. Herr Johannes ſtand dabei, richtete an den und jenen ein paar Worte — ich ſah welche erröten, obwohl ſie es erwartet und gewünſcht hatten —, und allen erlaubte er, bis halb ſechs zu ſpielen, da ſie zu ihrem Geld auch ihre Freiheit gegeben hätten; ihre Geſundheit verlangte aber die Heidenmiſſion nicht. Das war eine unerhörte Gunſt, die große Begeiſterung erweckte, aber man wagte dieſe erſt draußen zu äußern.

Mit der freien Zeit fingen wir nicht einmal viel an. Wir ſtanden und gingen herum, fühlten uns geehrt, ließen uns von den anderen beneiden und bewundern, und als dieſe aus dem Hof verſchwunden waren, fanden wir uns zu unſerer Betretenheit nicht ſo wohl, wie wir erwartet hatten, da wir aus der Ordnung fielen. Die Gärtner unter uns drückten ſich lange vor der Zeit dem Garten zu. Wir, ſchon mehr von der Pedanterie angekränkt und weniger mit unſerer Arbeitſtätte durch Natur verbunden, hielten unſere Zeit peinlich ein, erſchienen dann aber ſehr ſtill in der Arbeitſtube, wo die hohe Stimmung vollends zu Ende ging: es wurde uns kurz und ungerührt mitgeteilt, daß wir in nunmehr drei Vierteln der Arbeitszeit auch drei Viertel des Gewichtes zu liefern hätten, alſo drei Lot, wozu man bloß raten könne. Das war aber eigentlich ſchwieriger, als vier Lot in zwei vollen Stunden zu zupfen, da eine halbe Stunde immer auf den Anlauf ging. Um es gleich zu ſagen: ich leiſtete es nicht und zierte abends wieder einmal die Wand.

Aber damit war dieſe Sache noch nicht zu Ende. Herr Johannes hatte die Gewohnheit — davon erfuhr ich erſt viel ſpäter —, denjenigen Gebern, von denen er wußte, daß ſie ſehr arm waren, heimlich ihren Beitrag von ſich aus in das Käſtchen zurückzulegen. Zu dieſen ganz Armen gehörte mein Freund Leuenberger. Als Herr Johannes daher deswegen mit dem Lehrer redete, erfuhr er, daß Leuenberger ſeit langer Zeit überhaupt kein Geld mehr gehabt habe. Gleichzeitig kam zur Sprache, daß von mir eine ganze Mark erhoben worden war; der Lehrer erkundigte ſich, ob ich ſie auch eingezahlt hätte, und dies war nicht der Fall. Wo hatte ich alſo den Reſt gelaſſen?

Am anderen Tag wurde ich zu Herrn Johannes zitiert.

„Sage mal, Schattenhold“, ſprach er mich an, „du haſt da geſtern eine Mark für die Miſſionskaſſe erhoben, aber bloß fünfzig Pfennige eingeworfen. Wie verhält ſich das?“

Er lächelte jetzt nicht, ſah mich auch nur ſo ganz allgemein an,

und als ich errötend stumm blieb, wandte er sich mit nachdenklichem Gesichtsausdruck von mir ab, um einmal in seiner Stube auf und ab zu gehen.

„Hast du den Rest — dem Leuenberger gegeben?“ fragte er darauf mit einem freundlichen Beiklang in seinem Ernst, der mich auf Mitgefühl und Verständnis raten ließ. Ich beantwortete betrübt die Frage mit ja, und auf die weitere Erkundigung nach meinen Gründen ließ ich es wieder ankommen.

Sie kam aber nicht. Nach einer letzten kurzen Stille räusperte sich Herr Johannes.

„Sieh mal“, sagte er, auch jetzt nicht unfreundlich, aber sehr ernst, „in keiner Sache soll man über seine Grenzen hinausgehen. Das verrät nie wirklich zuverlässige Menschen. Verstehst du das?“ Ich sah es ein. „Tu, was Gott von dir verlangt, und wie er es verlangt. Die schweren Opfer werden später ganz von selber kommen. Dränge dich nicht vor. — Hier, die Helden wollen dir auch nichts schuldig bleiben. Eingezahlt ist eingezahlt, aber nimm von ihnen das Buch dafür als Andenken.“

Er überreichte mir ein kleines Buch, blau gebunden, mit schwarzem Rücken und altem, blauem Schnitt, und ließ mich gehen. Mir ahnte jetzt im Gleichnis, daß das Über-mir wohl stets größer und höher sein werde, als meine Anstrengung, es zu erreichen. Daher enthielt die erlittene Demütigung doch auch einen Trost und eine Beruhigung, beinahe eine Aufrichtung, denn sie stellte meinen ursprünglichen Sachverhalt wieder her; ich war in einem zarten und großmütigen Sinn berichtigt. Voller Verehrung und Dankgefühl für den unbestechlichen Mann schlug ich später das Buch auf. Es enthielt eine Reisebeschreibung durch das Heilige Land mit Zeichnungen und Stahlstichen, Ruinen, Stadtbilder, den Tempel von Jerusalem, Ansichten vom Libanon, vom Karmel, vom Toten Meer, vom Jordan, Beduinen, die Klagemauer, Bethlehem, kurz, von dem ganzen mythischen und trotz seiner kleinen Grenzen so gewaltigen Lokal, in welchem sich die Ge-

ſchichte und das Schickſal eines unvergleichlichen Volkes abgeſpielt hat. Die Geſchichte war verdampft, das Schickſal bis zum Ende erlitten, und übrig war wie das Knochengerüſt eines rieſenhaften Sauriers die Landſchaft mit ihren Ruinen und den eingeſiedelten nachkommenden Kolonien der Fremden, die nicht wußten, welche Stätten ihr Fuß betrat, und was für alte heilige Flanken ihre Pflüge aufriſſen. Die Stahlſtiche hatten einen goldenen Schimmer, der darauf lag wie Patina, der Roſt der Schönheit und der beſeelten Vergangenheit. Viel Ergebung und Ehrfurcht leuchtete zwiſchen ſeinen Zeilen, und von dieſen Geiſtesverfaſſungen ſollten ſie mir wohl auch einen Begriff geben.

Fünftes Kapitel

Der hohe Widerſacher

Ein unglücklicher Geburtstag

Der Geburtstag des Herrn Vaters wurde jedes Jahr beſonders gefeiert. Nicht, daß wir eine Stunde länger ſchlafen durften, aber die Brüder begannen ihn mit einem beſonders langen und ſchwierigen Geſang, der wenigſtens den Moment des Aufgeſtandenſeins um fünf Minuten hinausſchob; ſolange ſie ſangen, konnte man tun, als ob man nicht vorhanden wäre. Alsdann hatten wir uns um Viertel vor elf vor der Tür des Herrn Vaters zu ſammeln, um unter Leitung des Herrn Johannes einige Chorlieder zu ſingen. Während das dauerte, mußte man nicht zupfen; mit dem Wiegen jedenfalls war es heute nichts.

Um elf hatte eine Ausleſe von uns Katechiſationsübung mit den Brüdern; ich gehörte auch dazu. Es ſtand die Geſchichte vom Tobias mit dem Fiſch zur Behandlung, und der Bruder konnte und konnte dieſes Fiſches bei uns nicht habhaft werden, ſoviel wir uns bemühten, um ihm behilflich zu ſein. Es herrſchte daher trotz des Geburtstages ein etwas ſcharfer Ton, denn der Herr Vater konnte nichts ſo ſchlecht ausſtehen, als wenn ſich die Brüder, die doch eine ſo hohe Berufung hatten, vor uns Blößen gaben. Dazwiſchen half er ſich aber wieder mit etwas Spott, um der Sache die Spitze abzubrechen, und plötzlich rief er halb lachend, halb ärgerlich: „Wer ſteht denn dort von den Buben mit untergeſchlagenen Armen wie Napoleon?“ Das war meine beſcheidene Perſon, und ich meldete mich etwas ungewiß. „Nun, das konnte ich mir eigentlich denken!“ bemerkte er gutgelaunt. „Früh krümmt ſich, was ein Haken werden will!“ Man lachte, und die Spannung war für diesmal gebrochen. Mit dem nächſten Bruder ging dann die Geſchichte vom Knaben Tobias ohnehin beſſer, und der Fiſch kam

glücklich an die Angel; ich hatte dabei, wenn man den Ausdruck geſtatten will, den Zutreiber geſpielt, und es fiel noch die Bemerkung des Herrn Vaters: „Nun ja, mit einem geſcheiten Katechumenen iſt's ſchließlich keine ſo große Kunſt mehr.“ Mit einem abermaligen leiſen Gelächter ſchloß dieſe Stunde.

Aber für mich war ja eine Sache nie fertig, wenn ſie für die anderen zu Ende ſchien; das war immer geradezu mein Verhängnis. Als wir in der Nähe des Herrn Vaters den Lehrſaal verließen, wandte ich ihm in meinen vertrauensſeligen zwölf Jahren das Geſicht zu und lächelte ihn an. Dies Lächeln bemerkte er trotz ſeiner ſchwachen Augen. Ob er nun kindliche Eitelkeit dahinter vermutete, oder was ihn dazu veranlaßte: kurz, er rief mich zurück und wollte wiſſen, warum ich gelächelt habe. Ich hätte ihm ebenſogut ſagen können, warum ich auf der Welt ſei. Es war ein Feiertag. Der Herr Vater hatte ſein Wiegenfeſt. Es wartete ein etwas beſſeres Eſſen auf uns. Nachmittags ſollten wir ihn auf den Ratmatter Hügel fahren. Ein wunderbarer Sommerhimmel ſtand über der Anſtalt. Und die Stunde war wirklich kurzweilig geweſen und hatte mit einem Vorſprung für mich abgeſchloſſen. Es ging mir oft genug dumm und ſchwer, ſo daß ich mich mit einigem Recht darüber freuen konnte. Wenn ich bei alldem ſagte, ich wiſſe es nicht, ſo ſprach ich noch obendrein die lautere Wahrheit. Aber dabei konnte er es nicht beruhen laſſen. Vielleicht wollte er den Brüdern noch ſchnell ein Exempel geben, wie man mit ſolchen Seelchen umſprang, um die Antworten aus ihnen herauszuholen. Allein wie er auch verhörte und ungeduldig wurde, ich blieb dabei, daß ich es nicht wüßte. Ich hätte noch am beſten ſagen können: „Weil ich Ihnen gerade gut war!“

„Nun, du kannſt dich ja während des Eſſens vor der Tür draußen beſinnen“, bemerkte der Herr Vater unzufrieden zum Schluß. „Vielleicht fällt es dir noch ein, bevor die Würſte kommen.“

Ich war eigentlich geneigt, dieſe Strafe als eine Auszeichnung zu betrachten. Auch einige Brüder faßten die Sache mehr ſpaßhaft auf und bewitzelten mich im Vorbeigehen. Aber als ſich die Auszeichnung in die Länge zu ziehen begann und die Mädchen mit den duftenden Feſttagswürſtchen an mir vorübergezogen waren wie Sagengeſtalten aus der Geſchichte, deren Einholung durch mich nun mindeſtens ſehr zweifelhaft wurde, war ich dem Heulen doch näher als der Selbſtvergnügtheit, und ich warf keine liſtigen Blicke mehr in den Eßſaal. Der Herr Vater hielt auch durch bis nach dem erſten Gemüſegang. Dann ſchickte er mich nach einer neuerlichen vergeblichen Befragung kopfſchüttelnd an meinen Platz, wo ich meine Fleiſchſuppe kalt mit einer Schicht abgeſetzten Fettes vorfand. Die anderen hatten indeſſen Backobſt mit Wurſt gehabt. Eben kam der Aufſeher, um zum zweitenmal zu geben. War ich nicht fertig, ſo wurde ich, das kannte ich nachgerade als eine beſondere Fineſſe, ohne Wimperzucken übergangen, und wenn ich gerade den letzten Löffel zum Mund führte. Während mir vor Wut und Kummer die Tränen über die Backen liefen, ſchaufelte ich alſo an meiner Suppe, ſo raſch ich konnte, um wenigſtens noch einen Mundvoll Backobſt zu erhaſchen. Dies gelang mir auch, aber meine Wurſt war weg. Da ich vorhin vor der Tür draußen ſo vergnügt ausgeſehen hatte, war es Ladurch, dem Aufſeher, aus pädagogiſchen Gründen angemeſſen erſchienen, ſie anderen zu geben.

Indeſſen war mir aber, daß ich wie in einem unſeligen Traum die Stimme der Jungfer Angela ſagen hörte: „Aber Vater, nun kommt der arme Kerl um ſein ganzes Feſteſſen. Das iſt doch auch nicht recht.“

Schon hörte ich verwundert die Mutter fragen: „Wieſo? Hat er denn nichts mehr bekommen?“

Ich fühlte, wie ſie alle nach mir her ſahen, und wagte nicht aufzublicken; wenn ich mich vor dieſer hohen Familie bemerkbar machte, ſo ging es mir doch nie gut.

„Wo iſt denn ſeine Wurſt hingekommen?“ erkundigte ſich nun auch aufhorchend der Herr Vater. „Er ſollte ja gar nicht beſtraft werden; er ſollte bloß mit der Sprache heraus. Für Unfug haben ſie immer Worte.“

Die Jungfer Angela maulte irgend etwas, das ich nicht verſtand, zudem gab es eine Bewegung um mich. „Du, Schattenhold, du bekommſt noch etwas!“ teilte mir ein Nachbar leiſe und ehrfürchtig mit. „Warte mit dem Backobſt; es kommt ſogar Speck.“

„Ich habe auch nicht immer alles ſagen können“, hörte ich zudem noch lachend und ein bißchen widerſprechend die Stimme der Frau Mutter. „Kinder lachen oft aus lauter Dummheit. Immer ſuchſt du nach tieferen Gründen.“

Auch er lachte nun, und die Frau Mutter ließ ihn einen Schluck Wein trinken. Indeſſen erſchien wie ein vorzeitiger Weihnachtsengel die Jungfer Angela bei mir, in der linken Hand die Schüſſel mit dem Backobſt vom Herrentiſch, und in der rechten ihre Gabel mit einem gerührt lächelnden Stück Speck daran, da ſchon alle Würſte weg waren. Auch die Apfel- und Birnſchnitze hatten ſo einen ſeelenvollen, gebildeten Glanz, daß man ſich ordentlich vor ihnen ſeiner Niedrigkeit ſchämte. Ich flüſterte beſtürzt meinen Dank, und unter der Aufmerkſamkeit der ganzen Hausgemeinde fraß ich halb verängſtigt mit ſtark beeinträchtigter Wonne ſehr eilig, denn das Schlußgebet ſtand ſchon bevor, den Niederſchlag weiblichen Mitleids hinunter. Was Ladurch dazu für ein Geſicht machte, weiß ich nicht. Ich muß hier bekennen, daß ich als junger Menſch noch öfter in die Lage kam, mich von weiblichem Mitgefühl erreichen zu laſſen, wenn ich in der Männerwelt Fiasko machte, und daß mir dabei niemals ganz wohl war. Aber wenigſtens wurde ich mit dem Speck fertig, ehe der Schlußgeſang anfing, und den habe ich nicht mitgeſungen, da ich mir vorher noch ſchnell Backobſt in den Mund ſtopfte, ſo viel hineinging.

Der Nachmittag brachte die große Ausnahme vom Alltag. Es wurden zwei Körbe mit Brot und Käſe bepackt, und zwei Kannen

mit Most gefüllt. Im ansehnlichen Troß zogen wir nach dem Ratmatter Hügel aus, voran der Krankenwagen mit dem Herrn Vater, von sechs Jungen gestoßen und gezogen. Zuerst hatten wir ein Stück staubige Landstraße zurückzulegen, auf die von Osten her die Erhebungen des Schwarzwaldes hernieder blickten. Der Rhein machte dort eine Biegung nach Süden und verschwand in einem tiefen Einschnitt, dem sogenannten Höllenhacken. Wir aber schlugen uns nach links in den Wald hinein. An den Krankenwagen wurde ein langes, starkes Seil geknotet. Eine zuverlässige erwachsene Person übernahm die Führung des Gefährtes, und die ganze Jungenschar spannte sich an das Seil davor. Der Waldweg war nicht lang, aber ziemlich steil und steinig, und man brauchte alle unsere Kräfte. Droben zogen wir den Jubilar noch vollends in den Schatten einer einzeln stehenden Linde. Darauf war das nächste, was wir taten, daß wir uns um ihn stellten und alle Lieder, die uns im Lauf einer Stunde einfielen, so schön sangen, als wir konnten. Er war ein großer Gesangliebhaber, und manchmal sang er mit etwas zitternder Stimme und halb versunken selber mit. Um seine Augen spielten mancherlei gute Lichter. Wenn er heute lächelte oder gar lachte, so vergaß man ganz, daß seine Zähne falsch waren. Wir sangen: „Am Brunnen vor dem Tore", „Kein schönrer Tod ist auf der Welt", „Morgen marschieren wir", „Wer hat dich, du schöner Wald", „Niene geit's so schön und luschtig", „Trittst im Morgenrot daher", und dann wollte er auch „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod" hören; darauf setzte er aber schnell: „Freut euch des Lebens!" Die Sonne spielte auf seinen Decken und auf seinem graubraunen, hohen Sommerhut. Der Rhein blitzte drunten mutig und frisch aus dem finstern Höllenhacken hervor. Zwischen den hellen Buchenstämmen des Waldrandes stand das Dunkel großäugig. Und drinnen sang das Echo mit. Er schien heute keine Schmerzen oder nur wenige und erträgliche zu haben. Als es für jetzt genug war, befahl er das Vesperbrot. Wir saßen um ihn herum, verzehrten das Brot und den Käse und tranken

Moſt dazu, während er ſich da und dort in unſere Reden miſchte. Ich hatte meinen Mittagſchreck verwunden und wacker mitgeſungen, aber meinen Platz diesmal etwas entfernt von ihm genommen, wollte mich auch für die Zukunft wieder gut vor ihm in acht nehmen.

Nach der Veſper befahl er Seilziehen, da man doch das Mittel dazu hier hatte. Der Kampf blieb lange unentſchieden. Da befahl der Herr Vater: „So ſoll einmal der Schattenhold die Partei wechſeln. Es wird dann ſchon gehen.“ Ich tat, wie mir geheißen war, aber nun nahm meine bisherige Partei die letzte Kraft zuſammen, ſo daß der Herr Vater endlich unzufrieden lachend rief: „O Schattenhold, mit deiner Macht iſt auch nichts getan!“ und das Zeichen zum Abbruch gab. Ich wurde von meinen vorigen Parteigängern ausgelacht, und die neuen waren auch nicht gerade ſtolz auf mich, ſo daß alſo beim Seilziehen ich allein der Verlierende war. Nachher trieben wir Sackſpringen, Überlaufen, und da hier viel Tannenzapfen lagen, entwickelte ſich plötzlich ein allgemeiner Tannenzapfenkrieg. Die Mädchen hatten inzwiſchen züchtig Reigen getanzt; einige von ihnen wollten etwas Beſonderes tun und flochten einen Kranz für den Herrn Vater. Mit dem kamen ſie an und legten ihn ihm um den Hut auf den Rand; er war etwas zu groß und hing nach hinten über.

Eben kam Herr Johannes von einem kleinen Spaziergang aus dem Wald zurück. Die Frau Mutter, ſeine Schwägerin, war bei ihm; ſie ſah vergnügt und jung aus, und auch dem Herrn Johannes ſchienen im Wald an den Büſchen einige Jahre und Sorgen hängengeblieben zu ſein. „Seht mal die Mädchen!“ rief da jemand bei uns. „Wie die ſich anſchmeicheln.“ Schon flog der erſte Tannenzapfen zu ihnen hinüber, während ſie kreiſchend machten, daß ſie wegkamen. Es war der alte Krieg. Auch ich beteiligte mich an der Beſtrafung. Es hagelte jetzt Tannenzapfen hinter ihnen her. Eben hob Herr Johannes abmahnend die Hand, da eigentlich ſein Bruder für dieſen Spaß doch zu nahe beim Wurf ſaß, als auch

das Unglück geschehen war. Plötzlich schrie der Herr Vater auf; ein Tannenzapfen hatte ihn unterhalb der Stirn oder am Auge getroffen. Auch der Hut mit dem Kreuz saß ihm schief auf dem Kopf. Bei uns erstarrte sofort die Bewegung. Verschiedene Leute liefen auf den Herrn Vater zu, um ihm zu helfen. Die Mädchen riefen: „Bilih!" und blickten anklagend nach uns. Herr Johannes forderte Most und fing an, mit dem angefeuchteten Taschentuch das verletzte Auge zu betupfen. Klagend und etwas zeternd ertönte die Stimme des Herrn Vaters dazwischen: „Können denn die Buben nicht besser aufpassen? Blutet es? Ich bin aber am Augapfel getroffen; ich fühle es ganz genau." Und dann: „Wer ist das gewesen? Der soll wenigstens herkommen und sich entschuldigen!"

Niemand regte sich bei uns. Da keiner den anderen bewacht hatte und die allgemeine Aufmerksamkeit den Mädchen zugewandt gewesen war, wußte man nicht, wen der Befehl anging. Die Untat war anonym. Mir selber saß der Schreck so tief in den Knochen, daß ich noch nicht einmal zu atmen vermochte, geschweige, daß ich zur Selbstanzeige imstande gewesen wäre. Beim Ausholen hatte mich ein Junge angestoßen, und so war mein Wurf fehlgegangen. Wie gebannt starrte ich nach dem Herrn Vater hin. Das Blut wich mir aus den Wangen, und mich fröstelte mitten in der Sonne; mir war irgendwie zumute, wie man es dem Vögelchen angesichts des bannenden Schlangenblickes nachsagt. Das Furchtbare bestand ja für mich nicht allein darin, daß mir das überhaupt zugestoßen war, sondern daß es mir mit diesem Mann passiert war.

Der Lehrer trat zu uns und redete uns gut zu. „Weiß denn keiner, ob er das gewesen ist? So was kann ja vorkommen, aber man muß dazu stehen." Einige murmelten, ihnen sei es nicht passiert; sie hätten genau gesehen, wohin ihre Tannenzapfen flogen. Das waren die Größeren. Von den anderen war keiner so sicher, das von sich zu behaupten. Kurzum, die Feier war plötzlich zu Ende. Der Herr Vater verlangte nach Hause, und das war ihm

auch nicht zu verdenken. Man band das Seil wieder an den Wagen, diesmal hinten, um damit zu bremſen. Still und niedergedrückt traten wir den Heimweg an. Aus zwei Taſchentüchern hatte Herr Johannes ſeinem Bruder einen Verband angelegt. Von Zeit zu Zeit wechſelte er die Kompreſſe.

„Ihr ſeid mir ja nette Brüder!“ ſagte einmal die Frau Mutter zu uns, aber ſie ſchien nicht ſo entrüſtet, wie wir fürchteten; vielleicht hatte ſie ſelber Verſtändnis für das Mißgeſchick, das uns widerfahren war, denn uns war der Tag ja ebenſo verdorben. Einer äußerte die Empfindung auch in den Worten: „Das hat der ja nicht abſichtlich getan, Frau Mutter! Es iſt uns allen leid genug!“

„Aber warum meldet er ſich denn nicht?“ fragte Jungfer Angela vorwurfsvoll und etwas empört.

„Er wird es wohl auch nicht wiſſen“, wurde ihr weniger reſpektvoll erwidert. „Haben Sie ſchon einen Tannenzapfenkrieg mitgemacht? Nun alſo!“

Gewiſſensnöte und der Helfer

Zum Abendeſſen erſchien der Herr Vater nicht. Herr Johannes hielt die Andacht. Es gingen gleich die wildeſten Gerüchte um. Das Auge ſollte ausgelaufen ſein. Dann hieß es, der Arzt ſei dageweſen und habe es herausgenommen, weil die Entzündung ſonſt ins Gehirn geſchlagen hätte. Welche wollten ihn dabei ſchreien gehört haben, andere ſagten aber, er ſei chloroformiert worden. Mit einem bitteren Geſchmack im Mund ging ich zu Bett. Die Nacht ſchlief ich wenig, und das wenige war von böſen Träumen geſchreckt. Nach Feiertagen litt ich immer ſehr am Gefühl der Ernüchterung, aber der nächſte Morgen brachte mir keine Ernüchterung, ſondern ein inneres leeres Entſetzen, das ich über anderen Dingen einmal ein bißchen vergaß, das mir aber immer wieder

aufſtieß, und jedesmal ging mir ein Meſſer übers Herz. Es war ein furchtbeſchwerter, hilfloſer Zuſtand, in den ich mit abergläubiſchen und düſteren Augen hineinſah wie in einen Sumpf, worein ich von Stunde zu Stunde tiefer verſank.

Es war uns jetzt geſagt, daß das Auge nicht ausgelaufen und auch nicht herausgenommen ſei, und die ganze Sache war wohl nicht ſo ſchlimm, wie es zuerſt ausgeſehen hatte, aber der Herr Vater ließ ſich doch nicht ſehen. Er lag zu Bett, konnte nicht warm werden und brauchte fortwährend Pflege und Wartung, da der Schreck ſein Leiden ſozuſagen aufgeſtört und ihn im allgemeinen in eine ſehr ſchlechte Verfaſſung gebracht hatte. Vielleicht ging auch eine ſolche Veranſtaltung überhaupt über das Maß deſſen hinaus, was er ſich noch zumuten durfte. Ich konnte das alles ſehr wohl ermeſſen. Mir ſelber taten alle Glieder weh. Ich ging herum mit einem geheimen Fieber in den Knochen. Das Eſſen ſchmeckte mir wie Stroh. Immer hing ich am Waſſerkrug. In der Schule hatte ich meinen Kopf nicht beiſammen. In den Freiſtunden mochte ich nicht ſpielen.

Ein neues Leid widerfuhr mir, als in einer Grammatikſtunde Herr Johannes feſtſtellte: „Schattenhold verläßt mich jetzt auch beim Konjugieren!“ Vorher war ich in dem ſchwierigen Fach ſein verläßlichſter Schüler und der einzige überhaupt geweſen, der dem Gegenſtand mit einem angeborenen Gefühl dafür gefolgt war. Mehrmals nahm ich den Weg zum Herrn Vater unter die Füße, aber ich kam nie über den erſten Treppenabſatz hinaus; dann packte mich eine wahre Beſtürzung, und zitternd lief ich wieder hinunter und aus dem Haus, um in ſtiller Verſtörtheit bis zum Schluß der Freiſtunde herumzugehen.

In jenen Tagen bekamen wir den erſten Radfahrer zu ſehen. Er fuhr jenes früheſte Modell mit dem anderthalb Mann hohen Vorderrad und dem kleinen Nachrädchen, das ſo atemlos hinterherrannte. Ich umſtand den kühnen Mann, einen ehemaligen Demutter Jungen, mit trüber Bewunderung, und nie konnte ich

ſpäter dieſe Maſchine ſehen, ohne daß mir die Empfindungen jener Tage wieder aufſtiegen.

In einer Nacht verſetzte ich die Familie des Herrn Vaters noch mehr in Aufregung. Man hatte ſeine Tür gehen gehört. Auch Geräuſche wurden wahrgenommen, und beinahe noch beunruhigender ſchien die folgende Stille. Endlich faßte jemand ein Herz, um nachzuſehen. Die Frau Mutter, begleitet von den Fräulein Angela und Felicitas, kam mit Licht ins Zimmer und fand keinen Dieb, ſondern mich. Das Gewiſſen ließ mir auch im Traum keine Ruhe. Nachtwandelnd war ich aufgeſtanden und hatte den ſchweren Gang zum Herrn Vater angetreten, um zu bekennen. Man brachte mich zu mir, und die Jungfer Angela leuchtete mir nach meinem Schlafſaal zurück. Ich erlangte durch den Vorfall eine gewiſſe Berühmtheit, aber meine Betroffenheit darüber war viel größer.

Eines Sonnabends nach getanem Tagewerk — draußen ging ein Gewitter nieder — ſaßen wir in der aufgeräumten Arbeitſtube. Jeder trieb die halbe Stunde vor dem Eſſen, was er wollte. Manche hatten ſich ihre Bücher aus dem Schulſaal geholt. Welche malten. Auf einem Geſtell in der Arbeitſtube lagen einige uralte Bibeln in einem Deutſch, das ſchwer zu leſen war, die Hauptworte mit kleinen Anfangsbuchſtaben, und mit Hunderten von Holzſchnitten geziert, abgeſehen von den ausgedehnten ſchwarzen und roten Initialen, die die Kapitel eröffneten. Einen dieſer ſchon halb ſchwarzen Schweinslederbände holte ich mir herunter, um wieder einmal die Bilder zu betrachten. Unter anderem kam ich an die Geſchichte vom verlorenen Sohn, und zufällig fand ich die Worte: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!“ jenes träumeriſche, dunkel treibende F-Moll-Motiv in der unvergleichlichen muſikaliſchen Geſchichte. Zwei-, dreimal las ich die Ankündigung. Dann war es mir, als ob mich jemand bei der Hand nähme und mir ganz einfach und mit natürlicher Klarheit ſagte, was ich zu tun hätte. Ich ſtand auf, legte die Bibel weg und bat den Aufſeher um die Erlaubnis, zu Herrn Johannes zu gehen.

Ich durchſchritt den Zementboden und den Andachtſaal, ohne ein einziges Mal anzuhalten, ſtieg die eine Treppe höher — auch jetzt alles wie nachtwandelnd — und klopfte bei Herrn Johannes. „Herein!“ Dann ſtand ich vor ihm und ſagte nach einem letzten Anlauf ſo elend und heruntergekommen, wie ich gegenwärtig ausſah: „Ich komme wegen dem Tannenzapfen, der den Herrn Vater getroffen hat. Den Tannenzapfen habe ich geworfen!“

Herr Johannes hatte eben an ſeinem Stehpult geſchrieben. Nun legte er langſam die Feder hin und ſchloß das Buch. Dieſes legte er in das Pult hinein.

„Haſt lang ausgehalten“, ſagte er endlich. Mich betrachtend wandte er ſich mir zu. „Biſt alſo ein tragfähiges Gemüt. Es war nämlich keine Kunſt, zu ſehen, daß du etwas mit dir herumſchleppſt, abgeſehen von deinem Nachtwandel. Vollends ſchriebſt du in dem Aufſatz über den Geburtstag des Herrn Vaters am Schluß: ‚Der Kummer trifft immer unvermutet!‘ Nun, das Wort iſt nicht einmal wahr. Dahinter wirſt du noch kommen. Es iſt bloß für das Kind und den Toren wahr, der niemals erwachſen wird. — Wir wollen ſehen. Warum haſt du dich auf dem Ratmatter Hügel nicht gleich gemeldet? Der Herr Vater hätte dich vielleicht angeſchrien, aber dann wärſt du damit fertig geweſen. Kannſt du mir das ſagen?“

„Ich war ſo erſchrocken“, erwiderte ich leiſe.

„Ich habe meinen Vater beinahe ums Leben gebracht und mich ſchwer ſchuldig gemacht, als ich einem Erwachſenen, den ich haßte, eine Schnur ſpannte, über die dann der Vater ſtürzte. Es wäre niemals herausgekommen, trotzdem meldete ich mich ſofort, und zwar gerade vor Schreck.“

„Meinem Vater hätte ich mich auch ſofort gemeldet“, grübelte ich.

„Dein Vater iſt jetzt der Leiter dieſer Anſtalt“, verſetzte Herr Johannes ernſt. „Wenn du dir dieſe Tatſache ganz angeeignet

hätteſt, ſo wäreſt du nicht in die Verwicklung geraten. Siehſt du das ein?"

Ich ſah es ein, lehnte mich aber dagegen auf.

„Nun, wir wollen uns nichts weismachen, Schattenhold", ſagte er darauf in einem anderen Ton. „Mit deiner Seelennot kommſt du jetzt zu mir, und damit machſt du für einen Tag mich zu deinem Vater. — Ich werde alſo hingehen und für dich ſprechen. Und du wirſt hingehen und alles über anderen Dingen vergeſſen. Das iſt der Lauf des Blutes. — Soll ich dann auch vergeſſen, daß du vielleicht vierundzwanzig Stunden lang mein Sohn geweſen biſt?"

Stumm ſchüttelte ich den Kopf. Ich fühlte, wie recht er hatte.

„Laß gut ſein, ich habe noch mehr ſolche Söhne; du kommſt eben ins Album zu den anderen", meinte er mit einem leiſen Lächeln, das ſeine Einſamkeit verriet. Mir fing das Herz wieder an zu pochen. „Dir aber kann ich nur raten: ſieh zu, daß du den Herrn Vater zu deinem Vater bekommſt. Im anderen Fall kann dich noch mancher Kummer treffen, aber ‚unvermutet' darfſt du ihn dann nicht mehr nennen, nachdem ich dich jetzt darauf hingewieſen habe."

Erleichtert, aber nicht erlöſt kam ich von Herrn Johannes zurück. Noch ſtand mir ja die Auseinanderſetzung mit dem Herrn Vater bevor. Doch wagte ich heute wieder zum erſtenmal, mit einigem Appetit zu eſſen, und außerdem meldete man uns eine Beſſerung im Befinden des Verletzten. Am nächſten Sonntag hielt er ſogar wieder ſelber die Predigt; die vorige hatte Herr Johannes aus einer Predigtſammlung des berühmten engliſchen Kanzelredners Spurgeon geleſen, desſelben Spurgeon, deſſen Lieblingswort lautete: „Ich habe Mut wie ein Pferd!" Ich bewunderte dieſe Lebensſtimmung immer ſehr, konnte ſie aber ſelten an mir wahrnehmen, noch weniger hervorbringen, am wenigſten in dieſen Tagen. Als man daher plötzlich den Herrn Vater an unſeren Reihen vorbei zum Katheder vortrug, wurde mir der Atem wieder ſehr eng. Er ſah noch blaß aus, und um das eine Auge

hatte er einen blauen Hof, aber ſeine Stimme klang ruhig und gedeckt. Er las aus ſeiner großen, grobgedruckten Bibel — anderen als ganz groben Druck konnte er nicht mehr leſen — das Wort des Apoſtels Paulus: „Welchen der Herr liebhat, den züchtigt er. Er ſtäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt.“ Mir war die ganze Stunde ſehr bang, und ich bezog alles auf mich, zumal ich ja wirklich ſchon ganz fühlbar geſtäupt wurde. Der Herr Vater ſagte es auch, daß es viele Methoden der Stäupung gebe. Am meiſten werde der Widerſtrebende durch ſein Widerſtreben und durch ſeine Sünden geſchlagen, für die er niemand verantwortlich machen könne als ſich ſelber; dies ſei der herbſte Schmerz, den Gott und der aufnehmende Vater zufüge. Doch ſchloß die Predigt ziemlich tröſtlich mit dem Hinweis auf die Freuden der Kindſchaft, die nach der Aufnahme und der Unterwerfung des Sohnes ihm erblühten. Nach dem Schlußgebet verließen wir den Saal unter Abſingung des Liedes:

„Mit tauſend Freuden will Gott uns weiden,
Aber eins weiß ich, das bet' ich fleißig:
Abba, der auch mein Vater heißt,
Abba, gib mir den Heiligen Geiſt!“

Vom Beſchlagnahmtwerden und vom Memorieren

Nachher wurde ich richtig zum Herrn Vater gerufen. Ich fand ihn nicht droben in ſeinem Zimmer, ſondern zum erſtenmal wieder hatte er ſich ins Freie unter die Trauerweide fahren laſſen. Ich mußte ſeine Hand nehmen.

„Herr Johannes hat mir geſagt, was du ihm geſtanden haſt“, begann er dann. „Ich habe ihm verſprochen, dich nicht noch weiter zu beſtrafen, als du es ſchon biſt. Gott hat dir dieſe Woche hart zu ſchaffen gemacht. — Ich erwarte nun von dir, daß du mir keinen Widerſtand mehr entgegenſetzt. Du biſt einer der hoffnungsvollſten

Knaben, die jetzt hier ſind, aber zugleich der verſtockteſte und hochfahrendſte. Ich habe mir feſt vorgenommen, dieſe Verſtocktheit und Hoffart zu brechen. Vergiß nicht, daß du ein armes Kind biſt. Wenn du fortfahren willſt, Leute, die dir wohlwollen, vor den Kopf zu ſtoßen durch Mangel an Vertrauen und Gegenliebe, ſo wirſt du es nicht leicht haben, in der Welt vorwärtszukommen. — So. Und jetzt nimm hier die Zeitung und lies mir vor. Kannſt mir einmal deine Augen leihen. Beginne oben. Was ſteht da?"

Sehr kleinlaut begann ich zu leſen: „Baſler Nachrichten" und ſo weiter, bis ich an das Wort „Abonnenten" kam. Auch dies las ich glatt, obwohl ich es noch nie geſehen hatte. Aber als ich weiterfahren wollte, befahl der Herr Vater: „Halt. Was iſt das, ein Abonnent?" Das wußte ich nicht. „Und trotzdem willſt du weiterleſen, als ob du es verſtanden hätteſt? Warum fragſt du nicht, was das iſt?" Das konnte ich wieder nicht ſagen. Ich hatte angenommen, daß ich für ihn leſen ſolle und nicht für mich, und mich danach verhalten. „Wenn man bloß von dir Antworten erhalten könnte!" rief er ungeduldig aus. „Immer dieſes Schweigen! Biſt du denn eigentlich ein Kind?" Das Wort „Abonnent" wurde mir nun erklärt. Nachher kam die „Expedition" daran, dann die „Redaktion", und als ich eine halbe Stunde geleſen hatte, wußte ich ſehr viel mehr als vorher, aber der Kopf ging mit mir im Kreis, und ich hatte wieder eine Menge Freiheit und Selbſtherrlichkeit eingebüßt. Die Dinge hatten ſich zu einer vollkommenen Niederlage für mich herausgebildet.

Jeden ſchönen Mittag, wenn der Herr Vater unter der Trauerweide ſaß, ſollte ich nun kommen und ihm die Zeitung vorleſen. Eine Zeitlang während der Schönwetterperiode tat ich es widerſtandslos. Solange es regnete und kalt war, blieb er oben. Als es wieder ſchön war, ließ ich mich erſt rufen, ehe ich mich an meine Pflicht erinnerte. Für dieſe Untreue tadelte er mich in enttäuſchtem und auch etwas bedenklichem Ton; auch ich fand mich ſehr

fehlbar und gelobte zerknirſcht gute Beſſerung. Aber zu meinem Unglück war es diesmal bloß vier Tage ſchön und nachher etwa vierzehn Tage ſchlecht. Beim nächſten ſchönen Mittag war ich darauf bedacht, mich ſo gut unterzubringen, daß ich nicht oder erſt ſpät gefunden werden konnte. Schließlich ließ man mich, aber dafür bekam ich anderweitig ſchwere Zeit.

Im Sommer und Herbſt bei ſchönem Wetter hielten wir die Abendandacht vor dem Haus im Freien ab. Der Herr Vater ſaß dann neben dem Hauptportal mit den beiden Gipsrieſen, den Rücken an der warm nachſtrahlenden Hausmauer, und wir ſtanden im Halbkreis um ihn herum. Statt eines Bibeltextes machte er in dieſer Zeit die aufgezeichneten Merk- und Hauptworte ſeines Vaters zur Grundlage ſeiner Übungen mit uns, und zwar handhabte er die Sache ſo, daß er an einem Abend etwa zehn oder zwölf Worte vorlas, ſie beſprach, und am nächſten Abend von uns die Wiederholung verlangte. Manche Worte waren kurz und ſehr einprägſam, wie der Spruch: „Ohne Liebe lebt man nicht. Das iſt richtig. Sie macht's Leben wichtig." Andere aber waren voll unfaßbaren theologiſchen oder pädagogiſchen Inhalts, den man ſich unmöglich merken konnte. Glaubte man ihn gefaßt zu haben und ſah einer vorbeiſegelnden Schwalbe auch nur drei Sekunden nach, ſo war er weg und kam nicht wieder, und war es keine Schwalbe, ſo ſtreifte einen irgendein anderes Naturereignis, das den mühſam behaltenen Spruch auf ſeinen ſchillernden Flügeln mitnahm. Auf die ſchweren Sprüche war ich aber ſchon verwieſen, wenn ich überhaupt mit etwas Behaltenem dienen wollte, denn er fing bei den Kleinen oder Blöden an, und wenn er ſpät zu mir kam, ſo verlangte er nicht ſchon Geſagtes von mir zu hören, ſondern ich hatte eine beſonders entlegene und verwickelte Sentenz vorzutragen, die ſich keinem anderen eingeprägt hatte. Dasſelbe war es auch, wenn er bei den Großen anfing; dann umging er mich ſolange, bis ich Gelegenheit hatte, mit dem Außerordentlichen aufzuwarten, oder es ihm, was ſo gut wie regelmäßig war, zu

ſeinem Verdruß ſchuldig zu bleiben. Es war gerade, als ob er dieſen Verdruß wollte und mit Eifer ſuchte. Denn von zwölf Sprüchen merkte ich mir ſicher wenigſtens ſechs, keineswegs nur die leichteſten, was mir doch nichts geholfen hätte, und ſo wäre es wohl möglich geweſen, mit vollem Anſehen vor der Hausgemeinde ſich mit mir zu vergleichen. Das ſchlimmſte war, daß ich jedesmal aus der Andacht weg ins Bett geſchickt wurde, während die anderen nachher noch eine halbe Stunde im Freien ſpielen durften.

Dieſe Schönwetterperiode ſchien mir ein halbes Jahr zu währen. Mit wenig Hoffnung ſah ich den Abendandachten entgegen. Je weiter der Tag vorſchritt, deſto tiefer ſank meine Stimmung, und deſto angeſtrengter ſuchte ich nach einem der geſtern gleich entſchwebten Ausſprüche. Und jeden Abend blieb ich ſtumm, wenn die Reihe an mich kam, ließ ich das Schelten des Herrn Vaters über mich ergehen und ſchlich ich mich von der Hausgemeinde weg ins Bett. Der Herr Vater betrachtete alles wieder als Verſtocktheit, berief ſich erregt auf andere Gedächtnisleiſtungen von mir, und ſo trieb er hartnäckig und auf mich verſeſſen die Sache mindeſtens durch drei Wochen. Das Zerwürfnis begann wieder ſich auf mein Befinden zu ſchlagen und meine übrigen Leiſtungen zu beeinfluſſen. Ich bekam eine ungenügende Auguſtzenſur, nachdem ſchon die vom Juli, ich weiß nicht, warum, mangelhaft geweſen war.

Endlich erbarmte ſich wieder Herr Johannes meiner. Eines Tages beim Orgeltreten zwiſchen zwei Präludien fragte er mich, ob ich denn nun endlich für heute einen Spruch wiſſe. Ich ſagte, ich wiſſe wenigſtens ſechs, aber der Herr Vater fragte ja immer zuerſt die anderen. „Dann ſag einmal die ſechs“, verlangte er. Ich memorierte; es waren ſieben. Herr Johannes beſann ſich einen Moment.

„Ja, die werden auch die anderen behalten haben“, gab er zu. „Aber nun warte mal. Von dem Spruch mit dem Zeichen des Geiſtes mußt du doch auch etwas behalten haben. Laß einmal hören.“

Ein Stück daraus wußte ich, eben das mit dem Zeichen des Geiſtes, aber das andere war mir wieder ganz nebelhaft.

„Dann paß jetzt auf!“ ſagte Herr Johannes. „Ich werde dir den ganzen Spruch noch einmal vorſagen.“

Gerne würde ich ihn hierher ſetzen, aber ich weiß ihn längſt nicht mehr, während ich andere Sachen bis ins Grab behalten werde. Er ſagte mir den verzwickten Satz ruhig und mit geheimer Betonung vor, die ihm einen verfolgbaren Sinn und eine Struktur gab, welche ich vorher nicht daran bemerkt hatte. Immer noch etwas mühſam, aber doch ſeiner habhaft werdend, ſprach ich ihn nach, und während Herr Johannes weiterſpielte, wiederholte ich ihn unaufhörlich. Als der alte Mann aufgeſtanden war, bat ich, ob er mich noch einmal abhören wolle, aber dazu lachte er.

„Du mußt dir deine Helfershelfer ſuchen, wo ſie ſind“, meinte er launig. „Oder ſoll ich heute abend auch noch für dich aufſagen?“

Der Abend kam, und mit ihm ein ſchweres Gewitter. Die Andacht fand im Saal ſtatt. Ob die Sprüche zu Ende waren oder ob der Herr Vater endlich die Luſt verloren hatte: jedenfalls fand heute kein Aufſagen ſtatt, und nie mehr künftig kam man auf dieſe unſeligen Sprüche zurück.

Hier noch ein paar Worte vom Memorieren. Außer den ſchon genannten Übungen mit den weltlichen Gedichten und der Kinderlehre am Sonntagnachmittag fand jeden Montagvormittag eine Memorierſtunde beim Herrn Vater ſtatt, in welcher geiſtliche Lieder und Bibelſprüche aufgeſagt wurden. Die Stunden waren ſehr gefürchtet, da ſie an uns ſtarke Anſprüche ſtellten. Wir hatten nicht nur die längſten Gellertſchen Lieder in der richtigen Strophenfolge vorzutragen, ſondern auch die Bibelverſe mußten aufgeſagt werden, wie ſie im Katechismus hintereinander ſtanden. Schon das Erlernen der oft langen und ſchwierig aufgebauten Sprüche machte große Beſchwerden, vollends die Reihenfolge wurde uns beinahe jedesmal zur Kataſtrophe und dem Herrn Vater zum ungeduldigen

Verdruß. Was ich ſo an Bibelfeſtigkeit beſitze, habe ich mit Zittern und Zagen erworben, und an manchem Spruch hängen noch die Fetzen, die er bei ſeiner Wiedergeburt aus meinem Kopf mit ſich geriſſen hat. Mit der gefürchtetſte war dieſer: „Nachdem Gott vor Zeiten manchmal und auf mancherlei Weiſe zu uns geredet hat durch die Propheten, hat er am letzten in dieſen Tagen zu uns geredet durch den Sohn.“ In dieſen verſchiedenen näheren Umſtänden verwickelten ſich die meiſten von uns hoffnungslos. Dagegen half ich mir bei dem langen Paſſionsgedicht, dem Gellertſchen: „O Haupt voll Blut und Wunden!“ indem ich die Anfangsworte auswendig lernte: „O du die mein erkenn ich es ich wann erſcheln.“ Als es gut gegangen war, dichtete ich dankbar weiter: „Verbrenn ich es zu meines Herzens Wonne“, um ſo mit der Melodie von „Wie ſchön leuchtet uns der Morgenſtern“ zum Schluß zu kommen: „Sonne, Wonne, Liebe, Schmerzen, Triebe, Herzen, Hiebe, Kerzen. Komm herein und übe Terzen.“

Von ſolchen Zwiſchenſpielen abgeſehen, fand der Montagmorgen aber ſelten einen von uns ſo kühn und frei, daß er, anſtatt ſich auf das Memorieren vorzubereiten, mit Marken handeln durfte. Eine befliſſene Stille herrſchte da bei uns, und die härteſten Großmäuler waren für zwei Stunden und vollends beim Herrn Vater droben zahm. Auch hiermit verknüpft ſich eine Nachtwandlergeſchichte von mir. Der Andachtſaal lag, wie geſagt, im erſten Stock, während unſere Schlafſäle den vierten einnahmen. In den Bänken des Rieſenraumes hatte jeder ſeinen beſtimmten Platz, in deſſen Fach die Bibel, das Württembergiſche Geſangbuch, das Spruchbuch und der Katechismus ſteckten, abgeſehen von der weltlichen Literatur, die einer da unterbrachte, um darin heimlich zu leſen, während der Herr Vater ſich mit Predigen anſtrengte. Das Geſangbuch und das Spruchbuch konnten wir am Montag früh nach unſerem Lehrſaal holen, um dort zu lernen. Dieſe beiden Bücher fand ich eines Morgens beim Erwachen aber bereits auf meiner Bettdecke vor. Alſo war ich nachts im Schlaf aufgeſtanden,

hatte meinen Platz im Andachtſaal und die beiden Bücher herausgefunden, aber gelernt hatte ich offenbar nicht, denn wie ich bald feſtſtellen konnte, ſtand mir noch alles bevor.

Einmal ſtellte uns der Herr Vater frei, neben unſeren Spruchaufgaben das alte Tedeum laudamus in deutſcher Übertragung zu lernen, das auf der erſten Seite des Württembergiſchen Geſangbuches ſtand. Er wollte ſehen, wer deſſen nach Kraft und gutem Willen fähig wäre. Ich machte mich daran und brachte es auch ohne große Schwierigkeiten zuſtande. Das Lied hat ſeinen großen, ſicheren Rhythmus; es war daran nichts zu verfehlen. Als aber die Stunde da war, merkte ich, daß außer mir auch nicht einer das Lied angeſehen hatte, geſchweige, daß er es konnte, und da kam ich mir ſo außerhalb der Ordnung vor und empfand ſo ſtarke Bedenken gegen eine in dieſer Art zu erringende Zufriedenheit des Herrn Vaters, daß ich vorzog, das Lied auch nicht zu können.

Eine andere Gedächtnisprobe ſtellte er durch einen Hexameter mit uns an. „Gleich wie ſich dem, der die See durchſchifft auf offener Meerhöh', rings Horizont ausdehnt und der Ausblick nirgends umſchränkt iſt —", dieſen Vers ſprach er uns einmal vor und forderte uns auf, ihn zu wiederholen. Ich hatte ihn auf den Schlag gefaßt, weil er Hergänge und Gegenſtände enthielt. „Aha", meinte der Herr Vater, nicht ganz ohne Angriff lachend: „Beim Schattenhold hat ſich das Gedächtnis wieder eingeſtellt. Aber man muß ihm dazu großartig kommen, wie er ſelber iſt." Dieſe Bemerkung erregte die Heiterkeit der Hausgemeinde und ſteigerte einerſeits mein Anſehen, anderſeits aber auch die allgemeine Vorſtellung von meinem problematiſchen Charakter. Dies war das einzige Mal, daß der Herr Vater auf die Sache mit den Sprüchen zurückkam.

Sechſtes Kapitel

Die Vögte

Ein treues Herz

Erwachſene werden in den Augen von Kindern immer mehr oder weniger zu mythiſchen Figuren. Kinderaugen haben die Fähigkeit, die man fälſchlich dem Pferd nachſagt: alles um ſich her zu vergrößern, nur ſich ſelber nicht. Mit die eindrucksvollſten Geſtalten, die uns in der Armenanſtalt Demutt zu ſchaffen machten, waren natürlich unſere Vögte. An zwei davon möchte ich hier nicht gern vorbeigehen..

Der erſte, Hunziker, war ein braunhäutiger, gutmütiger Menſch, der aus irgendeinem anderen Beruf herkam. Die Bürſtenbinderei mußte er von den größeren Jungen erſt erlernen. Er hat ſich ihrer nie in virtuoſer Weiſe bemächtigt, und die Geſchäftsbilanz wird früher, denke ich, beſſer geweſen ſein. Er ſah auch nicht ſo ſehr auf das gezupfte Lot als auf das Herz, und man mußte es ſehr ſchlimm treiben, bis man bei ihm an die Wand kam. Gewogen wurde wohl von Zeit zu Zeit, weil es gefordert war, und er erklärte dann ſtirnrunzelnd, daß die und die zuwenig hätten und ſtehen müßten, aber angeſichts des Tiſches tat er ihm immer leid, ja, er hat einen, bei dem er durchhalten wollte, ſelber von der Wand weggeholt, weil er ſich, wie er dem Herrn Vater erklärte, geirrt hätte. Und die, bei denen er feſt bleiben mußte, weil die Frau Mutter zum Wiegen dageweſen war, entſchädigte er regelmäßig für den ausgefallenen Gang Gemüſe. Nur Frechheit konnte er nicht vertragen. „Buben", ſagte er aufrichtig bittend, „tut, was ihr wollt, aber ſeid nicht unverſchämt, das wirft ein zu ſchlechtes Licht auf alle, das geht mir gegen die Natur."

Das war derſelbe Hunziker, der die Geſchichte mit einem langen Bengel hatte, deſſen Namen ich nicht mehr weiß. Zu jener Zeit

gab es wie eine ausſterbende Saurierzeit noch eine Garnitur wirklich beachtenswerter Burſchen von großem Format; was nachher kam, brachte es nicht mehr ſo hoch. Ich ſah an ihnen empor, wie an Halbgöttern. Da ſie alle draußen beſchäftigt waren, kam ich kaum mit ihnen in Berührung, aber ich wußte bald genug von ihrem ſtolzen, hochfahrenden Weſen und von den Geſchichten, die ſie anſtellten, um jedesmal leichtes Herzſpannen zu empfinden, wenn einer von ihnen mir am Horizont auftauchte. Nun hatte dieſer lange Strolch mit dem Gärtner Zwiſtigkeiten gehabt, die der Gärtner im abgekürzten Verfahren mit einigen Maulſchellen beilegen wollte. Die Auseinanderſetzung ſpielte ſich über einer breiten, hohen Treppe ab, die von außen zum Keller hinunter führte, dem ſogenannten Kellerhals. Anſtatt daß der Junge jedoch ſeine Maulſchellen empfing, nahm er den Gärtner und warf ihn hochgemut den Kellerhals hinunter. Es war ein Kapitalvergehen, von dem jedermann als Sühne die öffentliche, feierliche Züchtigung im Andachtſaal erwartete.

Etwas anderes geſchah. Glaubte man des Jungen auf dieſem Weg nicht mehr Herr werden zu können oder ihn durch eine geiſtige Methode empfindlicher zu treffen: jedenfalls wurde er ſeiner Würde als Gärtnerjunge verluſtig erklärt und zum Arbeitſtübler degradiert, und zwar ſollte er mit uns Kleinen Schweinehaar zupfen. Das Urteil wurde in einer feierlichen Sonderzuſammenkunft im Andachtſaal verkündigt und machte tiefen Eindruck. Oben ſaß der Herr Vater erzürnt und voll ſchweren Ernſtes. Unten ſtand im Angeſicht der Hausgemeinde aufgebracht und trotzend der ſtruppige Bengel, und was mich am ſtärkſten beſchäftigte: er ſtand da in aller Aufregung mit einem unverkennbaren Zug von Genugtuung und Selbſtgenuß. Die Sünde oder das Unrecht konnte alſo auch genoſſen werden, man konnte ſein Selbſtgefühl dabei erhöhen. Allerdings blieb er dabei, im Recht geweſen zu ſein. Aber das perſönliche Rechthaben, erklärte der Herr Vater eindringlich, ſpiele bei dem chriſtlichen Aufbau dieſer Hausgemeinde, wie der gött-

lichen Welt überhaupt, keine Rolle. Es komme nur darauf an, daß jeder den ihm zugewieſenen Platz der Unterordnung ohne Widerſtreben aushalte, ſeine Pflichten da erfülle und ſeine Laſten trage, und ſein einziges Recht ſei, recht zu gehorchen und recht zu dulden. Nicht nur in Demutt müſſe man ſich demütigen mit zwei harten ‚t'. Die Großen des Himmelreiches würden am Hinnehmen des unerforſchlichen Willens ohne Murren und Zweifeln erkannt. Damit dieſer hochfahrende Geiſt aber wieder lerne, zu ſein wie die Kinder, wurde die eben erwähnte Strafe über ihn ausgeſprochen.

Es war zur Zeit der früheſten Anfechtung, die mein heiter unbefangenes Heidentum unter der Einwirkung des Evangeliums und beſonders des proteſtantiſchen Geiſtes, der in dieſem Haus herrſchte, erlitt. Von der ſittlichen Hierarchie der Menſchheit, die in Gott gipfelte, beſaß ich bereits einen Begriff, wenn ihre Formen mir vor dem Blick auch immer wieder zwiſchen Wolken, Bäumen und Bergen und zwiſchen den Träumen meines jungen, warmen Blutes verſchwanden. Nun kam dieſer lange Erdenbengel in der Arbeitſtube neben mich zu ſitzen, und mir wurde die Aufgabe, ihn zu unterrichten und zu beaufſichtigen. Sie bedeutete vielleicht eine Auszeichnung, und manche faßten ſie ſo auf, aber ſtärker, als die kleine Genugtuung darüber, wurde bald der Zauber, den die Ausſtrahlung der heißen, ſtarken Natur auf mich ausübte. Mit Achtung, ja mit brüderlicher Scheu, zugleich gehoben und ſchüchtern meiner anderen Natur bewußt, zeigte ich ihm, was er zu tun hatte, und da ich wußte, daß ihm aufgegeben war, ſechs Lot anſtatt der vier, die von den Größeren verlangt wurden, vor ſich zu bringen, bei Strafe des Wandſtehens und Hungerns, war ich ihm behilflich, wo ich konnte. Das bemerkte er.

„Brauchſt nicht zu denken, daß ich jetzt ſofort krepieren muß, weil ich da in die Arbeitſtube verknurrt bin", ſagte er in der Pauſe murrend zu mir. „Ich werde mir ſchon zum Meinen verhelfen. Die können mir doch nichts anhaben."

Er wollte fortfahren, den starken Mann zu spielen, aber an irgendeinem Nebenklang seiner Stimme hörte ich, wie ihm das Herz hier drin unter uns kleinen Stubenhockern blutete, und leise erwiderte ich: „Ich denke das auch nicht, aber es ist doch besser."

Er besah mich verwundert.

„Was ist besser?" fragte er halb spöttisch.

„Wenn du deine sechs Lot hast."

Er schwieg eine Weile, dann fragte er, wie ich heiße. Ich sagte es.

„Aha, der da neulich gebetet hat. So einer bist du. Du bist wohl so ein Musterknabe, daß sie dich über mich gesetzt haben?"

„Ich bin ja gar nicht über dir", versetzte ich möglichst einfach. „Und ein Musterknabe bin ich auch nicht. Wenn Hunziker nicht so gut wäre, müßte ich noch viel öfter an die Wand stehen."

Er schwieg und dachte wieder.

„Ich weiß", nickte er dann finster. „Hier sind wir alle in Verschiß. Nächstes Frühjahr werde ich frei. Du hast dann noch vier Jahre. Das ist alles."

Mittags hatte er nach meiner Schätzung gut und gern sieben Lot gezupft, aber als nun die Frau Mutter, die doch den Aufseher kannte, zum Wiegen selber kam, war es mir klar, daß ich ebenso im Rückstand geblieben war. Das Wiegen begann.

„Hast du genug?" fragte mich der Strafversetzte, mit dem Kinn nach meinem Haufen deutend. Ich war wohl noch auffällig emsig.

„Ich glaube wohl!" sagte ich kleinlaut.

Er erwiderte nichts, saß eine Weile düster brütend, aber als eben sein Vormann daran war, wandte er sich plötzlich zu mir.

„Wenn du vielleicht glaubst, du kleiner Affe, ich habe Angst vor dem Wandstehen, so irrst du dich", sagte er mit einem geringschätzigen und zugleich verwundeten Glimmen in den Augen. „Da hast du noch was!"

Mit diesen Worten warf er mir wenigstens ein Lot Haar auf meinen Haufen, und ich war so eingeschüchtert, daß ich mich nicht

zu wehren wagte. Wirklich hatte er Untergewicht, während ich sehr gut durchkam. Ich schämte mich furchtbar. Der Bursche war der erste große Gram meines Lebens. Mich würgte jeder Bissen im Hals, solange er an der Wand stand.

Aber aus irgendeinem Grund schien er an dem Wandstehen Geschmack gefunden zu haben. Es gefiel ihm, während der ganzen Zeit den Herrn Vater anzustarren, um ihm zu verstehen zu geben, daß er alles kenne, und sich aus nichts etwas mache. Wie man hörte, wurde ihm heimlich von seinen Gartenkameraden zugesteckt. Der Gärtner sollte es wissen, aber ein Auge zudrücken. Hunziker jedoch war in Verzweiflung. Den Jungen jeden Tag zweimal an der Wand stehen zu sehen, war ihm wie eine eigene Bestrafung. Er versuchte es mit Zureden. Er stellte sich hinter ihn, um ihn anzutreiben. Er versprach ihm einen Taler, wenn er morgen sein volles Gewicht bringe. Alles war umsonst; der Bursche wollte mittags an der Wand seinen düsteren Triumph haben und seinen Haß ausströmen. Neben allem Hunger wuchs noch sein Kraftgefühl und äußerte sich in einer unbeschränkten Verachtung der ganzen Anstaltsherrlichkeit. Eine allgemeine Ratlosigkeit diesen rabiaten Menschen betreffend verbreitete sich.

An einem Abend weigerte er sich, den Boden kehren zu helfen, obwohl er an der Reihe war. Hunziker sah ihn mit seinen guten Augen traurig und nachdenkend an, dann nahm er ihm den Besen aus der Hand und half selber kehren. Das war aber nur der Anfang eines zähen Kampfes Mann an Mann, den Hunziker nun mit ihm anfing. Am anderen Morgen nach der Andacht, als wir in der Arbeitstube unsere Plätze einnahmen — der Junge kam lang und mit markierter Gemächlichkeit hinterher —, setzte sich der Aufseher stillschweigend an dessen Platz zwischen uns und begann Haar zu zupfen. Das war uns allen wie ein Schlag vor die Brust. Fragend sahen wir nach dem Burschen. Der stutzte, stand und starrte den Aufseher betroffen an.

„Das ist mein Platz!" reklamierte er dann mit einem etwas

rauhen Ton im Hals. „Sie haben hier nichts zu suchen, und foppen lasse ich mich schon gar nicht.“

Hunziker, der heute blaß und geradezu übernächtig aussah, blickte wie verwundert nach ihm auf.

„Was soll hier gefoppt sein?“ fragte er ruhig. „Einer muß befehlen, und die anderen müssen gehorchen. Da du nicht mehr gehorchen willst, so mußt du die Aufsicht führen, damit endlich wieder eine Harmonie ist. Das wirft auf die Dauer ein zu schlechtes Licht auf alle und geht mir gegen die Natur.“

Einige Atemzüge lang starrte der Bursche noch schweigend den Aufseher an; dann ging er langsam, halb suchend, halb drohend nach den Fenstern vor. Am dortigen Tisch setzte er sich seitlich auf die Messerbank, einen Fuß noch auf den Boden, und von dort aus begann er seinen Gegenspieler zu beobachten. Hunziker kümmerte sich nicht darum. Uns allen war sehr bange, denn körperlich, wenn es Ernst wurde, konnte Hunziker noch weniger gegen ihn etwas ausrichten als der Gärtner. Vor allem schien es ihm wichtig zu sein, herauszubekommen, ob er hier verspottet werde. Von Zeit zu Zeit überflogen seine mißtrauischen Blicke die Arbeitsbänke, und ich bin sicher, wenn er einen lachen gesehen hätte, so wäre er gefährlich losgebrochen. Aber das fiel keinem ein. Die Bürstenbinder saßen da und warteten bedrückt auf Arbeit. Wir Kleinen waren beschäftigt, und vor lauter Bangigkeit arbeiteten wir so darauflos, daß wir einen Vorsprung schafften und mittags keinem das Gewicht fehlte.

Als so der große Junge sich überzeugen mußte, daß seine Würde hier in keiner Weise benachteiligt werden sollte und man von ihm nur wünschte, daß er die Harmonie nicht länger störe, nahm sein Gesicht einen nachdenklichen und grübelnden Ausdruck an. Unendlich konnte das ja auch nicht weiter getrieben werden; alles mußte einmal seinen Beschluß haben. Dazu sah er hier über das Dach des Kornspeichers hinweg die Wipfel der Lindenallee im Garten herüber winken, und auch die Sehnsucht nach Sonne,

Luft und Freiheit mochte ihn plagen. Nach einer halben Stunde ungefähr war er so weit, daß er sich langsam mit einem Seufzer von der Messerbank erhob und quer durch den Raum, über den Verschlag hinwegsteigend, auf den Aufseher zuging.

„Ich werde also gehorchen", sagte er in seiner kurz angebundenen Art. „Gehen Sie jetzt wieder an Ihren Tisch."

Hunziker sah ihm sorgenvoll prüfend nach den Augen wie ein Vater.

„Willst du künftig auch deine sechs Lot zupfen?" fragte er. „Daß du es kannst, habe ich am ersten Tag gesehen, wie du dem Schattenhold heraushalfst."

Noch für die Dauer einer letzten finsteren Musterung über unsere Gsichter hielt der Junge an seinem Stolz fest, dann wurde er müde, und überwunden erklärte er: „Ich werde auch meine sechs Lot zupfen!"

Stirnrunzelnd, doch ruhig nahm er seinen Platz wieder ein und begann zu arbeiten. Mittags hatte er sein volles Strafgewicht. Wir alle liebten und bestaunten ihn; er kümmerte sich nicht darum. Dabei blieb es dann, so ungläubig die Frau Mutter kontrollieren kam und sogar einmal einen halben Vormittag selber die Aufsicht führte. Nach vier Wochen musterhaften Verhaltens, das nur durch unzeitiges Beschreien seitens der Behörde gelegentlich gestört wurde, kam er in den Garten zurück.

Im Herbst, als ich schon nicht mehr an die Geschichte dachte, bekam er mich in einem Winkel beim Holzschopf zu fassen, wo er mir einen prächtigen Apfel einhändigte.

„Friß ihn gleich!" befahl er mir. „Damit die nichts davon sehen." Pfeifend und die Hände tief in den Hosentaschen schlenderte er weiter, während ich nach seinem Befehl den Apfel auf der Stelle klein machte.

Hunziker überlebte diesen Sieg nicht lange bei uns.. Er verließ uns, nachdem er auch mit der Obrigkeit noch einen Streit ausgefochten und verloren hatte. Um uns den toten Verlauf der Zeit

in der Arbeitsſtube ein wenig zu beleben, begann er während des Haarzupfens und Bürſtenbindens vorleſen zu laſſen. Acht Tage lang ging das unbeſchrien und innerlich freudenvoll. Bedingung war, daß nicht weniger und ſchlechter gearbeitet wurde, und es ſcheint, daß wir ſie erfüllten. Da kam aber die vorgeſetzte Frau über die Einrichtung, und mit dem jovialen Lächeln, das ſie in keiner Lebenslage verließ, ordnete ſie deren Abſtellung an; hier ſei keine Leſeſtube, ſondern eine Arbeitſtube. Hunziker machte ſeinerſeits geltend, daß der Arbeit ihr Recht werde, aber darüber hörte ſie redegeübt hinweg. Da beſchloß er, ihr gegenüber ſchweigſam dasſelbe zu tun, wurde zum zweitenmal betroffen, und beim dritten Fall reichte er ruhig, aber beſtimmt ſeinen Abſchied ein. Er ließ noch einige Male recht lange und ſchön vorleſen. Dann ging er mit ſeinem Handkoffer allein und unſerer guten Wünſche ſicher nach dem Bahnhof.

Der ſchwarze Tag

Mit demſelben Zug, der ihn uns nach Säckingen entführte, war von Baſel her ſchon ſein Nachfolger eingetroffen. Wir hatten uns gerade auf das Glockenzeichen im Hof aufgeſtellt, als man uns einen muskulöſen, unterſetzten Menſchen zuführte, der Ladurch hieß, und der künftig unſere Bewachung ausüben ſollte. Dienernd und befliſſen nahm er von der Frau Mutter die letzten Anweiſungen entgegen. Keinem von uns war beim Anblick des Geſellen wohl. Er hatte ein rötliches Metzgergeſicht mit tiefliegenden, ſtechenden blauen Augen, eine niedere, breite Stirn, braungelbes Kraushaar, eine ſtarke gerade Naſe, einen gekniffenen Mund und das Kinn eines Nußknackers. In den Ohren trug er dünne goldene Ringe. Er führte uns, oder wir führten ihn in die Arbeitſtube, und von Stund an lag er als Alpdruck auf unſer aller Seelen.

Seine erſte Tat, ſozuſagen die Jungfernrede, war die Verkündigung des dauernden Schweigegebotes auf Befehl und von Herzen.

Schon am erſten Abend kam er mit der Waage. Manche von uns hatten darauf nicht gerechnet, und da zudem unſere Aufmerkſamkeit mit Recht mehr der Beobachtung des neuen Vorgeſetzten galt, um unſer Schickſal mit ihm zu erraten, als der Arbeit, ſo zierten heute ſieben von uns die Wand; ich war auch darunter. Da war uns von unſerem vermutlichen Schickſal ſchon allerlei klargeworden, aber die Anſtaltsleitung beſaß, was ihr bisher noch gefehlt hatte: nicht bloß einen verläßlichen Arbeiter, ſondern einen ſicheren Aufpaſſer, einen Vogt, einen raſtloſen, allzeit befliſſenen Zwiſchenträger, einen Ankläger von großem Format, und dazu einen rückſichtsloſen, prügelſüchtigen Zuchtmeiſter. Kriechend, ſpeichelleckend nach oben, und tretend nach unten: ſo enthüllte er mit verblüffender Schnelle und Richtigkeit ſeine Knechtsnatur, die uns in derſelben Eile — es war wie ein Sturz — mit Schreck und Verachtung erfüllte.

Nach dem erſten Zuſammenſtoß mit einem von uns, der für diesmal noch mit Ohrfeigen von ſeinen ſchweren Fleiſchſtücken, die ihm als Hände dienten, geahndet worden war, legte er ſich vor unſer aller Augen zwei handgerechte Stöcke von anſehnlichem Umfang zurecht; es dauerte auch nur wenige Tage, bis einer derſelben, zunächſt noch wie ſpielend — ganz ohne Laune war auch er nicht — zur Anwendung kam. „Na, wie hat's geſchmeckt?“ erkundigte er ſich am anderen Tag lachend bei dem betroffenen Jungen, Kleiber mit Namen. Kleiber, ein kleiner, ſchwarzer, feſter Kerl, maß ihn, ohne zu antworten, mit einem Blick voller Abneigung und richtiger Erkenntnis, und von dieſem Tage an war der Haß zwiſchen beiden beſiegelt. In gewöhnlichen Umſtänden war Laburch ein Tyrann, in der Feindſchaft ein Teufel. An dem Kleiber zog er ſich in der Folge einen ganz perſönlichen Prügelknaben.

Die Zeitmaschine

Nebenher richtete er sich in seinem Zimmer, das durch eine Tür mit der Arbeitstube verbunden war, nach seinem persönlichen Geschmack ein. Vor allen Dingen schaffte er sich einen Wecker an, so eine Zeitzerkleinerungsmaschine in billigem gepreßtem Blech mit zwei Glocken und einem atemlosen Sekundenzeiger. Acht Tage lang war er damit beschäftigt, sie ganz genau zu regulieren. Dann wandte er einen Teil der Zeit, die sie in geschwätziger Ruhelosigkeit zertickte und zerhackte, dazu an, ihr ein Gehäuse zu machen. Dazu benutzte er dreierlei Stoffe: Holz, Papier und Mull. Aus dünnen Holzbrettern verfertigte er eine poetische Hütte mit Fenstern und einem Dachtürmchen. Die Fenster machte er aus blauem Papier. Mit weißem Papier tapezierte er die Wände innen aus. Dann brachte er vor der offenen Vorderwand zwei kleine Mullgardinen an, wozu er sich den Stoff von der Jungfer Cranach, der jüngeren, gebettelt hatte. Aus Karton verfertigte er zwei Kerzenhalter, die er auf viereckige Brettchen festpechte und mit Goldpapier überzog. Die Lichter, die er hineinsteckte und vor den Uhrtempel stellte, erhöhten noch die Feierlichkeit. Nichts hat mir an dem Menschen einen so tiefen Eindruck gemacht, wie dieser sein Kultus mit der Uhr und mit der Zeit, gemessen an seiner sonstigen Roheit und seinem Stumpfsinn. Was hatte er mit der Zeit zu schaffen, die er doch nur dazu anwandte, geistig dahin zu vegetieren und körperlich seine Muskelmassen hindurch zu wuchten? Nun, er konnte sie anwenden, um uns damit zu plagen und zu ängstigen, und darum kultivierte er sie, baute ihr einen Tempel und machte sich die persönliche Auslage, um ein Götzenbild hinein zu stellen. Jeden Sonnabend putzte er das Gehäuse und rieb das Glas blank.

Nachdem das Werk eine Weile so seinen Tisch geziert hatte, verfiel er darauf, ihm auch noch eine Konsole zu bauen, damit es erhaben in der Ecke seines Zimmers über allen anderen Gegen-

ſtänden herrſchen und drohen konnte. Dieſe Konſole ſchmückte er mit einer Goldleiſte, und nach einer weiteren Woche entdeckte einer von uns, daß nun der ganze Tempel von einem Mullvorhang verhüllt war, den etwa einen halben Meter darüber eine Meſſingroſette in der Ecke zuſammen faßte. Über der Uhr hielten dann zwei Raffen, eine links und eine rechts, die Vorhänge ſo weit auseinander, daß gerade das Zifferblatt zu ſehen war. Ein anderer brachte in Erfahrung, daß der größere Vorhang das Ergebnis einer neuen Bettelei bei der Jungfer Cranach war, und wir ſchloſſen daraus, daß er ſich anmaßte, in dieſe verliebt zu ſein. Das war vielleicht der Zug, wegen deſſen wir ihn am eifrigſten verachteten, und wir waren wie ſchlechte Erzähler zu glücklich darüber, als daß wir uns von ſeiner Unwahrſcheinlichkeit anfechten ließen.

Je mehr dieſe erkrankte, entartete Zeit uns mit Vorſchriften, Schweigegeboten, Strafen und Bedrohungen heimſuchte, je höhniſcher, ſeelenloſer uns die Maſchine hinter der Mullgardine unſere Gefangenſchaft predigte, deſto umſichtiger entzog uns Ladurch auch die angeborene Freiheit im Raum: den Troſt von Himmel, Horizonten, Ferne und Ausblicken. Eines ſeiner großen, klarblickenden Verbote betraf das bisherige Aufatmen während der Pauſen im Erker; da begriffen auch die letzten von uns, mit was für einem anſchlagreichen Feind unſerer Kindheit wir es zu tun hatten. Es war nicht mehr erlaubt, in das Schneegeſtöber über der Rheinbreite zu blinzeln, dem leuchtenden Zug der Frühlingswolken im weiten Himmelblau zu folgen, den Sommer flimmernd und zitternd vor Reiſe über den Schweizer Bergen ſtill ſtehen zu fühlen, oder mit den Augen die Farbenherrlichkeit und Milde des Herbſtlichtes in uns zu trinken. Haarzupfen, Bürſtenbinden, Beſenpechen, Finkenmachen, und von ſeiner Seite nach der Uhr ſehen, die Waage holen, zum Wandſtehen verurteilen, Ohrfeigen, Prügelſzenen, Petzereien und, was ihn uns am tiefſten verächtlich machte: Horchen hinter der zugezogenen Tür ſeiner

Schlafkammer — das waren die Ereigniſſe unſeres gemeinſamen Tages, und andere gab es nicht.

Es war einmal ſein Schickſal, anderen den Tag zu verderben. In den kargen Freiſtunden ſtörte und ſprengte er uns jedes Spiel durch ſeine grobe Körperkraft, die er ungehemmt anwandte; die halbe Zeit und mehr verbrachten wir dazu, den Ball aufzuſuchen, den er uns, Gott wußte wohin, verſchlagen hatte. Dann zog er die Pfeife aus der Weſtentaſche und gab das Signal zum Abbruch. Zum Glück hatten wir am Sonntag nichts mit ihm zu tun, aber beim Baden im Sommer war es wieder dieſelbe Sache. Er war ein rüſtiger Schwimmer. Wenn er nun in der Badehoſe mit ſeiner behaarten Bruſt und ſeinem gewaltigen Muskelapparat ins Waſſer ſchritt, ſo war keiner unter uns, der ihn nicht voll Furcht und haßvollen Abſcheues betrachtete. So lange lag es auf allen wie ein Bann. Hatte eben noch Lachen und Vergnügtheit geherrſcht, ſo wurde es ſtill, und jeder gab ſeine Unternehmung auf. Oben am Badeplatz warf er ſich dann ins Waſſer und begann zu ſchwimmen. Nun waren wir ſchon aus Ehrgeiz lebhafte Bewunderer jedes guten Schwimmers, ob klein oder groß. Die Söhne des Herrn Vaters ſchwammen elegant und ausdauernd und überquerten ſogar den Rhein. Dadurch aber ſchwamm wie ein Ochſe. Bei jedem Zug tauchte er bis zum Gürtel aus dem Waſſer auf, und ſo war das kein Schwimmen, darüber beſtand unter uns Einigkeit, ſondern ein Springen, eine tollpatſchige Prahlerei mit Muskelkraft. Noch weit im Rhein draußen leuchteten ſeine goldenen Ohrringe wie drohend herüber, und was uns dabei noch beſonders betrübte, das war die abſolute Ausſichtsloſigkeit, daß er bei einer ſolchen Übung einmal erſaufen könnte. Er kam immer lebend und niederdrückend erfriſcht wieder ans Land. Solche Werkzeuge des Schreckens ſind gegen Unglücke immun, außer dem Unglück, daß ſie das wurden, was ſie ſind. Ich glaube nicht daran, daß ſie auch dies Unglück niemals empfinden. Warum ſonſt hätte Dadurch immer von Zeit zu Zeit dieſe

Ausbrüche von Despotenlaune gehabt? Sicher nicht aus übermäßigem Wohlbefinden innerhalb seiner rötlichen Haut. Übrigens war er Mitglied des Blauen Kreuzes und trug dessen Abzeichen im Knopfloch, ja man sagte, er sei ein bekehrter Trinker; ein Engel, hieß es, hätte mit ihm gerungen und ihn gerettet.

Die Samstagabende waren bei Hunziker stille, freundliche Stunden gewesen, wie sie sich als innerliche Vorbereitung auf den Sonntag schicken. Dadurch machte sie zu Sammelpunkten des ganzen Wochenzornes. Wir Arbeitstübler hatten das Kommando, den Hof zu kehren. Zu diesem Ende wurden wir in mehrere Gruppen abgeteilt, von denen jede einen Teil des großen Schloßplatzes zu säubern hatte. Die dazu gegebene Zeit war nicht zu knapp bemessen, aber dieser Mensch hatte ja den Zeitteufel im Leib. Es war nicht erlaubt, auch einmal aufzuatmen, etwa in den Himmel zu gucken, herabgefallene Kastanienblätter zu rispeln, ein bißchen dem Mühlbächlein zuzusehen, das hier vorbei eilte, und vor allem durfte keine Minute des Nachmittags ohne seinen unnachgiebigen und jugendfeindlichen Druck verlaufen. Er arbeitete wie immer mit großartiger Entfaltung seiner Kraft und Liebedienerei unter den Fenstern des Herrn Vaters, und wehe der Gruppe, die später fertig war als die seine; sie konnte schon vorher wissen, wo man sie abends bei Tisch finden würde. Dem Kehren des Hofes schloß sich bei schlechtem Wetter und im Winter das Waschen im Badezimmer an. Nun waren wir alle verhockt und von Stubenluft verzärtelt, dagegen das Badezimmer enthielt eine verrufene Kälte, der Boden war aus Zement, und das Wasser meistens eisig. Wir hatten also keinen großen Trieb zur Körperreinigung. Er aber waltete zwischen unseren spärlichen nackten Leibern wie ein Metzger unter der Schafherde, schimpfte, schlug, zerrte, verurteilte, stieß die kleinen Schlotternden rücksichtslos ins kalte Wasser, kurz, kaum eine Unternehmung war so gefürchtet wie diese Sonntagswäsche. Einmal tat ich einen großen Ausspruch, der von mir, einem eher stillen und beschaulichen Kind,

Aufsehen machte: „Er hat heute wieder den Teufel im Wanst!“ Es fanden sich gleich zwei Spulwürmer — auch er hatte seine Kreaturen —, die mir die Petzung ankündigten. Daß sie Wort gehalten haben, schloß ich aus einem Vorfall, der mich im Lauf der nächsten Woche betraf.

Wie so oft in dieser Zeit, hatte ich auch wieder einmal mittags an der Wand zu stehen. Der Herr Vater sagte damals von mir, ich müsse nicht Johannes, sondern Jonas heißen. Jonas ist der Faulpelz unter den Propheten. Ich aber war keineswegs faul, höchstens verträumt, phantastisch, beschaulich, und dies Monstrum von einem Aufseher gab mir ja auch ständigen Stoff zu romantischen oder rachsüchtigen Vorstellungen, abgesehen davon, daß die Klosterklausur, die er über uns verhängte, ohnehin mein Innenleben vorzeitig zur Entfaltung reizte. Irgendwie will das Leben zu seiner Wirkung kommen. Diesmal wurde nun meine Strafe ganz wesentlich verschärft. Ich bekam nicht nur kalte Suppe und weniger Gemüse, sondern überhaupt nichts, und wurde von Ladurch auf das Geheiß der Frau Mutter nach der Arbeitstube zurückgeführt, um während der Freistunde der anderen das fehlende Gewicht Schweinehaar nachzuzupfen. Ladurch aber ging, da er einen von uns einmal allein hatte, darüber noch weit hinaus. Er befahl mir, die Hose herunterzulassen und über den Stuhl zu liegen. Ich gehorchte, doch ließ ich schamhaft das Hemd über meiner Blöße. Er riß es mir herauf, ich tat es wieder herunter, und inzwischen ging es überhaupt in Fetzen. Ihn rührte keine Schamhaftigkeit oder stimmte ihn zur Milde. Wieviel Schläge ich schließlich bekommen habe, weiß ich nicht, aber da er besonnen und langsam unter voller Kraftaufwendung schlug, so dauerte die Prügelei eine Ewigkeit; ich dachte, ich sollte dabei sterben. Vollkommen zerschlagen und vernichtet sank ich nachher auf eine Bank und begann besinnungslos zu arbeiten. Das Weinen kam erst nachher. Da das Sitzen weh tat, warf ich mich vor der Bank — er hatte sich befriedigt nach dem Eßsaal zurück verfügt — auf

die Knie nieder und weinte mich einsam und von allen Menschen, sogar von Gott verlassen in meinen Ärmel hinein aus. Nachher stahl ich ihm so viel von dem schon gewogenen Schweinehaar, als ich ungefähr gearbeitet haben konnte, und erwartete still, doch voll Verachtung und flackernd vor Wünschen, die auf seinen Untergang zielten, den Mann zurück. „Siehst du, du kannst, wenn du willst!“ stellte er angesichts meines Ergebnisses fest. „Deinen Trotz und Hochmut werden wir dir schon austreiben!“ Hellseherisch fiel mir meine schwarze Tante ein, die ungefähr dieselben Worte gegen mich gebraucht hatte, aber um einen Triumph über diese Dummköpfe zu genießen, war ich zu sehr verprügelt und tat mir mein Hinterer zu weh.

Die Lauftrommel

Einmal verhalfen ihm einige von uns zu einem Eichhörnchen. Das setzte er in den Erker, schleppte ihm eine Tanne hinein, baute ihm einen Stall, und nicht genug mit der Maschine in seinem Zimmer, machte er ihm auch noch eine Lauftrommel. Man kennt die ebenso sinnvolle als niederträchtige Einrichtung. Zwei Holzscheiben werden in dreißig bis vierzig Zentimetern Abstand voneinander durch engstehende Drähte zu einem Käfig verbunden und an den Seiten so in Achsen gehängt, daß eine Öffnung mit dem Stall in Verbindung steht. Das Tierchen, in der Hoffnung, einen Ausweg aus dem Gefängnis zu finden, geht in die Trommel hinein, und da sie sich unter seinem Gewicht zu drehen anfängt, beginnt es zu rennen, ohne vorwärts zu kommen, bis es blödsinnig liegenbleibt oder halb rasend in den Stall zurück stürzt. Die Eichhörnchenbesitzer erklären, die Trommel sei zur Gesundheit des Tierchens nötig; wahrscheinlich ist seine Gefangenschaft überhaupt zu seinem Glück unerläßlich. Mit der Herstellung dieser Baulichkeiten verbrachte Ladurch nun ebensoviel Arbeitszeit, die

er der Anstalt schuldete, wie früher für den Uhrentempel, von unserer übelwollenden Aufmerksamkeit beehrt; uns tat das Tierchen leid, und zudem gönnten wir es ihm nicht.

Künftig rannte nun links von uns sein verrückter Sekundenzeiger hinter den Mullgardinen und über den Altarkerzen um seine Achse, und raste hier die verruchte Trommel, von dem Tierchen getrieben, herum, daß man selber schwindlig wurde und sich zwischen zwei Maschinen wähnte, die einen nächstens zerrieben. Zwischen allem stieg er als großer Besitzer herum, kusonierte die Jungen, trieb das Tierchen in seiner Trommel an und ging nach seiner Kammer, um nach der Zeit zu sehen, und mit der Waage zu erscheinen. Einmal, als er wieder das Eichhörnchen herumjagte, tat Kleiber knirschend die Bemerkung: „Jetzt drangsaliert er das Tier wieder!“ Dies hören und sich auf Kleiber stürzen war eins. Er schleppte ihn am Kragen in den Winkel, wo die schon genannten Stöcke standen; einen davon zerschlug er völlig auf ihm, und den anderen ließ er erst sinken, als er müde wurde.

Dieser Willkürherrschaft haben wir uns immerhin nicht ganz passiv unterzogen. Abgesehen von dem großen Geheimbund, der sicher zum Teil die Antwort auf diese Sklaverei war, unternahmen wir auch zwei von dem Bund ganz unabhängige Revolten gegen den Aufseher. Von der ersten war ich der erwählte Wortführer. Mit noch zwei Jungen trat ich in der Sprechzeit nach dem Kaffee vor den Herrn Vater und trug verabredetermaßen unsere Beschwerden gegen ihn vor, sprach von seinen Prügeleien, seinen Ungerechtigkeiten und Willkürlichkeiten, kurz, was gegen seine Existenz einzuwenden war, und sofern es sich von der Sprachgewalt eines Zwölfjährigen fassen ließ, brachte ich zu Gehör. Der Herr Vater sagte zu, die Sachen zu untersuchen. Nach drei Tagen wurden wir zu ihm gerufen. Links von ihm standen wir, die Ankläger, rechts stand der Verklagte, aber schon der erste Augenschein lehrte uns, daß die Rollen vertauscht waren; wir hatten auf der ganzen Linie den kürzeren gezogen, und der Zweck der

heutigen Übung war lediglich eine trockene Ermahnung zur Demut, zum Fleiß und zu einem wohlgefälligen Betragen. Wir sollten ja nicht denken, daß man an uns so viele Tugenden und Verdienste entdecken könne, um angesehene und pflichtgetreue Persönlichkeiten in ihrem Ruf durch uns erschüttern zu lassen. Eine Gegenüberstellung der Aussagen fand nicht statt. Sehr mit kühlem Wasser begossen zogen wir ab.

Die älteste Klasse, die von den Beziehungen zwischen den Geschlechtern schon einen Schein hatte, versuchte ihm von einer anderen Seite beizukommen. Es war da ein junges Mädchen von etwa siebzehn Jahren in der Anstalt beschäftigt, die Schwester eines Glarners, der sich unter uns befand, ein rankes und auch ziemlich hübsches Ding. Die hatte die Hauswäsche unter sich. Wenn die Trockenseile über den weiten Platz vor dem Haus gezogen werden sollten, so brauchte man einen starken Mann, und dazu war Ladurch der nächste. Längst war beobachtet worden, daß dem Aufseher das junge Mädchen nicht schlecht gefiel; ihr Bruder, der Glarner, stand ihm bereits ihretwegen nach dem Leben. Beim Spannen der Wäscheleine machte er so seine Scherzchen mit ihr. Sie mit dem Sack voll Klammern wollte über den Platz, auf dem in schlaffem Zustand das Seil lag; Ladurch hielt es an der anderen Seite. Sobald sie es nun überschreiten wollte, zog er es schnell an. Dies geschah auch, als sie bereits einen Fuß drüben hatte, wobei, um die Wahrheit zu sagen, ihre Röcke mit hoch gingen und, wie behauptet wurde, etwas länger oben blieben, als zu dem Scherz unbedingt nötig war. Über dies Seil hofften die älteren Jungen ihn beim Herrn Vater sicher stolpern zu machen, zumal die Frau Mutter in solchen Dingen sehr wenig Spaß verstand. Diesmal war ein „Gärtner" der Wortführer, ein ruhiger, wegen seiner Tüchtigkeit und Vernunft angesehener Junge. Acht Tage gingen wir in großen Erwartungen herum. Man hatte wahrgenommen, daß Ladurch beim Herrn Vater erscheinen mußte, wollte auch wissen, daß er mit rotem Kopf von der Unterredung

zurückgekommen sei, aber sonst regte sich nichts, und am Ende waren die Ankläger selber darüber im unklaren, ob sie nun eigentlich einen Erfolg zu feiern hätten oder nicht.

Anders ging eine Beschwerde aus, von der ich wieder der Wortführer war, die sich aber nicht um Ladurch drehte. Ich setze die Geschichte hierher, um sie nicht zu vergessen. Bereits sagte ich, daß alle unsere Wege und Unternehmungen ein leises, unaufdringliches, aber auch unvertreibbares Hungergefühl begleitete. Infolgedessen paßten wir sehr den Mädchen auf, die ihre Händchen zum Teil in der Küche hatten. Nun förderten neue sorgfältige, mit wahrhaft wissenschaftlicher Objektivität angestellte Beobachtungen das zweifelfreie Resultat ans Licht, daß die Suppenschüsseln der jungen Weiber mehr gute Brocken enthielten als die unseren. Außerdem stellten unsere Mathematiker unter Anwendung verschiedener komplizierter Methoden, zum Beispiel der Differentialgleichung, die Tatsache fest, daß die Mädchenschüsseln, auf den Kopf berechnet, einen bedeutend größeren Anteil abwarfen. Kurz und gut, die aus solchen teils mathematischen, teils naturwissenschaftlichen Ergebnissen niedergeschlagene Erkenntnis war jedenfalls die, daß wir zuwenig zu essen hatten, und die Erwägung der daraus drohenden Nachteile verdichtete sich zu einem neuen feierlichen Beschwerdegang. Eine zu Zweifeln angelegte Natur, die ich in bürgerlichen Dingen bin, veranlaßte mich aber zu der Vorsicht, weniger die Übervorteilung durch die kleinen Weiber in den Vordergrund der Klage zu rücken als die nach unserer Ansicht ungenügende Vereinnahmung an Kalorien überhaupt. Der Herr Vater hörte wieder aufmerksam zu. Nach etwa acht Tagen sodann, als wir in den Eßsaal kamen, bemerkten unsere Augen an der langen Wand hinter unserem Tisch ein gewaltiges Tableau in Kohlenzeichnung, das die Wüste Sinai voll gebleichter Knochen und Schädel darstellte, und darüber in großer Schrift den Spruch: „Murret auch nicht, gleichwie jene murreten und verschlang sie die Wüste!“ Mit dem Essen blieb es beim alten.

Das Pamphlet

Eines Tages ging bei uns ein Vers um, der unser Daseinsgefühl mit jener visionären Treffsicherheit ausdrückte, die einige Gedichte der Weltliteratur berühmt gemacht hat. Er lautete kurz und prägnant:

„Dadurch mit dem Besenstiel
Haut die Buben allzuviel.
Allzuviel ist ungesund.
Dadurch ist ein Lumpenhund."

Eine Zeitlang getrösteten wir uns mit diesem Trotzgesang in der Stille. Niemand wußte, woher er stammte, wer sein Verfasser war. Es genügte, daß Dadurch ein Lumpenhund war und daß man die gereimte Bestätigung davon besaß, und das Geheimnis über den Ursprung des Verses erhöhte noch seine Autorität. Plötzlich ging eine zweite Strophe um:

„Dadurch prügelt immerzu,
Dadurch gibt es keine Ruh.
Keine Ruh bei Tag und Nacht,
Bis das Eichhorn umgebracht."

Auch dieser Vers fand großen Beifall, obwohl der Verfasser diesmal nicht verborgen blieb; er hing mit meiner Person eng zusammen. Viele meinten nun, ich hätte auch die erste Strophe verfaßt, aber darin irrten sie; ihre Herkunft ist mir so unbekannt wie ihnen. Was das Eichhorn in der meinen zu bedeuten hatte, wußte ich selber nicht; ich wurde auch nie gefragt. Es war eben eines jener Wahrzeichen, durch die sich die Vorstellungskraft von Zeitläufen und Schicksalsgenossen ohne weitere Worte verständigt. Dazu kam, daß damals der Bund schon existierte und sich der Sache bemächtigte. Einmal aus der Hand gegeben, hat man ja keine Gewalt mehr über solche geflügelten Machtmittel. Die Strophe wurde eine Zeitlang geradezu zum Inhalt, zum Signal

der Aufsässigkeit, zumal ich sie noch mit einer Melodie versah, die man pfeifen konnte; sie tönte bald aus allen Winkeln.

Nicht lange aber dauerte es, so wurde ich gewarnt, daß ich verpetzt sei. Man nannte mir sogar den Angeber, und in der Nacht darauf wurde er, einer alten Übung getreu, verprügelt, doch ohne meine Mitwirkung. Auch wer sonst einen Span mit ihm hatte, nahm den guten Anlaß wahr. Am folgenden Morgen rief mich Ladurch auf sein Zimmer; der Petzer hatte wohl wieder gearbeitet. Mir war wenig wohl. Jemand gab mir noch schnell den gutmeinenden Rat auf den Weg mit, die Gesäßmuskeln nur recht steif zu machen, dann pralle der Stock ab und tue es nicht so weh. Darauf trat ich in das viel besprochene Gemach, Ladurch schloß die Tür hinter sich. Der Wecker tickte eilfertig und feil. Mit rechtschaffenem Blödsinn glinzten mich die Sterne der Musselinvorhänge an. Auf der tannenen Kommode standen die beiden Leuchter und Photos von Ladurchs Eltern; ich sah die zum erstenmal.

„Sage mal, Schattenhold, es geht da ein Gedicht über mich um", hob er an. „Du weißt schon. Hast du es gemacht?"

Die Angst saß mir am Hals, aber ich dachte: Nun ist alles gleich. Mich sehr zusammennehmend, schlug ich mich nach vorwärts durch und gab das Gedicht zu. Einen Augenblick war es still, dann geschah etwas Merkwürdiges: Ladurch wurde grau im Gesicht, und seine Züge fielen tief ein. Vor Betroffenheit wandte ich die Blicke von ihm ab, und plötzlich sah ich auf der Kommode ein drittes Bild, das eine junge Frauensperson darstellte. Davon hatte von uns keiner etwas gewußt; es war mir eine hohe Überraschung in aller Furcht. Unwillkürlich suchten meine Augen sein Gesicht wieder. Nun begann er zu sprechen.

„Weißt du, daß ich dich jetzt nehmen und krumm und lahm schlagen könnte?" fragte er mich langsam und mit einem unerwartet trauernden Ausdruck. Ich gab es zu. „Aber es gibt zum Glück auf der Welt noch bessere Geschöpfe als euch verdorbene, arbeitscheue Subjekte", fuhr er fort. „Meinst du, ich habe nicht

ſchon lange den Hochmut bemerkt, mit dem du mich betrachteſt? Und jetzt machſt du Spottgedichte über mich. Denke nicht, daß du mich nicht ſchwer getroffen haſt. Ich habe meine Pflicht gegen euch ehrlich erfüllt und kann vor Gott beſtehen. Nur von ihm und vom Herrn Vater laſſe ich mich richten. Dich laſſe ich dahingeſtellt ſein. Nie mehr werde ich dich ſtrafen; das ſoll deine Strafe ſein. Für mich wirſt du von jetzt ab einfach nicht exiſtieren. Geh, treibe deinen Hochmut noch höher. Du wirſt doch kommen und um Wiederaufnahme bei mir bitten. Und dann werden wir noch einmal anders über dieſe Sache reden. Du kannſt es allen ſagen: Ich habe auf der Welt einen Menſchen gefunden, der mich nicht haßt und verachtet. Das iſt der Lohn für treue Pflichterfüllung. Und dann ſage ihnen noch eins: Von wem ich noch einmal höre, daß er das Lied geſungen oder gepfiffen hat — und ich werde es erfahren! —, der bekommt es mit mir zu tun. Für die Prügel mögen ſie ſich bei dir bedanken. Das iſt mein neueſtes Verfahren. Jetzt geh wieder. Du ſinge und pfeife, was du willſt. Brauchſt dich auch mit dem Zupfen nicht zu beeilen; dir wiege ich nicht wieder, bis du mich darum anflehſt."

Er wandte mir den breiten Rücken, und ganz beſtürzt ſtolperte ich aus ſeinem Zimmer. Verwundert ſahen mich meine Kameraden zurückkommen. Sie hatten nicht gehört, daß ich geprügelt worden war, und ihre Verwunderung nahm noch zu, als ich mich weigerte, über das Geſchehene Mitteilung zu machen. Ich fühlte mich zu niedergeſchlagen, und das neue Verhältnis erſchien mir zu ungeheuerlich, als daß ich das alles in Worte faſſen konnte. Ich ſagte ſchließlich, um doch etwas zu ſagen: „Er ſchlägt jeden krumm und lahm, von dem er erfährt, daß er das Lied geſungen oder gepfiffen hat!"

Von heute an behandelte er mich als Luft. Mittags beim Wiegen ſah er meine Leiſtung nicht. War ich beim Aufſtellen des Zuges noch nicht fertig, ſo ging er mit ihm davon, als ob ich ein Tiſch oder Stuhl wäre. Kam ich ihm irgendwo in den Weg, ſo

blickte er mit leerem oder finsterem Ausdruck an mir vorbei; ich war nicht da. Hätte ich es mir einfallen lassen, zu schwatzen, so würde er es nicht gehört haben, oder er hätte allgemein grob Ruhe geboten, während jeder andere persönlich an die Wand gekommen wäre. Stumm, unter täglich wachsendem Druck, verrichtete ich meine Arbeit. Wenn er jetzt plötzlich bei mir gewogen hätte, so wäre meine Schale stark heruntergegangen. Nie mehr war ich unter den Aufgerufenen, wenn zu irgendeiner besonderen Arbeit von uns ein Kommando ausgesondert wurde. Trat ich morgens in die Arbeitstube, so war mir, als legte sich eine Kralle um meinen Hals. Dachte ich während der Schule an Ladurch, so bekam ich einen bitteren Geschmack in den Mund.

Es erregte Aufsehen, daß ich nicht mehr wegen Faulheit an der Wand stand, und der Herr Vater sprach mich darüber an. Ich schwieg, und Ladurch schwieg ebenfalls. Von Zeit zu Zeit wurde einer meiner Kameraden fürchterlich geschlagen, weil er mein Lied gesungen oder gepfiffen hatte. Bei der nächsten Gelegenheit sangen oder pfiffen es dafür vier oder sechs. Dann ging er mit blutgeränderten Augenlidern herum, und jeden Moment dachte ich, er würde nun plötzlich aus der Rolle und über mich herfallen, aber er übersah mich weiter. Inzwischen hatten auch die anderen erkannt, um welches Spiel es sich da handelte. Ich erlangte für eine Weile eine trübe Popularität. Man nahm Partei für mich und reizte den Mann erst recht. Doppelt geängstigt und geschreckt führte ich ein trauriges Leben voller Mustergültigkeit, war überall unter den ersten, um nicht zurückgelassen zu werden, unter den Besten, um nicht zu verkommen, unter den Reinlichsten, um meine Selbstachtung vor mir zu retten, und gegen mein jetziges freiwilliges Gefangenenleben war mein voriges erzwungenes mit allen geheimen Demonstrationen der Widersetzlichkeit eine Idylle, nach welcher ich mich schmerzlich zu sehnen begann. Schon sah ich von weitem den Tag kommen, an welchem ich mich unterwerfen würde, um wieder leben zu können.

Auch ein Despot ist verwundbar

An einem Sonntag bekam er den Besuch seiner Braut, die er dem Herrn Vater zuführen und vorstellen wollte. Man hörte nachher, daß er mit ihr vor ihm gekniet habe, um seinen Segen zu erhalten. Sie durfte am Herrentisch speisen. Mit Stolz und Bewunderung sah sie nach ihm hin, wenn er Essen austeilend an unserem Tisch herunter ging. Sie war nicht uneben, ziemlich groß, blond, frisch, ein bißchen zu lasch für meinen Geschmack, doch sicher ein tüchtiger und verläßlicher Mensch, aber wir betrachteten sie als verächtlich, weil sie sich einen Ladurch zum Schatz genommen hatte. Es wurde an unserem Tisch viel gewispert und gekichert, und sie bemerkte es; sie sah jedesmal ganz traurig und verwirrt vor sich nieder. Auch daran beteiligte ich mich nicht. Vielfach wurde ich nachher angegangen, noch einen Vers über *sie* zu machen; ich lehnte es ab. Man hatte immer noch nicht begriffen, daß mir hier nur noch Unterwerfung oder eine Katastrophe bevorstand, deren Folgen nicht abzusehen waren.

Nach dem Essen ging er mit seiner Braut im Schloßhof spazieren, um sie und sein Glück, seinen guten Geschmack und seinen kühnen Griff bewundern zu lassen. Mit unserem Spiel war heute nicht viel los. Einige von uns waren aus Rand und Band, schrien: „Ach, süße Emma!", schlugen, wenn er in unsere Nähe kam, ein anzügliches Gelächter auf, das herausfordernd über den ganzen Schloßhof gellte, und riefen dann mit verstelltem Ernst ganz geschäftsmäßig: „Haurieder gibt den Ball!" Einer trieb es so weit, daß er offen brüllte: „Das ist einmal eine schöne Jungfer!" Der Blick, mit dem Ladurch hersah, gefiel mir wenig; er war aufgestört und ratlos, beinahe der Blick eines eingetriebenen großen Tieres. Seine Braut sah verängstigt aus und wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. Plötzlich — man hatte gerade zum Sammeln gepfiffen — ertönte laut und durchdringend von künst-

lich hochgeschraubten Stimmen im Diskant gesungen der Schluß meines Liedes:

„Keine Ruh bei Tag und Nacht,
Bis das Eichhorn umgebracht!"

Ich hatte mich schon nach dem Portal gewandt, als mir aus dem Rondell Ladurch mit seiner Braut entgegen kam. Ich erkannte sofort, daß er gehört hatte. Die Augen lagen ihm tief eingesunken in den Höhlen. Er sah grau und verfallen aus. Mit einem heißen Blick aus schmerzend zusammengekniffenen Lidern streifte er meine Figur, wandte aber sogleich die Augen von mir ab, und auch die Schritte, die er einen Moment unwillkürlich eingehalten hatte, setzte er wieder fort. „Das ist der schlimme Geist der Jungen, der mir alles angerichtet hat", hörte ich ihn darauf in leidvoll knurrendem Ton zu ihr sagen. „Nächstens werde ich etwas mit ihm machen, ich weiß noch nicht, was!" Dann kamen die anderen, die gesungen hatten. Es waren Gärtnerburschen darunter, die ihn wenig fürchteten, Bundesmitglieder, die den Krieg gegen ihn aus der Ferne mehr zur Unterhaltung und zur Übung führten. „Wir haben aber heute ein schönes Wetter, Herr Ladurch!" sagte einer laut und mit frecher Höflichkeit zu ihm. Er antwortete nicht. Nachher erhob sich wieder das meckernde Gelächter, das für diesen Tag frisch erfunden worden war. Mir war, als donnerte und grollte hinter mir ein Abgrund, in den ich nächstens rückwärts hineingerissen werden würde.

Nun kamen diese seltsamen Vorfälle, für die ich noch heute keine sichere Erklärung habe, zumal die daran Beteiligten sich streng ausschwiegen. Ich verzeichne sie nur. Am Montagmorgen warteten wir umsonst auf Ladurch, damit er die Suppe ausschöpfte; der Schneider Werder trat an seine Stelle. Als wir dann unter dessen Führung zur Arbeitstube gingen, fanden wir diese zwar offen, aber Ladurch war nicht da, und seine Tür, als Werder daran klopfte, um ihn zu rufen, erwies sich als abgeschlossen; das

Schlüsselloch war verstopft. Werder wußte nicht, was er mit uns machen sollte, stellte einen der ältesten an, die übrigen zu beschäftigen, und ging, um der Frau Mutter Meldung zu erstatten. Die erschien nach einer halben Stunde, stellte fest, was Werder schon festgestellt hatte, und bekräftigte durch ihre Autorität seine Anweisungen. Nachdem sie uns noch mit der Waage gewarnt hatte, ging sie.

Bis jetzt hatte die ganze Aufmerksamkeit der verschlossenen Tür gegolten. Plötzlich entdeckte einer von uns, daß das Eichhörnchen tot im Erker auf den Steinfliesen lag. Etwas Blut von seiner Schnauze deutete auf einen unglücklichen Sturz oder auf einen Schlag, dem es erlegen war. Eben war das allgemein zur Kenntnis genommen worden, als ein anderer ein Stöhnen aus Ladurchs Zimmer gehört haben wollte, nachher sollte es mehr ein Husten gewesen sein, aber daß sich Ladurch in dem Zimmer befinde, davon zeigte er sich steif und fest überzeugt. Doch blieb es bis zum Mittag vollständig still, sogar eine Totenstille herrschte nach meinem Gefühl in dem anstoßenden Raum. Vielen von uns war diese Vorstellung, daß Ladurch da drüben sitze und keinen Laut von sich gebe, unheimlich, und die Kleineren begannen sich zu fürchten. Niemand wagte zu sprechen, und vor Angst hatte mittags jeder sein volles Gewicht. Alle waren froh, dem ganzen Schauplatz den Rücken kehren zu können. Das verendete Tierchen lag verlassen und nur von einigen Fliegen umschwärmt in der Sonne auf den Steinfliesen.

Für den Nachmittag hofften wir auf eine veränderte Szene, sei es, daß Ladurch wieder da war, oder daß man uns einen Bruder zur Aufsicht zugewiesen hatte. Aber in allem wurden wir enttäuscht. Unter der Führung unseres Ältesten zogen wir so verwaist wie nie den langen Weg nach der Arbeitstube, steckten früh und ängstlich die Lampen an, und mit stillem Grausen machten wir uns klar, daß nicht nur die Lauftrommel im Erker zum Stehen gekommen war, sondern daß nunmehr auch der Wecker nicht

mehr tickte. Die meisten fühlten sich von dieser Tatsache schwer eingeschüchtert; der Wecker hatte nachgerade ein Stück ihres Lebens gebildet. Was aber das Verwirrende war: in der Vieruhrpause hatte es sich herumgesprochen, daß Kleiber mit dem Tod des Eichhörnchens in irgendeinem geheimnisvollen Zusammenhang stehe. Die Nachricht kam aus den Kreisen des Bundes, dem er auch angehörte. Er selber sah gespannt und unruhig aus und schwieg finster. In Verbindung damit gewann diese doppelte Stille von beiden Seiten, vom Erker und von der Schlafstube, eine so beängstigende und drohende Bedeutung, daß die Kleineren von uns, die sich vor dem toten Tierchen zu fürchten anfingen, das Heulen kriegten. Aufgeregt und wütend hießen die anderen sie die Schnorre halten, kurz, je höher uns das Grauen über die Köpfe wuchs, desto mehr nahm der heimliche Tumult bei uns überhand. Der aufsichtführende Älteste teilte Backpfeifen und Püffe aus. Andere lehnten sich dagegen auf und nahmen die Kleineren in Schutz. Gegen den Feierabend hin war der Lärm so groß, daß plötzlich die Tür vom Schlafzimmer aufging und Ladurch in Hose und Hemd darin erschien, übernächtig, verstört, mit ganz roten Augen, bleich und gespenstisch. Er sagte nichts, blinzelte nur, die Lider zusammenkneifend, über unsere Köpfe hin, und nachdem er eine Weile stumm an den Enden seines rötlichen Schnurrbartes genagt hatte, zog er sich zurück als eine leibhafte Drohung, die für den Rest des Abends genügte, uns im Bann zu halten. Nachher kam die Frau Mutter, um das Wiegen zu beaufsichtigen; man hatte zu dem Zweck eine Waage aus der Küche geholt. Jemand sagte ihr, daß Ladurch in seinem Zimmer sei. Sie wollte es zuerst nicht glauben. Als es ihr einige bestätigten, ging sie an seine Tür und klopfte. Sie rief auch noch, aber es regte sich wieder nichts, und sie war eher geneigt, an einen frechen Verulkungsversuch zu glauben. Das Aufräumen und Kehren ging den Abend sehr schnell. Nachher fanden wir, daß man eine Lampe hatte brennen lassen, aber keiner brachte den Mut auf, umzukehren und sie zu löschen.

Am anderen Morgen erſchien Ladurch zur Morgenſuppe mit einem tief veränderten Ausdruck. Seine Augen hatten einen abgekämpften, ſeltſam verſunkenen Blick. Etwas wie eine erſchütterte Stille, eine furchterregende Gelaſſenheit lagerte um ſeine Perſon. Die Entſchlußkraft zwar ſchien er wieder zu beſitzen, wenigſtens beſtanden mittags vier von uns die Wand. Aber an den Fenſtern des Erkers ſah er dieſen Vormittag mit trauernd weggewandter Unruhe vorbei, und ſeine goldenen Ohrringe bewegten ſich unausgeſetzt. Plötzlich fiel mir ein: „Keine Ruh bei Tag und Nacht, bis das Eichhorn umgebracht!“ Mir war, als ob ein Blitz vor meinen Augen niederfähre, der mir den wahren Schuldigen zeigte: mich ſelber. Hatte nicht in meinem Vers die Untat bereits geſchlafen, die hier ausgebrochen war? Mit wahrem Schreck erkannte ich, wie das vergiftete Geſchoß, das ich damit ausgeſendet hatte, auf mich, den Urheber, zurückkam. „Jetzt mußt du dich unterwerfen!“ ſagte eine Stimme zu mir, und nur Ladurchs unheimliches Ausſehen hielt mich davon ab, ſofort zu ihm zu gehen und ihm meine Ergebung anzuzeigen. Neben meiner Angſt hatte ich auch Mitleid mit ihm, und ich fürchtete mindeſtens ſo viel *für* ihn, wie ich mich *vor* ihm fürchtete.

Ich verſchob aus Ratloſigkeit die Unterwerfung auf den Nachmittag. Am Nachmittag lag aber die Leiche des Eichhörnchens auf dem Tiſch der Finkenmacher. Ladurch ließ heute die Finkenmacher Haar zupfen. Über dem toten Tierchen brannte einſam und ſchauerlich die Lampe; der leere Verſchlag lag dämmerig wie eine Leichenkammer. Ladurch ging denkend und ruhelos zwiſchen den Tiſchen hin und her. Alles zuſammen geſtaltete ſich zu einer ungeheuerlichen und niederzwingenden Anklage. Der Abend ſank. Grau blickte die Dämmerung durch die Spitzbogenfenſter herein. Die Dunkelheit drückte von außen an die Scheiben. Unſtet, mit arbeitender Stirn, wanderte Ladurch den Mittelgang auf und ab. „Schattenhold und Kleiber!“ rief er endlich auf. Wir erhoben uns fragend. Zwei-, dreimal ging er noch hin und her, als ob er

zwischen unsichtbaren Geistern kämpfte, um das richtige Wort für uns zu finden. „Stellt euch in den Verschlag links und rechts neben den Tisch!“ befahl er darauf. Zögernd gehorchten wir. Da standen wir dann wieder lange zu beiden Seiten des toten Tieres als Leichenwache oder als trübe glimmende Totenkerzen und warteten, was weiter mit uns geschehen würde. Er hatte jetzt sein unglückliches, verwaistes Laufen aufgegeben und sich an das eine der beiden Fenster gestellt, wo er, Gott wußte wie lange, in die Nacht hinaus starrte. Langsam wandte er sich uns dann zu. Seine Augenränder glühten heute nicht mehr. Blaß, beinahe kummervoll betrachtete er uns von oben bis unten.

„Also das sollte doch keiner denken!“ sagte er endlich langsam, wie von schwerer Sorge bedrückt und fühlbar erschüttert. „Da meint ein jeder, er hat es einfach mit zwei Knaben zu tun. ‚Seid wie die Kinder.‘ Darüber werde ich künftig meine eigenen Gedanken haben. Heute fürchte ich, daß ich ihnen nicht der richtige Stellvertreter Gottes war, diesen Waisen. — Der da —“ Er wies auf mich, ohne mich unmittelbar anzusehen. „Der da — nun, Gott wird ihn geheißen haben. Mit einem Gedicht hat er meine Seele geschlagen mit vergifteten Ruten. — Und der andere —!“ Verwundet und schmerzlich grübelnd wandte er Kleiber die Augen zu. „Ihn kann ich vollends nicht anders verstehen als durch Gott. — Wer das Tierchen getötet hat, der hat mir das Leben abgesprochen. Der Betreffende wird wissen, was ich sage, Geständnisse und dergleichen gehören jetzt nicht her, wo höhere Mächte im Spiel sind. — So habe ich also an euch gehandelt, daß mir Gott die schwarzen Engel erscheinen läßt, um mich zu warnen. — Aber vielleicht sind sie weiß, und nur ich sehe schwarz. Vielleicht sind sie einfach Boten Gottes, diese beiden. Denn je länger wir leben, um so mehr Sünden begehen wir, und ich lebe mehr als doppelt so lang, an ihnen gemessen. Meine Sünden sind hundertmal größer. Wie komme ich also dazu, sie richten zu wollen? — Trotzdem —: ‚Ärgernis muß ja sein‘, sagt die Schrift,

‚aber wehe dem, durch den es kommt.‘ Daran muß ich immer denken. Auch ihr schwebt in Gefahr und wißt es nicht. Das wollte ich euch noch sagen, denn — ich liebe euch. Durch euch habe ich Christus gesehen und bin zur Umkehr gelangt. Nie werde ich es euch vergessen, und auch Gott wird es euch gutschreiben. Aber wer ihr wirklich seid —: Er allein wird es wissen!“

Zwischen Ratlosigkeit und Staunen betrachtete er uns wieder. Aber genau die gleichen Empfindungen waren es, aus denen heraus wir ihn anstarrten, als er jetzt wieder eine Stille eintreten ließ. Was hatte dieser schreckliche Mensch durchgemacht, damit eine solche Wandlung an ihm vorgehen konnte? War er dem Tierchen, das er doch geplagt und geängstigt hatte, wirklich so gut gewesen, um durch seinen Untergang so aus der Fassung gebracht zu werden? Niemals bisher hatte er in dieser Weise zu uns gesprochen. Augenblickslang kam ich mir angesichts seiner seelischen Entfaltung so furchtbar roh und eitel vor, daß ich auf der Stelle zu vergehen wünschte, aber dann bäumte sich mein Selbsterhaltungstrieb wieder auf, und ich erinnerte mich, wie wir an *seiner* Roheit und Eitelkeit bisher gelitten hatten. Ich war ergriffen, aber ich konnte ihm nicht glauben, und die Verachtung, die ich für ihn fühlte — die aus Haß und Furcht geborene —, vermochte ich auch nicht aufzugeben; ich halte sie noch heute für gerechtfertigt. Schauder und verstärkter Hochmut — das waren die hauptsächlichsten Gefühle, die er in mir erregte. Vielleicht hatte er sich mit dem Herrn Vater besprochen, und seine Worte waren nur der Nachklang dessen, was ihm jener gesagt hatte. Aber vielleicht arbeitete auch die Liebe so in ihm, hatte seine Braut ihn zur Rede gestellt, und war er davon so ergriffen und gerührt. Ungläubig und widerstrebend sah ich der weiteren Entwicklung dieser Szene entgegen.

„Diesem da“, nahm er, auf mich deutend, wieder das Wort, „habe ich neulich gesagt, daß er nicht mehr für mich existiert, bis er sich gebeugt hat. Schweres Unrecht habe ich damit an ihm begangen, denn für mich müßten immer alle Kinder existieren, die

mir anvertraut sind. Ich habe mich damit als Mietling erwiesen. Er hat sich nicht gebeugt, aber Gott hat mich gebeugt. Sieh mich an und verzeihe mir, damit dir auch verziehen wird. — Ihr werdet mich nicht mehr lange haben, aber wir wollen in Freundschaft scheiden. Gib mir die Hand." Er sah mich so hilflos und doch zugleich auch drohend — immer noch drohend! — an aus seinen kleinen, stechenden Augen, daß ich ihm bestürzt willfahrte. Wie sollte ich mir ein solches Übel aufladen, und mich auch jetzt noch verweigern? „Auch du!" wandte er sich dann an Kleiber, nachdem er einen Moment unruhig suchend in meinen Blicken geforscht und sich dann wie betroffen schnell abgekehrt hatte: „Auch du verzeihe mir." Wie ich reichte ihm Kleiber die Hand. „Ich danke euch, daß ihr mich zum Christen gemacht habt. — Der Herr Vater und auch meine Braut — beide haben mir gesagt, daß ich nicht länger hier bleiben kann. Auch ihnen danke ich. Ich habe schon eine andere Stelle am Blindenheim in Basel. Lauter Gutes erfahre ich Sünder und Ungerechter. Aber Gott wird mir künftig helfen."

Er gab nun auch allen anderen die Hand; es war eine feierliche und sehr seltsame Stunde. Einige hatten Lust, zu lachen, aber sie wagten es nicht. Den meisten war eher unheimlich zumute, und sie wußten nicht, was sie machen sollten vor Verlegenheit. Zu irgendeiner Art von Übermut sah keiner einen Grund. Es wurde nachher sehr eifrig gearbeitet; auch wenn er heute gewogen hätte, was er zum erstenmal seit drei Jahren unterließ, würde keiner an die Wand gekommen sein. Die Ankündigung seines Rückzuges war zwar ein ungeheures Ereignis, aber er hatte es mit soviel Dämpfungen versehen, daß wir bei weitem nicht darauf verfielen, es als Sieg feiern zu wollen. Abgesehen von dem eindrucksvollen Abstand, den er zwischen seinen Selbstverleugnungsakt und unsere fortdauernde ungebesserte Ungerechtigkeit legte, bewies er auch sonst, was er an diesem Platz von der Kunst gelernt hatte, mit unseresgleichen zu verfahren, und auf die Dauer machte das

doch einigen Eindruck, wenn es auch keine Liebe oder Bewunderung erweckte. Man hörte nach und nach, daß er sich mit der übrigen Hausgemeinde ebenfalls ausgesprochen und frisch eingerichtet hatte, und sah, daß er überall sehr ernst genommen wurde. Auch uns gegenüber hielt die neue Stimmung durchaus vor. Er mußte tatsächlich einen schweren Schreck erlebt haben. Möglicherweise hatte diesmal wirklich Christus selber mit ihm gerungen, wie man munkelte. Zwar die Realisten unter uns — mir war noch eher schwül zumute — wollten lieber glauben, daß ihm seine Liebste so die Leviten gelesen habe. Als sie noch einmal zu Besuch kam, betrachtete man sie mit anderen Blicken, und es ging alles von unserer Seite sehr ehrenhaft und respektvoll zu; selbst die Gartenjungen wohnten dem Ereignis diesmal mit einer Art von mildem Ernst bei, der sie gut kleidete. Auch mir schien sie jetzt nicht mehr so lasch.

So gingen wir noch einen Monat lang vorsichtig und mit viel Achtung umeinander herum, denn immerhin hatten wir uns jetzt kennengelernt. Zudem gab es neuerlich eine Partei unter uns, die mit jedem Tag größer wurde, und die ihn allen Ernstes für eine Art von Heiligen zu halten anfing, den man bisher bloß verkannt hatte. Nachdem Kleiber und ich eine kurze Zeitlang beinahe als Helden gefeiert worden waren, fielen wir nun von Tag zu Tag im Ansehen, und am Ende des Monats galten wir wenigstens bei jenen als ausgemachte Verbrecher. Wenn die anderen dabei auch nicht mit taten, so waren sie doch froh, daß sie uns, da wir jedenfalls stark angezweifelt und bekämpft wurden, Anerkennung abziehen konnten, und schließlich sah es aus, als sollten wir, die wir doch der Anstoß zur neuen Zeit geworden waren, allein die Rechnung dafür zahlen. Bereits wurde eifrig darüber disputiert, ob Ladurch uns überhaupt Unrecht getan haben konnte, da er uns doch um Verzeihung gebeten hatte, und Ladurchs Parteigänger stellten die These auf, daß es so oder so eine Gemeinheit von uns gewesen sei. Leidenschaftliche Erörterungen erregte die Schuld-

frage, auf welche die Frommen den Kleiber festlegen wollten, während seine Freunde die Anschauung aufbrachten, daß der Täter entweder überhaupt ganz woanders gesucht werden müsse, oder daß sich das Tier von selber, vielleicht auch bei einer Hetzjagd, die Ladurch mit ihm anstellte, zu Tode gestürzt habe. Jedenfalls konnte Kleiber bei einer Untersuchung durch die Obrigkeit — die Frau Mutter vermochte sich doch nicht ganz zurückzuhalten — sein Alibi lückenlos nachweisen, aber das wollte noch nichts sagen, da er zum Bund gehörte. Was mit dem Tierchen wirklich geschehen war, erfuhr man selbst in der Folge nie bündig. Eines Nachmittags fanden wir dann ohne besonderen Abschied die Bürstenbinderei von Ladurch geräumt und einen anderen Mann auf seinem Posten, und damit wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit überhaupt neuen Dingen zu.

Das letzte, was wir von Ladurch hörten, war, daß er sich vom Herrn Vater einsegnen lassen und noch einen Spruch auf die Reise erbeten hatte. Der Herr Vater ließ ihn in die Losbüchse der Brüdergemeinde greifen, und er zog das Wort aus den Sprüchen Salomonis: „Jedermanns Gänge kommen vom Herrn. Welcher Mensch versteht aber seinen Weg?“ Getröstet und bestätigt verließ er damit die Anstalt, um seinen neuen Wirkungskreis anzutreten. Ich sah ihn später in Basel im Sommer unter der brennenden Sonne oder im Winter bei Regen und Schnee seine Karre mit den Erzeugnissen des Blindenheims durch die Straßen schleppen, um sie von Haus zu Haus zum Kauf anzubieten. Nachdem er sich unter der schweigenden Beobachtung der Kreise, die er nun als seine Obrigkeit betrachtete, einige Jahre in dieser Weise unterwegs und auch bei den Blinden als geduldiger, treuer Knecht bewährt hatte, übertrug man ihm die Hausvaterschaft in einer kleinen schweizerischen Besserungsanstalt für Knaben, von wo man nur Gutes und Bedenkenswertes von ihm hört. Die wahre Seele des dortigen Platzes soll allerdings seine Frau sein, und sie soll ihn sogar ziemlich schmal an der Kinnkette führen.

Siebentes Kapitel

Der Johannesbund

Die Bluttaufe

Ich war keine so duldende Natur, daß ich mich rein leidend den Beunruhigungen und Anfechtungen hingegeben hätte, die mir an diesem Platz widerfuhren. Das ließ schon meine Phantasie nicht zu, die der eigentliche Trieb meines Daseins ist. In die Zeit, in welcher ich anfing, nach Gegenmitteln auszublicken, fiel eine dunkle Geschichte.

Wir hatten da einen gutartigen Jungen, ein Elsässer Kind mit blauen Augen, der Größeren einer, doch sanft und still und vor allem dem Frieden zugeneigt. Aber ab und zu fiel ein Wort von ihm, das auf Selbstachtung und geheime Reizbarkeit schließen ließ. Es wurde mir nie recht klar, nach welchen inneren Regeln er dann entbrannte, aber eben das machte ihn mir interessant; er gehörte zu denjenigen in der Anstalt, auf die ich achtete. Dieser Junge begann auf eine geheimnisvolle Weise zu kränkeln. Eines Tages bemerkte ich, daß er am Arm bis zur Hand herunter eiternde Wunden mit ziemlich schlimmen Borken hatte, aber als ich ihn daraufhin ansprach, lenkte er schnell ab und sprach von etwas anderem. Er war zwei Jahre älter als ich. Auch der Aufseher bemerkte die Geschwüre; sie gaben ihm Anlaß zu abfälligen Bemerkungen über Unreinlichkeit und Schweinerei. Schließlich heilten sie von selber. Das merkwürdigste an der Sache war, daß ich auch von anderen Jungen, mit denen ich darüber sprach, kurz abgefertigt wurde; entweder sie gingen nicht darauf ein, oder sie sprachen darüber weg, und ausnahmslos waren es solche, auf die ich etwas hielt. Ich schloß daraus, daß irgend etwas dahinter steckte; aber als die Krankheit verheilt war, vergaß ich die Sache.

Eines Tages zeigte es ſich, daß der Junge — Fraundörfer hieß er — hinkte. Man hörte, er ſei beim Turnen vom Reck abgeglitten und mit dem Knie auf einen Stein aufgeſchlagen. Später, als ein großes Unglück aus der Sache geworden war, ſchüttete man den Platz mit Gerberlohe auf. Wer nun mit Fraundörfer bekannter war, durfte ſehen, wie das Knie anſchwoll; ich wurde auch dazugelaſſen. Tatſächlich gewann das Bein von Tag zu Tag an Umfang; plötzlich ſtellten ſich dort die bekannten Geſchwüre und Borken wieder ein. Die Jungen, die mit ihm näher verkehrten, waren jetzt ſehr ſtill und ſchienen bedenklich. Sie ſteckten viel die Köpfe zuſammen, ſetzten aber dem Fraundörfer doch zu, ſein Knie der Frau Mutter zu zeigen. Was dabei herausgekommen war, wurde nicht recht bekannt. Sie verſchrieb Bewegung des Knies, und zur Blutreinigung Lebertran, den er nicht trank; einer ſeiner Freunde ſoff ihn heimlich an ſeiner Stelle als Ergänzung des Speiſezettels.

Fraundörfer bewegte nun fleißig das Knie, aber es ſetzte ihm in zunehmendem Maß Widerſtand entgegen, und gleichzeitig begann er zu verfallen. Abends lag er oft frierend und ſchlotternd im Bett, bis er warm werden konnte; wahrſcheinlich hatte er Fieber. Daneben aß er ſchlecht, und als mit ihm überhaupt nichts mehr zu machen war, ſteckte man ihn in die Krankenſtube. Je länger man es ohne Arzt getrieben hatte, deſto ſchwieriger wurde der Entſchluß, ihn nun zu einer vollkommen verdorbenen Sache heranzuziehen. Schließlich war es nicht länger zu umgehen, und der Mann kam. Wir hörten von Fraundörfer, daß er ziemlich deutlich geworden ſei, und daß die Frau Mutter einen roten Kopf bekommen habe. Inzwiſchen entſchloß er ſich, das Bein zu ſtrecken, nachdem er den Ausſchlag weggebracht hatte. Drei kräftige Brüder mußten mit anfaſſen, und das Geheul des Jungen erklang durch die ganze Anſtalt. Darauf lag er etwa acht Wochen im Gipsverband ſehr vergnügt. Nachdem man dann den Verband geöffnet hatte, ging man daran, das Bein wieder zu biegen, um

ihm seine Beweglichkeit zurückzugeben. Fraundörfer erfüllte jetzt jeden Morgen die Anstalt mit seinem Geschrei. Er verfiel wieder. Fieber stellte sich von neuem ein. Und endlich blieb nichts anderes übrig, als ihn nach dem Krankenhaus zu schaffen, wo die Kniescheibe heraus genommen wurde. Das ganze Knie war vereitert gewesen, und niemand konnte sich denken, wie das zugegangen war, denn auch die rustikalen Kunststücke des zugezogenen Arztes waren keine letzte Erklärung.

Zu jener Zeit wußte ich über die Sache mehr, als alle Ärzte und Professoren zusammengenommen. Eines Tages hörte ich ohne meinen Willen ein Gespräch zwischen zwei Freunden Fraundörfers, aus dem folgender Sachverhalt hervorging. Schon verschiedentlich erwähnte ich den sogenannten Bund. Von diesem Bund war Fraundörfer eines der beliebtesten und angesehensten Mitglieder. Über den Bund selber wußte man nicht mehr, als daß er eine lose Zusammenrottung der widerstandsfähigeren Köpfe war, und daß er die „Bluttaufe" hatte. Es wurde einem mit einem Messer eine Wunde beigebracht, und damit war man, wie es schien, aufgenommen und hatte Anspruch auf alle Vorteile des Schutzes, den der Bund seinen Mitgliedern angedeihen ließ, war aber auch auf eine Reihe von Verpflichtungen festgelegt, deren Tragweite bei den Außenstehenden nicht ganz feststand. Die Beteiligten selber wußten zu schweigen. Das Messer nun, mit dem Fraundörfer geritzt worden war, stammte aus dem schmierigen Hosensack eines Anführers, wo es den Raum mit Maikäferleichen und einem Rattenschädel nebst den zugehörigen auf der Straße aufgelesenen Bindfäden und anderen selbst der Bezeichnung unzugänglichen Dingen geteilt hatte. Was er vollends vorher damit gemacht hatte, entzog sich auf ebenso entschiedene als geheimnisvolle Weise jeder näheren Kenntnis. Daß die Wunde dann zu eitern begann, ist daher an sich nicht so mysteriös. Gesetzmäßig verbreiteten sich die Schwären über den Arm und verschwanden nach einiger Zeit, als ihre Existenzbedingungen abgelaufen waren.

Als mit dem Sturz auf das Knie eine neue Veranlaſſung gegeben war, brachen ſie ebenſo ſelbſtverſtändlich friſch aus und blieben am Werk bis zum Untergang des Organismus, den ſie zweitmalig befallen hatten.

Die Sache gab mir viel zu denken. Betrachtete ich meine Lage richtig, ſo enthielt ſie tatſächlich manches Unſichere, denn ich hatte nachgerade einigermaßen begriffen, mit welcher Macht ich es hier zu tun hatte. Ebenſo konnte ich mir vorſtellen, daß es nichts ſchaden würde, dagegen einen gewiſſen Rückhalt zu haben. Nachdem ich längere Zeit hin und her gedacht hatte, was ich tun müſſe, um aufgenommen zu werden, entſchied ich mich ſchließlich für das direkte Verfahren. Frei nach Schiller in der Bürgſchaft dichtete ich folgenden Vers:

„Ich ſei, gewährt mir das Verlangen,
In eurem Freundſchaftsbund empfangen."

Den Vers ſchrieb ich auf und reichte ihn bei demjenigen der Bundesbrüder ein, mit dem ich am beſten bekannt war. Er tat zuerſt, als wüßte er nicht, was ich wollte, aber da erzählte ich ihm, was ich gehört hatte, und er verſprach, die Sache weiterzugeben. Ein paar Tage lang wurde ich von den Bündlern groß angeſehen, ohne daß einer etwas zu mir ſagte. Endlich trat einer zu mir und begann allerlei dunkle und verworrene Dinge vorzubringen, die mich kopfſcheu machen und abſchrecken ſollten; aber ich hatte mich einmal in den Gedanken verbiſſen, blieb auf meinem Begehren, und ganz verwundert ging er wieder ab. Einige Tage ſpäter nahm mich wieder einer beiſeite und examinierte mich nun ziemlich feierlich, ob ich alſo wirklich bereit ſei, mich auf Gnade und Ungnade aufnehmen zu laſſen, einerlei, was mit mir paſſiere? Und ob ich willens ſei, für den Bund durch dick und dünn zu gehen? Er ſprach von ſehr ſchweren Strafen bei Wortbruch, und ſtellte mir noch den Rücktritt frei. Meine Idee war inzwiſchen zu einer Art

von ſtiller Beſeſſenheit geworden, und ſo forderte man mich ſchließlich auf, mich zum kommenden Sonntagmittag zur Verfügung zu halten.

Der Wagenſchuppen hatte einen großen Dachboden, den man über eine alte Holztreppe erreichte. Wir hatten dort nichts zu ſuchen, und man konnte nur hinauf, wenn die Luft ganz rein war, denn die Örtlichkeit gehörte zum Bereich des Herrn Johannes, der alles ſah und ſtets da auftauchte, wo etwas los war, als ob er mit den Geiſtern im Bund wäre. Heute war er nach Baſel gefahren, und der beaufſichtigende Bruder wurde durch Mitwiſſer feſtgehalten, wurde „beimpft", wie der Bundesausdruck hierfür hieß. Ein kleiner Kreis von Jungen wartete droben; einer brachte mich an. Im ganzen waren wir fünf. Eine etwas dunkle Einführung folgte nun, deren Hauptaufklärung in der einfachen Nachricht beſtand, daß „der Name Johannes ſei". Der Name des Herrn Vaters wurde nicht genannt; ich fühlte, daß er zu jenem lichten, verehrten den dunklen Schatten, „das Andere" bildete. Man weihte mich ferner in die Zeichen ein. Das Kreuz war ein ſchlechtes Zeichen, das verſchränkte Dreieck ✡ ein gutes, das Zeichen Johannes. Weſſen Zeichen das Kreuz ſei, wurde wieder nicht geſagt. Schweigſamkeit war abſolute Pflicht. Wer petzte, ging keinen guten Tagen entgegen. Zum Schluß nahm man vor, was man zu Beginn hätte nehmen ſollen: die Bluttaufe. Ich mußte den Ärmel aufſtreifen. Einer der Jungen, der hier das Wort führte, öffnete ſein Taſchenmeſſer, und mit der kleinen Klinge zog er mir einen Riß unter der Impfnarbe hin, der ziemlich blutete. Ich bin alſo dreimal geimpft. Aber ich ſah dem Bluten ruhig zu. Auf die Schärfe des Meſſers hatte ich dann noch die Hand zu legen, während ich den Namen „Johannes" ausſprach, und damit war ich eingeweihter Johannesbündler. Einzeln verließen wir den Boden, um nicht aufzufallen, und einer nach dem anderen miſchte ſich wieder unter die Spielenden, als ob er nie weggeweſen wäre.

Es dauerte eine ganze Weile, bis ich alle Mitglieder des Bundes kannte und bis ich über die Richtung und Tätigkeitsweise desselben im klaren war. Inzwischen begann ich frischweg, meine Umwelt mit den Augen eines überzeugten und von dichterischer Phantasie bewegten Johannesbündlers zu betrachten. Das Leben gewann mir erstmalig ein Gesicht. Ich selber hatte einen Standpunkt gefunden, um welchen herum die Dinge und Erscheinungen sich zu ordnen begannen. Eine große und einfache Einmütigkeit verband stillschweigend die Glieder des Bundes miteinander. Alle standen noch in einer Frühzeit, in der sie sich prüfend und suchend nacheinander hinfühlten, und in welchem das, was dabei ausgesprochen werden konnte, erst in der Bildung begriffen war. Aber eben das Unausgesprochene gab unserem Bund diesen geheimnisvollen und beseelten Zusammenhalt. Genug, daß man sich gewöhnte, im Kreuz immer mehr das Zeichen der Lebensanfechtung und der Gefangenschaft, und im Doppeldreieck das Symbol der ungenannten und ungestalteten Widersetzlichkeit, der Freiheit und Unbegrenztheit zu sehen, wenn man es auch nicht so klipp und klar in Worte zu fassen wußte.

Je länger je mehr ging ich in einer geheimen Bewegung herum, die meine bisherige Welt in einem neuen Sinn gestaltete. An den guten Dingen, die ich liebte, oder die ich ersehnte, bemerkte ich nun plötzlich das verschränkte Dreieck als Eigenzeichen; die anderen versah ich mit dem Kreuz. Vor zwei Erscheinungen machte ich jedoch halt und zauderte. Erstens wagte ich nicht, die Gestalt des Herrn Vaters mit einem Zeichen zu versehen. Ich sah keine Möglichkeit, ihm das Doppeldreieck zuzuweisen, aber ihm das Kreuz zu geben, fühlte ich mich nicht stark genug. Und dann war da in meinem Leben auch noch meine Mutter, auf die ich stieß, wenn meine Gedanken auf Ordnung auszogen. Für das Jazeichen war sie weder so hell noch so glücklich, daß ich es ihr geben konnte; ich fürchtete, daß sie es ungeduldig abschütteln würde. Aber sie mit dem Neinzeichen zu versehen, dagegen wehrte

ſich mein Schickſalsgefühl und mein gerechtes Bedürfnis, ſie im Kreis meiner guten und wohltätigen Dinge zu wiſſen. Ich hatte ſie nun ſchon im fünften Jahr nicht mehr geſehen, wußte nicht, wo ſie war, was ſie tat, wie es ihr ging, mit wem ſie lebte, aber nach wie vor war ſie ein Beſtandteil meiner Welt, und je nachdem war ſie mehr, war ſie ziehende, nagende Sehnſucht, war ſie eng einhüllende Atmoſphäre der Traurigkeit, oder war ſie das ferne, unzufrieden und heiß blinkende Licht eines Sternes aus jener aſtrologiſchen Konſtellation, die mein Schickſal bedeutete.

Beſuch der Mutter

Oft hatte ich mit leiſem Hunger und mit Neid geſehen, wie andere Jungen nach der Schule benachrichtigt wurden, daß Beſuch für ſie da ſei, wie ſie davonliefen, ihren Kaffee im Stich ließen, und wie ſie im Hof zärtlich und ſtolz irgendwo neben ihren Müttern ſaßen. Es herrſchte unter uns in ſolchen Fällen ein unabgeſprochener Feinſinn. Niemand beläſtigte durch ſeine Nähe ein ſolches Paar, wo es ſich niedergelaſſen hatte. Die Spiele wurden woanders abgewickelt, ja es galt als guter Ton, überhaupt nicht hinzuſehen, und ſo gern wir einander etwas am Zeug flickten, ſo ſcharfzähnig und hochfahrend wir insbeſondere in Gefühlsäußerungen miteinander verfuhren: über den Umgang mit Müttern wurde nie ein Wort verloren; das war Schonbezirk.

Aber eines Nachmittags, als ich aus der Schule kam, wurde mir geſagt, jemand warte im Beſuchszimmer auf mich. Mit klopfendem Herzen, denn es war mein erſter Beſuch, ging ich hin. Ich fand da eine vollkommen unbekannte, mehr als mittelgroße Frau von bitterſchönem Ausſehen, mit großen, ſchwarzen Augen und ſchwarzem Haar. Sie erklärte mir, daß ſie meine Mutter ſei, und fragte mich, ob ich ſie noch kenne. Ich war furchtbar betroffen, denn ich konnte mich durchaus nicht entſinnen, ſie ſchon einmal geſehen zu haben, ſagte ihr ungewiß guten Tag, blickte ihr ſuchend

in die unzufriedenen, nachtdunklen Augenabgründe und bemerkte ſchüchtern den enttäuſchten und müde aufgebrachten Zug in ihrem Lächeln, während ſie feſtſtellte: „Du gleichſt aber ſehr deinem Vater!“ Dann ging ſie daran, den mitgebrachten Armkorb auszuräumen. Geküßt hatte ſie mich noch nicht; ich denke heute, daß meine große Ähnlichkeit mit meinem Vater ſie ſo befremdete.

„Alſo da hat man dich hingebracht?“ ſagte ſie während des Auspackens. „Gefällt es dir denn hier?“ Sie ſprach alles mit dem gleichgültig ſcheinenden und von vornherein enttäuſchten Ton, den ſie jetzt an ſich hatte.

„Manchmal“, erwiderte ich, noch etwas zurückhaltend. „Manchmal auch nicht. — Wie geht es dir?“

„Ach, danke. Man iſt wieder in Europa; da muß man ſich an vieles Schlechte gewöhnen.“

„Iſt es denn in Amerika anders?“ fragte ich.

„Ja. Daß eine Mutter, die zu ihrem Kind will, erſt kreuz und quer verhört und ſo von oben herab behandelt wird, das gibt es jedenfalls drüben nicht.“

Ich ſah ſie erſchrocken an, aber ſie ſchien nicht erzürnt zu ſein, ſo ſchwer mir auch der Verſtoß vorkam, den man ſich gegen ſie hatte zuſchulden kommen laſſen. Ich nahm ihn mir zu Herzen, zumal man mich an die Auffaſſung gewöhnt hatte, daß ich hier vollberechtigtes Kind im Vaterhaus ſei.

„Wer hat denn das getan?“ forſchte ich beklommen.

„Ach, das iſt ja gleich. Irgend ſo eine junge Perſon. Es wird die Tochter hier ſein. Kümmere dich nicht darum. Nimm! — Wie bekommt ihr hier zu eſſen? Du ſiehſt nicht gut aus. Viel zu klein und ſchmal biſt du! Was für dünne Ärmchen du noch haſt! Ihr müßt da wohl ſehr hungern?“

„Manchmal iſt es zuwenig“, gab ich zu. Allmählich begann mich der Mutterklang zu erwärmen. „Wo biſt du jetzt, Mutter?“

„In Wyhlen beim Vetter Franz. Du weißt doch: neben dem Großvater. Da iſt die Frau geſtorben, die Baſe Marie, und ich

mache jetzt die Haushaltung. — Kommst du nicht einmal auf ein paar Wochen nach Wyhlen?"

„Wir dürfen hier nicht heraus. Niemand bekommt Ferien. Bloß die Brüder können im Sommer verreisen."

„Mit meinem Willen bist du nicht hier. Das hat man hinter meinem Rücken getan. Ich kann dich wegnehmen, wenn ich will; ich habe das Recht dazu. Du mußt es nur sagen. Keine acht Tage bist du dann mehr hier. — Nun, überlege es dir. Ich werde ja jetzt ein Auge über dir haben. — Großvater und Großmutter lassen dich grüßen. Die Großmutter wird jetzt immer weniger; sie wird es wohl nicht mehr lange machen. Sie spricht immer von dir und macht dem Großvater Vorwürfe, daß er dich fort gelassen hat."

„Ist die Großmutter denn sehr krank?"

„Sehr krank weiter nicht. Sie hat ja die Gicht. Und jetzt wird sie eben immer weniger. — Ich werde mit dem Vetter Franz sprechen, daß ich dich zu mir nehmen kann. Platz ist genug im Haus. — Man ist hier wohl sehr fromm?"

„Wir haben jeden Tag zweimal Andacht. Aber viele denken, was sie wollen."

Ich dachte an unseren Bund und entdeckte, daß ich einen neuen Halt in mir hatte, sozusagen eine Sicherheit, eine Zuflucht vor Gewalten und Einflüssen, die mich hier ängstigten. Dann sah ich meine Mutter auf die Zeichen hin an und fand zu meiner Beruhigung und unter einer starken Empfindung von Achtung für sie, daß sie außerhalb unserer Beziehungen stand; vielleicht stand sie sogar darüber als Vertreterin einer anderen großen Macht, die man hier nicht kannte, die aber sicher auch sehr einflußreich sein mußte. Vielleicht ließ jetzt der katholische Pfarrherr seine Kräfte spielen. Daß sie mich hier wegnehmen konnte, wenn sie wollte, machte mir doch einen starken Eindruck. Mit großer Schnelligkeit bildete sich der Begriff in mir, daß wir dann die angesehensten Leute in Wyhlen sein mußten, denn meine Mutter

war in Amerika geweſen, und ich in einer proteſtantiſchen Anſtalt. Etwas beſorgt machte mich der Gedanke, den Johannesbund zu verlaſſen, aber vielleicht konnte ich einige meiner Kameraden nachkommen laſſen und dort einen neuen gründen.

„Denke nur auch, was du willſt", ermahnte ſie mich inzwiſchen. „Beſſer wäre, mehr Mahlzeiten und weniger Andachten. — Werdet ihr hier auch geprügelt?"

„Manchmal. — Du mußt aber nicht denken, daß es ſo ſehr ſchlecht iſt hier. In Tüllingen ſoll es viel ſchlimmer ſein, und in Kaſteln nicht beſſer."

„Dann möchteſt du wohl gern hierbleiben?"

„Jeder will gern hier weg", ſagte ich zögernd unter dem Entſtehen einer für meine Verhältniſſe ungeheuren Spannung. „Je eher je lieber. — Aber ich habe bis jetzt noch nicht geſehen, daß einer fortkam."

„Nun, dann wirſt du es ſelber erleben", ſagte ſie mit leicht geröteten Wangen. „Umſonſt iſt man am Ende nicht drüben geweſen."

„Warum biſt du eigentlich zurückgekommen?" fragte ich. Ich hoffte im geheimen, zu erfahren, daß ſie ſchon reich genug ſei, oder daß man ſie gerufen habe, um ihr einen Ehrenplatz anzuweiſen. Doch ſie ſagte ganz geſchäftsmäßig: „Ich habe das Klima nicht vertragen. — Aber iß jetzt auch. Schmeckt dir die Wurſt nicht?"

Sie hatte mir Käſe, Würſte, Speck, Brot und Schokolade mitgebracht; auch ein Eierkuchen vom Mittageſſen lag zwiſchen zwei zuſammengeklappten Tellern auf dem Grund ihres Korbes; den ſollte ich nachher noch eſſen.

„Doch, ſie ſchmeckt mir", ſagte ich lachend; mir wurde auf einmal ſo leicht, ich wußte nicht, warum. „Aber das alles darf ich gar nicht behalten, Mutter; es wird mir doch weggenommen."

„Nun, das wäre mir ſehr merkwürdig. Was dir deine Mutter bringt, wirſt du wohl eſſen dürfen."

„Das ist hier aber so", sagte ich achselzuckend. „Es geht allen gleich. Sie sagen, wir bekommen unser Essen, und was darüber ist, das ist vom Übel."

„Was wird denn aus den Sachen, die die Mütter bringen? Werden die verteilt?"

„Das weiß ich nicht. Ich habe noch nie etwas bekommen. Und es ginge auch in zu viele Stücke."

„Sie werden das doch nicht selber essen?" horchte sie auf. „Also höre mal, Johannesli, ich werde das klarstellen. Du wirst deine Sachen behalten, dafür stehe ich dir gut. Wenn du davon anderen austeilen willst, so ist das deine Angelegenheit, aber nicht die fremder Leute."

Später fragte sie mich, ob ich schon darüber nachgedacht hätte, was ich werden wollte.

„Ich möchte gern Lehrer werden", sagte ich in fragendem Ton. „Aber das ist hier schwer. Man muß erst ein Handwerk lernen, und dann kann man wiederkommen, wenn man noch dazu entschlossen ist. — Ich werde eben wohl wiederkommen!"

Der letzte Satz war wohl etwas ungewiß ausgefallen, und sie lachte jetzt zum erstenmal ein bißchen.

„Wirst schon wiederkommen!" spottete sie wohlmeinend. „Sei froh, wenn du heraus bist. Und Lehrer werden wird man dich auch noch lassen können. Da wird schon unser Herr Pfarrer dahinter her sein. Der erzählt jetzt noch, was du für ein guter Kopf warst, und was für ein Betragen du hattest. („Also richtig der Herr Pfarrer!" dachte ich einsichtsreich.) In der Klasse warst du ja immer weitaus der Erste. Bist du hier auch der Erste?"

„Nein, der Zweite", sagte ich ein bißchen kleinlaut. „Vorher war ich der Erste. Aber da bekam auf einmal der Lehrer die Versetzwut, als ich eine Antwort nicht wußte, und der Zweite auch nicht. Zuerst flog ich zum siebenten Platz hinunter, dann wurde ich Zweiter, und seither hat er nie mehr nach Leistungen gesetzt. — Es ist ja auch gleich."

„Es iſt gar nicht gleich. Ich werde unterſuchen, warum du nicht Erſter ſitzeſt. — Wenn dein Vater noch lebte, ſo könn'ſt du Pfarrer oder Doktor werden. Und wer weiß? Vielleicht heirate ich den Vetter Franz, und dann bekommen wir einen guten Hof. — Möchteſt du nicht etwas Beſſeres als Lehrer werden? Lehrer ſind Hungerleider."

Ich überlegte. Herr Johannes war kein Hungerleider, aber wer konnte hoffen, auch ein Herr Johannes zu werden?

„Ja, dann möchte ich alles werden", ſagte ich wie zur Probe. Sie ſah mich verwundert an.

„Ich weiß nicht, ob es ein ſolches Studium gibt", erwog ſie. „Vielleicht die Philoſophie."

Während wir ſo ſprachen, kam ein älteres Mädchen ins Beſuchzimmer herein und ſagte, meine Mutter möchte zum Herrn Vater kommen. Sie packte ihren Korb wieder ein, nahm mich an der Hand und folgte meiner Leitung. Mit roten Flecken auf den Wangen, aber ruhig trat ſie mit mir vor die hohe Perſönlichkeit. Ich war ſehr ſtolz auf ſie, und meines nächſten Schickſals ſchon beinahe gewiß, betrachtete ich dies alles hier ein bißchen mit Abſchiedsblicken.

„So, alſo Sie ſind die Frau Schattenhold!" ſprach der Herr Vater ſie an. „Es iſt ja ſchön, daß Sie wieder im Land ſind und ſich um Ihr Kind kümmern."

„Um mein Kind habe ich mich immer gekümmert", erwiderte ſie. „Ich hatte es bei ſeinen Großeltern gut untergebracht. Man hat es ohne meinen Willen dort weggenommen und kann mir nun nicht ſolche Sachen durch die Blume ſagen. Nachdem ich heute geſehen habe, wie man hier mit Müttern umgeht, kann ich mir auch denken, wie man die Kinder behandelt. Ich werde jetzt zurückfahren und alles bereitmachen. In acht Tagen bin ich wieder hier, um ihn zu holen."

„Sie denken wohl", erwiderte der Herr Vater mit bereits aufſteigendem Zorn, „ein lebendiges Kind iſt eine Puppe, die man

liegenläßt und nach Jahren wieder aufnimmt, wenn es einem ankommt? Sie finden hier einen leidlich artigen, wohlgebildeten Jungen vor, der Ihnen gefällt, und wollen nun mit der Frucht unserer Anstrengungen vor den Leuten prahlen? Ein vernachlässigtes, seelisch verkommenes Wesen wurde uns vor vier Jahren eingeliefert, ein kleiner Strolch, der sich schon mit Mädchen herumtrieb, und außerdem sollte er dazu verführt werden, katholisch zu werden. Kann schon sein, daß das Kind nicht mit Ihrem Willen da ist, aber es ist mit dem Willen Gottes da. Darüber denken Sie einmal nach, wenn Sie überhaupt noch etwas von Gott wissen."

„Ob es auch mit seinem eigenen Willen da ist, spielt wohl dabei keine Rolle?" fragte meine Mutter an sich haltend, aber ihre Stimme zitterte leise, und ihre Augen funkelten. Sie kam mir jetzt sehr schön vor, und ich fing an, für sie zu fürchten.

„Haben Sie sich erkundigt, ob er gegen seinen Willen hier ist? Und wissen Sie, ob er alle seine Gefährten, seinen Bildungsgang und seine Lehrer verlassen will, um bei Ihnen einer neuen Verkommenheit entgegen zu gehen?"

„Verkommen scheint er mir hier", erwiderte sie. „Er ist zwölf und sieht aus wie ein Achtjähriger. Gefährten und Lehrer wird er auch bei uns finden. Und mitgehen wird er je eher je lieber."

„Das ist gelogen!" fuhr der Herr Vater auf. „Unterstehen Sie sich nicht, das Kind als Deckschild für Ihre gewissenlose Handlungsweise zu mißbrauchen. — Wo haben Sie Ihr zweites Kind?"

„Das geht hier niemanden etwas an; Sie sind nicht mein Beichtvater. — Es ist drüben bei vornehmen Leuten, wenn Sie es hören wollen."

„Geh hinaus!" sagte der Herr Vater zu mir. Er war blaß vor Zorn, und als ich zögerte, sagte auch sie: „Geh hinaus, Johannesli; wir haben hier zu reden." Ich gehorchte mit zitterndem Herzen. Meine Mutter stand aufrecht und mit weiten Nüstern da. Sie sah wohl selber voraus, daß ich bei der nun bevorstehenden Auseinandersetzung nicht nur Schönes zu hören bekommen werde,

ſonſt hätte ſie ſich meiner Entfernung widerſetzt. Es wurde nun drinnen ziemlich ſcharf geredet. Ich ſtand in der tiefen Fenſternische neben der Tür und wartete trübe auf das Ende des Streites. Ab und zu drang ein laut herausgeſtoßenes zornmütiges Wort des Herrn Vaters zu mir. Meine Mutter ſprach nach wie vor ruhig und mit gehaltener Stimme, aber meine Erwartung, daß ſie obſiegen würde, war ſchon ſehr klein geworden. Ich fing auch an, ein bißchen an ihrer Macht zu zweifeln. Sie trug eine Jacke, die mir um ſo älter ſchien, je öfter ich ſie betrachtete. Auch waren ihre Ärmel ein wenig zu kurz, und ihre Schuhe ſchienen ſtark ausgetreten. Aus ihrer Haltung und ihrem Ton gewann ich außerdem etwas wie eine verehrende Überzeugung, daß ſie an Fehlſchläge und Niederlagen gewöhnt ſei. Dafür liebte ich ſie um ſo ſtärker und nahm um ſo aufrichtiger ihre Partei, da ſie ja trotzdem wagte, gegen den Herrn Vater aufzutreten, aber ich hörte auf, mir für mich ſelber große Hoffnungen zu machen.

Endlich ging die Tür auf, und ſie trat mit Tränen der Wut auf den Wangen zu mir heraus. Ähnlich war vor vier Jahren mein Großvater hier herausgekommen. Standhaft hatte er ſich ſeither geweigert, wieder einen Fuß in dies Haus zu ſetzen. „Ich habe die achtundvierziger Revolution mit durchgemacht und brauche mich nicht in meinem Alter noch zurechtweiſen zu laſſen!“ ſchrieb er einmal auf meine Frage, warum ich denn niemals Beſuch bekäme. Meine Mutter ſtolperte aber nicht über die Schwelle, wie er getan hatte. Aufrecht und an ſich haltend kam ſie heraus und nahm mich bei der Hand. „Du kannſt mich noch zum Bahnhof begleiten“, ſagte ſie. „Mittlerweile iſt die Zeit vergangen.“ Stumm verließ ſie mit mir die Anſtalt, durchſchritt das dunkle Tor, und erſt draußen fing ſie wieder an zu ſprechen.

„Iſt da in der Nähe eine Wirtſchaft“, fragte ſie, „wo man noch ein bißchen ſitzen kann?“

„Gleich beim Bahnhof iſt eine“, teilte ich mit. „Aber da dürfen wir nicht hin. Es iſt uns ſtreng verboten.“

„Auch mit euern Verwandten?“

„Sonst kommen wir ja nicht hin.“

„Ja, ja, eure Verwandten, Mütter und so weiter, sind alles schlechte Leute. Nur in der Anstalt ist man gut. Laß sie aber verbieten. Wir gehen hin. Mir hat der Zorn Durst gemacht. Und du mußt deinen Eierkuchen noch essen. Ich werde dir Kaffee dazu geben lassen. Oder hast du Angst?“

Angst war kein Ausdruck für das, was ich empfand. Mich bewegte Ehrfurcht, Glück, Mitgefühl, auch Furcht, gewiß, aber irgendeine unbestimmte, unfaßbare Furcht um sie, denn ich war ein Schattenhold, und sie eine Kanderer; darin drückte sich alles aus. Wo war meine Schwester geblieben? Und was hatte es auf sich mit einem dritten Kind, von welchem ich den Herrn Vater drinnen schreien gehört hatte? Aus ihrem ganzen Ton hörte ich heraus, daß dieser immer kämpfende Mann auch sie bereits in der Gewalt hatte, so daß sie nicht einmal versuchte, nachträglich mir gegenüber sich durch hingestreute Bemerkungen einen Sieg zu konstruieren, oder wenigstens ihren Rückzug zu decken. Sie fraß wortlos an ihrem Grimm, während sie mit mir ganz nebensächliche und gleichgültige Dinge sprach. Als wir in der Gartenwirtschaft über dem Bahnhof saßen und sie den Eierkuchen auspackte, sah ich, daß der Korb im übrigen leer war; auch hierin hatte also der Herr Vater über sie gesiegt.

In meiner Verlegenheit fing ich an, sie nach Amerika zu fragen, wie es dort gewesen sei, und ob sie auch Amerikanisch könne. Wie denn Löffel dort heiße? „Schliß“, sagte sie wie aus der Pistole geschossen. „Und Gabel heißt: Verfluchtes protestantisches Lumpenpack!“ Darauf war ich eine Weile still, und auch sie saß unbeweglich, so unruhig der Zorn auch an ihr nagte, wie ich am Kommen und Gehen ihrer Farbe sehen konnte.

Endlich wurde mein Kindesgefühl in mir übermächtig. Leise glitt ich von meinem Stuhl weg, und voll hohen Zagens näherte ich mich ihr, bis ich ihr die Wangen streicheln konnte, über die

wieder hurtig und mit gewiſſer Heftigkeit die Tränen herabſprangen. Sie ließ es ſich gefallen, aber als ich nun, wie ich es bei anderen Jungen geſehen hatte, ihr auf den Schoß ſitzen wollte, ſtand ſie haſtig auf und ſagte: „Der Zug muß gleich da ſein!“ Sie rief nach ihrer Zeche, bezahlte und nahm ihren Henkelkorb. „Komm!“ ſagte ſie in einem plötzlich ſo entſchloſſenen, zornig federnden Ton, daß mein Herz einen Sprung tat. „Jetzt nimmt ſie dich kurzerhand mit!“ fuhr es mir durch den Kopf. Ganz benommen und verwirrt ſtolperte ich neben ihr her nach dem Bahnhof. Vor dem Schalter ſtand ſie einen Moment finſter wühlend, ehe ſie verlangte. Mir taten die Haare weh vor Spannung. „Wyhlen dritte einfach!“ ſagte ſie dann wie müde geworden. Gleich darauf fuhr der Zug vor. Sie ſtieg ein, winkte mir aus dem Wagenfenſter mit einem freundlichen, aber ſchon gedankenabweſenden Lächeln zu und fuhr davon. Vereinſamt und verlaſſen wie nie trottete ich den Bahnhofsweg hinunter. Als ich aus dem Torgang in den Anſtaltshof trat, fand ich die Mauern der Anſtalt höher und ſteinerner, die Ecken härter, die Fenſter kahler, die Bäume grau und den Himmel darüber zum Staunen leer.

Achtes Kapitel

Ungewiſſe Ausgänge

Zeichen und Wunder

Einige Zeit nach dem Beſuch meiner Mutter begann man davon zu ſprechen, daß regelmäßig morgens an die Tür des Herrn Vaters mit Kreide ein Kreuz, und an die des Herrn Johannes ein Doppeldreieck gezeichnet erſchien, ohne daß man wußte, von wem die Zeichen ſtammten und was ſie zu bedeuten hätten. Der Lehrer fragte unter der Hand nach; einmal wurden wir auch im geſamten darüber verhört. Aber es kam nichts dabei heraus, und am nächſten Morgen ſtanden die Wahrzeichen wieder an den beiden Türen. Wir ſelber hatten keine Ahnung, was wir davon denken ſollten. Einige von uns kannten ja die Zeichen und verſtanden ſehr wohl die ſymboliſche Bedeutung, aber auch innerhalb des Bundes wollte ſich niemand dazu bekennen, obwohl man den Betreffenden als großen Mann gefeiert hätte.

Auch ich konnte die Ehre mit gutem Gewiſſen von mir ablehnen. Es wäre nach dem Erlebnis mit der Mutter ein wohlangebrachter und ſinnreicher Akt der Auflehnung geweſen, aber mit dem Herrn Vater ſetzte ich mich auf andere Weiſe auseinander. All die Wochen ſeither verweigerte ich ihm bei den öffentlichen Begegnungen den Gruß; auch betete ich die gemeinſamen Gebete nicht mit. Die an mich geſtellten Anforderungen erfüllte ich, um meiner Mutter keine Schande zu machen, aber was davon auf ihn perſönlich kam, das war trocken und pflichtmäßig, und zu ſeinen gelegentlichen Scherzen ſah ich unbewegt mit ſtiller Feindſeligkeit. Ihm fiel mein neuerliches Verhalten ſelber auf. „Der Schattenhold iſt mir böſe“, ſagte er halb traurig, halb verdrießlich. „Nun, man muß ihm Zeit laſſen. Alles gibt ſich im

Leben.“ Auch dieſe Bemerkung hörte ich mit kaltem Geſicht an. Solange ich noch mit dieſer ſcharfen Deutlichkeit meine Mutter weinend aus dem Zimmer treten ſah, konnte ich ihm nicht wieder gut ſein.

Indeſſen wurde die Geſchichte mit dem Kreuz und den Dreiecken zu einer öffentlichen Beunruhigung. Alles ſprach darüber. Man war abends ſchon geſpannt, zu erfahren, ob morgen der Betreffende wieder dageweſen ſein werde. Von dieſem machten wir uns allmählich eine kühne, dunkle und geheimnisvolle Vorſtellung. Wir begeiſterten uns für ihn, betrachteten ihn als unſeren Sachwalter, und zitterten alle im geheimen, daß er in einer Nacht doch ergriffen werden könnte. Schon waren Patrouillen angeordnet, die, immer zu anderen Nachtzeiten, durch das Haus zu gehen hatten, aber die kommandierten Brüder trafen nie jemand, und die Zeichen waren entweder noch nicht da, oder die Tat war ſchon wieder geſchehen. Auch der Herr Vater wurde unruhig. Seine Züge nahmen einen geſpannten Ausdruck an. Gleichzeitig ſchien ihn die Sache zu ermüden und ſich ihm aufs Gemüt zu legen. Er war die Zeit ſehr ungleich, bald gewaltſam zudringend, bald enttäuſcht und ſcheltend, und er zeigte Neigung, uns die allgemeine Mitwiſſerſchaft an einem Komplott zuzutrauen.

In einer Nacht nun hatte ſich Herr Johannes ſelber vorbehalten, zu wachen; die Sache mußte jetzt zum Beſchluß kommen. Dabei ergab ſich folgendes: Herr Johannes nahm nach vollzogenem Lichterlöſchen im großen Haus Platz auf einem Polſterſeſſel unter der Uhr im Treppenhaus, die er jeden Sonntagmorgen ſelber aufzog. Sie hing links an der kleinen Wand neben dem Fenſter. Das Mondlicht fiel ſchräg in die Gänge und ins Treppenhaus hinein, aber Herr Johannes ſaß im Dunkeln. Er mußte warten bis etwa gegen zwei Uhr, ohne daß etwas anderes geſchah, als daß die Uhr über ihm die Stunden ſchlug, daß es im Haus da und dort knackte, und daß draußen ein Käuzchen ſchrie.

Die Uhr hatte eben gewarnt, da ſah Herr Johannes, daß ſich

vom oberen Stockwerk langſam aber zielbewußt eine weiße Geſtalt über die Treppe herunter bewegte. Jetzt betrat ſie den Boden, auf dem die Zimmer des Herrn Vaters und des Herrn Johannes lagen, aber ſie ging an beiden Türen vorbei und ſetzte ſtill den Abſtieg durch das Haus hinunter fort. Leiſe ſtand Herr Johannes auf, um ihr nachzugehen. Im erſten Stock wandte ſie ſich rechts nach den Lehrſälen, Herr Johannes hinterher. Doch bevor der alte Mann die Tür des großen Saales erreicht hatte, durch die ſie verſchwunden war, kehrte ſie ſchon zurück; Herr Johannes hatte eben noch Zeit, ſich in dem Rahmen einer anderen Tür zu bergen. Die Geſtalt ſchritt aufrecht in ſelbſtverſunkener, geſpannter Haltung dicht an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken.

Im Hauptgang wandte die Erſcheinung ſich links und erſtieg im vollen Mondlicht, von Herrn Johannes wie von einem Schatten aus längſtgelebtem Vorleben verfolgt, wieder die Treppe nach dem zweiten Stockwerk. Ohne umzuſehen und ohne ſich zu ſichern, mit wunderbarer Selbſtverſtändlichkeit, trat ſie dort an die Tür des Herrn Vaters, an die ſie ſorgfältig, wenn auch etwas eilig, ein großes lateiniſches Kreuz mit Kreide malte; die Kreide hatte ſie zuvor aus dem großen Lehrſaal von der ſchwarzen Tafel geholt. Mit einem Seufzer wandte ſie ſich darauf ab, ſtand einen Augenblick wie nachdenkend und ging dann auf die andere Tür zu, die ſie ausführlich mit einem verſchränkten Dreieck verſah. Als auch dies geſchehen war, trug ſie die Kreide an ihren Ort zurück. Wiederum ohne zu bemerken, daß ſie verfolgt war, ſtieg ſie nach den Knabenſchlafſälen hinauf und legte ſich, noch einmal tief ſeufzend — in mein Bett.

Am nächſten Tag fand eine Ausſprache ſtatt zwiſchen den beiden alten Männern, die unſerer Anſtalt vorſtanden, den Lehrern und den Familiengliedern des Herrn Vaters. Dieſe letzteren ſind die Erklärung dafür, daß einiges von den Verhandlungen durch die Wände und Türen bis zu uns drang, wenn auch nicht gleich. Es ſcheint dabei ziemlich bewegt zugegangen zu ſein. Der

Herr Vater soll unmutig und gereizt ausgerufen haben: „Immer nimmst du den Schattenhold vor mir in Schutz, als ob ich ihn vergewaltigen wollte. Nachgerade kannst du doch sehen, was für Früchte seine stille Hoffart trägt.“ Dann soll auch von meiner Mutter die Rede gewesen sein, deren Widerbild in meinem Verhalten gefunden wurde, aber schließlich hat man sich wohl auf eine geteilte Behandlung des Falles herbeigelassen. Den moralischen, fürsorglichen Part übernahm Herr Johannes, während der Herr Vater mit jedem Mittel in Erfahrung zu bringen suchte, was es mit diesen Sinnbildern auf sich habe. Denn auch an anderen Orten waren die Zeichen beobachtet worden, ja, in der letzten Zeit schien eine richtige Seuche um sich zu greifen; wo man hinsah, stieß man nachgerade auf Kreuze und verschränkte Dreiecke.

Drei behütete Nächte

Während ich so unbewußt der Gegenstand einer leidenschaftlichen Verhandlung und einer genauen mißtrauischen Beobachtung war, verbrachte ich einen stillen und etwas bedrückten Tag. Das fallende Laub machte mich schwermütig. An diesem Tag waren auch die Störche weggezogen; ihr Nest stand leer. Ich fühlte mich einsamer als sonst; mir war, als hätten sie mich persönlich verlassen. Auch der nächtliche Täter machte immer noch von sich reden, und alsgemach begann er mich zu beunruhigen. Ich weiß, daß ich mich zu einem Bundesmitglied äußerte: „Es wäre gut, wenn er jetzt aufhörte. Er übertreibt es und wird noch alles in Gefahr bringen.“ Damit gab man mir recht. Das Wort wurde herumgesprochen mit dem Bemerken, wenn es einer von uns sei, der solle jetzt aufhören. Aber abends, als ich mit meinen Kameraden zu Bett gehen wollte, wurde ich zu Herrn Johannes gerufen. Er erwartete mich in seinem Zimmer.

„Also, Schattenhold“, sprach er mich nach kurzem Betrachten an, „du gehst jetzt hinauf und holst dein Bettzeug herunter, Tücher,

Kissen, alles. Verstehst du? Du wirst die drei nächsten Nächte hier bei mir schlafen. — Weißt du, warum?"

Ich sah ihn überrascht an und verneinte.

„Nun, wir reden noch darüber."

Ganz bestürzt ging ich hinauf und tat zur allgemeinen Verwunderung, wie mir befohlen war. Meine Bundesbrüder, von denen einige auch hier lagen, beunruhigten sich sogleich sehr.

„Du, paß auf, das hat mit dem Ding nachts zu tun!" warnte mich einer. „Halt jetzt die Ohren steif!"

Als ich mit meinem Zeug wieder bei Herrn Johannes erschien, hatte er mir sein altes geschwungenes Sofa abgeräumt, und darauf mußte ich betten.

„Heute gehen wir nämlich einmal schlafen wie Vater und Sohn", meinte er lächelnd. „Möchtest du mein Junge sein?"

„Ja", sagte ich nach kurzem Zögern, dann aber sehr bestimmt und so, als ob ich von dieser Frage mir etwas erhoffte. Er sah mich ein bißchen überrascht an.

„Ich weiß aber immer noch nicht, ob ich dein Vater sein möchte", meinte er wie erwägend und voll heiterer Alterszweifel. „Bis jetzt habe ich jedenfalls noch keinen gefunden, der mir Stich gehalten hätte. Es wird besser sein, auch weiter allein zu bleiben. — Zieh dich jetzt aus und leg dich schlafen."

Ich gehorchte mit einer gewissen ängstlichen Geehrtheit, während er noch einmal das Zimmer verließ. Da war dieser stille, freundlich-ernste Raum mit den vielen Bildern an den Wänden, Stahlstichen von Ruinen, Landschaften, Pyramiden und fremden schönen Figuren, deren Bedeutung ich nicht verstand, und auch einige Ölgemälde waren darunter. In hellen Schränken standen Reihen von alten Büchern, nicht so große, dicke, prunkende Bände von Gottesgelehrtheit, wie beim Herrn Vater, sondern kleinere mit alten, braunen Rücken, auf denen reihenweise in leicht verblaßtem Gold Goethe oder Jean Paul zu lesen war,

auch den Namen Gottfried Keller las ich dort zum erstenmal, ebenso den des anderen Gottfried von Straßburg, Schiller, Lessing und viele neue Namen, von welchen ich mich an Storm und Heyse erinnere. Beim Fenster neben dem Bücherschrank stand gleich ein bequemer alter Ohrenstuhl, in welchem man wohl untergebracht lesen konnte, aber dazu ließ dem viel in Anspruch genommenen Mann nur die Nacht Zeit, das heißt, wenn er nicht die dummen Hefte der Brüder zu korrigieren hatte. Auf dem Schreibtisch brannte eine Petroleumlampe mit großer weißer Glocke. Zwei fremdartige Teppiche bedeckten den Boden, wie ich sie sonst noch nirgends gesehen hatte, auch nicht beim Herrn Vater; später erfuhr ich, daß es türkische waren, die er sich von der Reise für wenig Geld mitgebracht hatte.

Ich begriff, daß ein Mann in einem solchen Zimmer unangreifbar war, denn auf dem Bücherschrank fand ich neben den deutschen Namen, die ihn gleichsam schützten, noch viele fremde und sogar solche aus sehr alten Zeiten, Seneca, Plautus, Sophokles, Plutarch, Äschylus, Marc Aurelius, Sokrates, Platon, dann Buddha mit seinen Reden, Laotse, Konfuzius, daneben Dante mit der Göttlichen Komödie und den Cherubinischen Wandersmann Angelus Silesius. Sie alle sahen stark behütend auf ihn herab, verwalteten fühlbar die Geheimnisse seines Geistes und den Gang seiner Jahre, und ein großes Übel konnte ihm sicherlich nicht mehr widerfahren. Mit leichtem Herzklopfen lag ich endlich auf dem Rücken; denn so viel war mir klar, daß es damit nicht sein Bewenden haben werde. Er kehrte zurück, und nachdem er noch irgend etwas in ein Buch eingetragen hatte, schloß er dieses und wandte sich mir zu. Neben dem Sofa ließ er sich auf einen Stuhl nieder.

„Liegst du bequem?“ fragte er mich. Das bejahte ich beklommen, und er betrachtete mich noch einmal mit abwägender Sorgfalt. Zugleich erschien in seinem Gesicht eine stille Zartheit. Wahrscheinlich wurde er immer wieder die Beute der Vorstellung, von

welcher er vorhin gesprochen hatte, daß er nämlich hier als Vater seinen Sohn zu Bett gebracht habe.

„Ja, sieh mal", hob er dann zu sprechen an. „Ich bin da nämlich dem nächtlichen Unfug mit dem Kreuz und dem Doppeldreieck auf die Spur gekommen. Kannst du dir denken, wie das zustande kam?"

Ich verneinte verwundert und unruhig zugleich, denn sehr deutlich kam die Sache jetzt auf mich zu.

„Das hat ein Nachtwandler getan. Nun, einen Nachtwandler haben wir nur da in der Anstalt. — Du bist zweimal dicht an mir vorbeigegangen. Hast du mich denn nicht gespürt?"

Ich schüttelte stumm den Kopf; der übrige Körper lag starr, und mich fing sofort an zu frieren. Das mochte er bemerken. Er deckte mich väterlich noch höher zu.

„Ich frage nicht, was es mit den Zeichen auf sich hat", fuhr er dann fort. „Für meinen Teil kann ich nur raten, nicht noch weiter Wände, Mauern und Türen damit zu verschmieren. Diese Dinge sind zu ernst und bedeutungsvoll, als daß so grüne Jungen zu ihrer Kurzweil ihren Unfug damit treiben. Dann das, was dich davon angeht. Du bist ja kein so unergründliches Geheimnis, daß man sich die Sache nicht zusammenreimen könnte. Nicht wahr, wo ich durchgehe, da ist das Dreieck, und wohinter der Herr Vater sitzt, da findet man das Kreuz. — Nun, begehe auch kein Unrecht. Auch du weißt und verstehst nicht alles. Der Herr Vater hat vielleicht deine Mutter hart angefaßt. Hinter dem Herrn Vater ist solch eine Welt, und hinter deiner Mutter solch eine. Wie willst du kleiner Mensch da den Richter spielen? Ich spreche jetzt nämlich nicht mehr von deinen nächtlichen Spaziergängen, sondern von der inneren Gesinnung, die dich dazu führte."

Er machte wieder eine kleine Pause, um mir zum Nachkommen und Begreifen Zeit zu geben. Aber meine Bestürzung war so jäh, daß ich noch nichts zu denken vermochte.

„In dieſer Verfaſſung kannſt du dich als hinfälliges und pflegebedürftiges kindliches Weſen nicht auf die Dauer wohl fühlen, da ſie deinem natürlichen Zuſtand widerſpricht“, ſchloß er ernſt. „Überlaß hier der Zukunft und dem Leben die Entſcheidung. Das Schickſal richtet immer gerecht und trifft jedesmal das Richtige. Du biſt jung, kommſt friſch aus der Wiege. Der Herr Vater iſt alt und ſchwankt wie wir Betagten alle dem Grab zu. Das überdenke einmal, dann wirſt du manches in einem anderen Licht ſehen. — Weißt du jetzt, warum du drei Nächte bei mir ſchlafen ſollſt?“

Ich wußte es vielleicht mit dem Herzen, aber nicht mit dem Kopf. Der Kopf begriff nichts, und an all meinem Witz verzweifelnd, ſtarrte ich ihn noch eine Weile ſtumm an. Mir war zumute wie einem, der in den berühmten Teich Bethesda gefallen iſt und darin zu ertrinken fürchtet, anſtatt daß ihn die wunderbare Heilung ergreift. Endlich brachte ich mit größter Anſtrengung, um den verehrten Mann zufrieden zu ſtellen, ein zitterndes Ja hervor, während mir würgend und ſchmerzend die erſten Tränen in die Kehle ſtiegen. Im nächſten Moment warf ich mich haltlos aufweinend in die Kiſſen herum und ſchluchzte mir von der Seele herunter, was von Schutt und unkindlichem Groll und von vielem anderen, das ich nicht einmal dem Namen nach kannte, ſich darauf gehäuft hatte. Auch ich war ja vom Geſchlecht der Schmoller, bloß daß ich mich nie ſo ſelbſtzufrieden und achtenswert darin fand wie der Bürger Pankraz. Ich hatte auch im Grund keine Ahnung, warum ich jetzt ſo aufgelöſt darauflos heulte, und was mich dazu gebracht hatte. Ich fühlte bloß, wie langſam der Druck und die innerliche Spannung der letzten Zeit von mir wichen, und wie ich ſchwer und müde wurde, während Herr Johannes mir ſtill mit der alten ruhigen Hand den Kopf ſtreichelte. Plötzlich fiel ich mitten aus der leidenſchaftlichen Aufwallung heraus in Schlaf, der mich nach allen Aufregungen dieſes Abends und der vergangenen Tage ſo unvermittelt überfiel, daß ich die Stimme des Herrn

Johannes, die jetzt wieder leise erklang, wie im Traum hörte, ohne zu verstehen, was er sagte. Ich meinte, ich sollte noch einmal aufstehen, aber ich konnte mich nicht mehr regen. Wie verzaubert kam ich mir vor. So ist vielleicht Hypnotisierten zumute, wenn sie mit ihrem Hypnotiseur sehr glücklich sind. Die Nacht durchschlief ich tief und traumlos wie in Abrahams Schoß, und mit großer, aufrichtiger Verwunderung fand ich mich am anderen Tag da, wo ich war. Ich brauchte eine Weile, bis ich alles begriff und wieder wußte, was geschehen war. Herr Johannes war schon auf; er schien wenig Schlaf mehr zu bedürfen, und nach den daliegenden Heften der Brüder hatte er sicher schon eine Stunde gearbeitet, ehe sich diese aus den Federn machten, um ihren traurigen Morgengesang zu erheben. Auf meinen fragenden und gespannten Blick, den ich nach seinem Gesicht tat, lächelte er.

„Es ist heute nacht nichts passiert, als daß du schnarchtest wie eine Sägemühle", bemerkte er launig. „Wir wollen nun die nächste Nacht die Probe darauf machen, aber nicht aufs Schnarchen, das hast du scheint's schon lange ausprobiert. Schlaf dann einmal auf der Seite, wenn du dich daran erinnern willst."

Glücklich und auch beschämt wegen meiner leidigen Schnarcherei, die mir schon soviel Maulschellen eingetragen hatte, nahm ich mein Bettzeug zusammen und verfügte mich zu meinen sonstigen Schlafgenossen zurück.

Die folgenden zwei Abende war von den vorgefallenen Geschichten nicht mehr die Rede. Herr Johannes erlaubte mir, bei ihm etwas länger auf zu bleiben. Ich durfte seine Bücher und seine Bilder ansehen, und von drei kleinen, feuerroten Bändchen mit goldenem Aufdruck konnte ich eines in die Ecke neben dem Schreibtisch nehmen und daraus ein Märchen lesen, während Herr Johannes arbeitete. Es war die Geschichte des kalten Herzens von Hauff. Als er fertig war, mußte ich laut vorlesen, während er sich in den Ohrenstuhl setzte und sich eine kleine Pfeife stopfte. Wenn er sich wohl fühlte, so rauchte er ein bißchen, wäh-

rend der Herr Vater regelmäßig nach dem Mittageſſen zur Beförderung der Verdauung eine Zigarre verbrauchte. Über das Märchen ſprach er einiges mit mir, dann mußte ich zu Bett. Er blendete die Lampe ab, um ſeinerſeits in einem anderen Buch noch eine Stunde zu leſen. Ich lag wach und genoß das Gefühl der Geborgenheit und das liebliche Wunder, bei einem verehrten, ernſten Mann Sohn zu ſein. Das Wiſſen um die kurze Dauer des Glückes machte die Empfindungen tiefer und gab der Süße eine ſehnſüchtige Schärfe, die ein bißchen ſchmerzte und für ſpäter kleine Narben nachließ. Nach zwölf Uhr erhob er ſich, um ebenfalls ins Bett zu gehen. Er ſtellte ſeine Schuhe vor die Tür, dieſe jedoch ſchloß er nicht ab, und das verſtand ich als ein ſo großes und großherziges Zeichen ſeines Vertrauens zu mir, zu ſich und zur menſchlichen Seelennatur, daß ich mich ſelber ein für allemal geheilt fühlte. Es iſt auch tatſächlich in der Folge kein Fall von Nachtwandeln mehr bei mir vorgekommen.

Am dritten Abend konnte er nicht bei mir ſein. Es fand beim Herrn Vater eine Lehrerkonferenz ſtatt, an der er teilnehmen mußte, doch durfte ich ihn außer dem Bett erwarten und konnte im Zimmer machen, was ich wollte. Ich machte nicht viel, ſaß in dem Stuhl neben dem Schreibtiſch und las in einem Buch, das er mir hingelegt hatte, ein Grimmſches Märchen nach dem anderen. Ich war ganz verſponnen und bezaubert, als er zurück kam; ihn aber ſchien etwas zu bedrücken; wahrſcheinlich brachte er es aus der Lehrerkonferenz mit. Er fragte mich, was ich geleſen hätte, und es war eine ganze Menge.

„Biſt du müde?“ verlangte er dann zu wiſſen.

Ich verneinte.

„Wenn du willſt, ſo bleiben wir noch ein bißchen auf; es iſt doch unſer letzter Abend. Ich mache uns etwas Warmes zu trinken, und eine Kleinigkeit zu eſſen wird ſich auch finden. Du erzählſt mir dabei eines der Märchen, die du geleſen haſt, und ſo nehmen wir Abſchied.“

Er ging nun nach dem anliegenden Schlafzimmerchen, aus dem er mit einem Spirituskocher und einem Pfännchen heraus kam. In den Kocher goß er Spiritus, indeſſen ich nach ſeiner Anweiſung ein Töpfchen mit Milch und die Waſſerflaſche herbei brachte.

„Für uns beide iſt die Milch zuwenig", ſagte er. „Wir müſſen ſie ein bißchen verdünnen. Dafür können wir etwas mehr Schokolade nehmen."

„Uh, es gibt Schokoladenkaffee!" freute ich mich.

„Ihr mit eurem Schokoladenkaffee!" ſchalt er. „Entweder es iſt Kaffee, oder es iſt Schokolade. Schokoladenkaffee iſt ein Unſinn. Alſo was gibt es?"

Das wußte ich nicht zu ſagen, wenn mir der Kaffee verboten war.

„Nun, Schokolade gibt es!" Er ſteckte den Spiritus an. „Daß du mir von heute an nicht mehr Schokoladenkaffee ſagſt!"

Er ſetzte das Pfännchen auf und ging dann noch einmal ins Schlafzimmer, wo er zwei ziemlich große altmodiſche, mit Blümchen bemalte Taſſen holte, und nachher brachte er noch einen ſchwarz lackierten Kaſten mit einem großen, herrlichen Zweig blühender Kirſchen darauf, den ich ſehr bewunderte.

„Das iſt japaniſch", ſagte er. „Dergleichen können ſie. Sonſt ſind ſie Nachahmer. Wirſt du auch ein Nachahmer werden?"

Ich ſah ihn ungewiß an, denn auf dieſe Weiſe Nachahmer zu ſein, ſchien mir auch nicht wenig.

„Wirſt ſchon werden, was Gott will", vermutete er. „Nur nicht verſteigen und auch nicht in Sackgaſſen treiben laſſen mußt du dich. Für diesmal habe ich dich noch aus dem Feuer gerettet; das nächſte Mal mußt du dir ſelber helfen. Denke daran, es iſt mein Ernſt."

Die Milch kochte, und er rührte viel Schokoladenpulver hinein, ließ es noch einmal aufkochen und goß mir dann eine Taſſe ganz und die ſeine halb voll. Meine ſchob er mir zu, und in ſeine tat

er etwas Waſſer nach. Dann öffnete er die Schachtel und ſuchte mir daraus einige Stücke Kuchen und Kringel. Er ſelber aß nicht.

„Und jetzt das Märchen“, verlangte er. „Haſt du die ſieben Raben geleſen? Gut. Dann erzähle die einmal. Es wird ſich dann finden, was für ein Leſer du biſt.“

Ich fing an zu erzählen, und er hörte ſchweigend von Anfang bis zu Ende zu.

„Haſt nicht ſchlecht geleſen“, lobte er dann. „Nun, Gott helfe dir weiter. Ich kann ja dein Vater auch nicht ſein. Aber ich bitte mir aus, daß du mir dafür in der Sprachlehre Freude machſt. Was iſt das nur, daß ihr euch beinahe alle ſo dumm benehmt? Stolpert in eurer eigenen ſchönen Mutterſprache herum wie Kälber im Blumenbeet. ‚Ich ſehe. Ich hatte geſehen. Ich würde geſehen haben.‘ Iſt das denn für den Geiſt unerſteiglich, wenn man ſich ein bißchen in den Zuſtand verſetzt? Was iſt da der Zuſtand? Nun, daß man eben ſieht! Oder daß man ſchon geſehen hatte! Oder daß man unter gewiſſen Umſtänden geſehen haben würde. Es ſind zu wenig Dichter mehr unter euch jungem Volk. Nun, man muß euch verſchleißen, wie ihr ſeid, aber mich verlangt allmählich, abgelöſt zu werden. Mich müdet's unter euch.“

Wieder ſchwieg er eine Weile.

„Sieh zum Beiſpiel“, begann er dann plötzlich von den Dingen, die ihn beſchäftigten, „da hat die Sache mit den Kreuzen und den Dreiecken weite Kreiſe gezogen. Morgen kommen euch große Herren über den Hals. Ich werde nicht da ſein. Da zeigt einmal euren Charakter. Werde dann ſehen, was hinter euch ſteckt. — Die Klaſſe war in der letzten Zeit nicht ſchlecht, und die Aufführung ging auch ſonſt an. Aber Empörung iſt nie gut. Widrigkeiten des Lebens bekämpft man durch Tüchtigkeit, und nur durch Charakterkraft wird man des Lebens Herr, indem man ſeine Forderungen erfüllt.“

Nachher ließ er ſich von meiner Mutter erzählen, ſoviel ich von

ihr wußte, von meinem Vater und Elternhaus, und er hörte still zu. Auch später äußerte er sich nicht dazu.

„Du weißt jetzt, daß du mir alles erzählt hast", bemerkte er nur. „Es ist also einer da, der mehr von dir weiß als die anderen, der etwas von dir herumträgt und es vielleicht in seiner Seele bewegt. Daran kannst du denken, wenn dir manchmal etwas schwer erscheint. — Und jetzt ist es Zeit, daß du ins Bett kommst. Ein Glück, daß morgen Sonntag ist."

Die Großen im Reich Gottes

Als am anderen Morgen die Brüder wieder von des Allmächtigen Güte sangen, war von Herrn Johannes noch nichts zu sehen. Ich zog mich still an — die frische Wäsche und den Sonntagsanzug hatte ich schon gestern abend mitgebracht —, nahm mein Bett und kam droben gerade zur Sonntagmorgenzeremonie zurecht. Die Werktagszeremonie bestand darin, daß der Bruder von Bett zu Bett ging und der Trockenheit nachfühlte; von den feuchten entschied er, ob sie zugebettet werden konnten oder auf den Boden hinaus mußten. Am Sonntag mußte man zudem mit dem getragenen Wochenhemd vor ihn treten, die innere Fläche der Hinterseite ihm zugekehrt, und wem es die Woche schlecht ergangen war, der hatte die Schande, mit seinem Hemd an den Mühlbach zu gehen und es dort auszuwaschen. Es standen nachher ihrer eine ganze Reihe am Bach und riebelten. Im übrigen wußten auch schon andere, was mir Herr Johannes mitgeteilt hatte. Gestern mit dem Abendzug waren zwei sehr große Häupter im Reich Gottes angekommen, Herr Elias, der zweite Bruder des Herrn Vaters, und des letzteren Studienfreund aus der Tübinger Zeit, der jetzige sogenannte Geisterpfarrer Blumhardt aus Württemberg. Ich muß von beiden gleich den Ruf verzeichnen, der ihnen voranging.

Herr Elias hatte irgendwo in der Schweiz eine große Anstalt für gemütskranke Erwachsene; er heilte durch Gebet und fromme Exerzitien, die hauptsächlich auf die Austreibung des unreinen Geistes gerichtet waren. Am besten begriffen habe ich ihn und sein Wesen in folgender Geschichte. Da war in der Anstalt ein Ehepaar zu Besuch, dem es beim Mittagessen passierte, daß es durch das Tischlos nach verschiedenen Tischen auseinander gesetzt wurde. Zuerst lehnten sich die Leutchen dagegen auf und machten ihre Zusammengehörigkeit geltend, aber da neben dem Gebet und den Exerzitien auch das Los in hohem Ansehen stand, so ließ man an dieser vom Willen Gottes bestimmten Anordnung nicht rütteln. Mit seltsam betroffenen Gesichtern gingen die Eheleute auseinander. Während sie nun so eines ohne das andere aßen und einander aus der Entfernung erwogen, bemerkte die Frau zum erstenmal die gedrückte Stirne des Mannes, und wie unvorteilhaft er sich mit dem Handrücken den Schnurrbart aus dem Mund wischte. Der Mann seinerseits wunderte sich, was für eine scharfe Nase eigentlich die Frau hatte, und beunruhigte sich innerlich darüber, wie sie nicht bloß mit den Händen und dem Mund, sondern auch mit den Blicken aß. Nachdem sie sich nun so unter der geheimnisvollen Entwicklung des Geistes, der jenen Platz beherrschte, an ihren verschiedenen Tischen bereits ein wenig voneinander abgewöhnt hatten, begann ihnen das ernster einzuleuchten, und sie sahen den Finger Gottes darin. Aus dem wunderbaren Mißfallen aus der Ferne wurde eine innige und gedankenreiche Befremdung in der Nähe, und schließlich machte sich die Wirkung des Geistes so kräftig fühlbar, daß diese Gedanken sich zu äußern begannen, da es Gedanken der Einkehr und der Buße waren. Das Ehepaar war nämlich gar kein Ehepaar, sondern bloß ein Paar. Das einfache Mittel der Tischtrennung hatte Gott genügt, auch eine Trennung der doppelten Sündengewohnheit herbeizuführen, und von seiten des Herrn Elias, den sie später zu ihrer Unterhaltung herbeizogen, brauchte es nicht mehr viel Zuspruch, um die heilsame

Befremdung zu verlesen und die Trennung vom Tisch auch zu einer vom Bett zu machen. Dazu gelang es ihm dank der Autorität, die er bei den Leutchen unvermutet erlangt hatte, jeden Teil mit seiner verlassenen Hälfte wieder zusammenzupassen und bruchlos anzukitten, denn beide waren legitim anderweitig verheiratet, so daß er zu allem noch das Rechenkunststück fertig brachte: drei geteilt durch zwei ist zwei, denn aus drei getrennten Ehepaaren blieben zwei ganze übrig, ohne daß er jemand dafür aus der Welt geschafft hatte.

Vom Pfarrer Blumhardt ging die Rede, daß er vollends ein Teufelaustreiber sei, der mit den Geistern ungefähr in einem Verhältnis lebte, wie ein gefürchteter und populärer Detektiv mit den Gestalten der großstädtischen Verbrecherwelt. Die Nachrichten über den seltenen Mann hatten wir übrigens von unserem Herrn Vater. Pfarrer Blumhardt predigte nachts den Geistern der Verstorbenen in den Kirchen, und wehe dem, der noch sterblich war, wenn er sich in die Gesellschaft der schon Gestorbenen eindrängen wollte. Nicht kleine Gefahr lief auch der Pfarrer selber, daß durch ein solches unberufenes Eindringen die bloß durch die stärkste Glaubenskraft gebändigte, keinem Erdengesetz mehr untertänige Geistergemeinde sich gegen ihn empören und ihn zu Schaden bringen konnte.

Diese beiden Männer waren also schon seit mehr als zwölf Stunden unsere Hausgenossen, hatten wohl auch gestern der Konferenz beigewohnt, und allgemein wurde angenommen, daß wir es mit ihnen zu tun bekommen würden. Wohl war uns nicht; auch die keine Hemden auszuwaschen hatten, fanden ihre Gemütsumstände bedauerlich gedrückt. Nach dem Kaffee, den sie in der Wohnung des Herrn Vaters mit diesem getrunken hatten — am Sonntagmorgen blieb die engere Familie Cranach dem gemeinsamen Tisch fern —, bekamen wir sie auch im Hof zu sehen. Den Herrn Elias kannten wir schon mit seinem ehrwürdigen weißen Bart und seiner mäßigen Bauchwölbung; er war ungefähr so, wie

wohl unser Herr Vater gewesen wäre, wenn er hätte gehen können, schön stattlich und wohlgepflegten Leibes, und vielleicht hätte man den Herrn Vater auch weniger galligen Gemüts und etwas altersbehaglicher erfunden. Verdächtiger schien uns die hagere, langhälsige Figur des Gottesmannes aus Württemberg, und es umschwebten ihre Schwärze alle Merkmale, die nötig waren, um sie mit Mißtrauen und großer Bedenklichkeit zu betrachten. Von mir ging gleich das Wort um, die Herren müßten eigentlich die Namen tauschen. Tatsächlich sah Herr Elias weniger wie der alttestamentarische Eiferer und Himmelstürmer aus, dessen Namen er trug, als wie eine licht- und ölgesättigte reife Sonnenblume, während an dem Herrn Blumhardt gar nichts Blumiges zu sein schien, und man sich schon denken konnte, daß er eines Tages flatternd und tollkühn mit dem Feuerwagen als schwäbischer Elias dem hebräischen nach gen Himmel ratterte und knatterte.

Wenn Herr Elias zu Besuch hier war, so hielt er anstatt seines Bruders die Predigt. Wir gaben ihr den Vorzug, da sie mit viel Beispielen versehen war, aber seine Gebete schienen uns noch verfänglicher als die unseres Herrn Vaters, und vor allem waren sie viel länger und anstrengender. Eigentlich hatten wir gehofft, daß heute der Geisterpfarrer predigen würde, und wir waren bereits auf eine wilde, einigermaßen abenteuerliche und sogar ein bißchen gefährliche Sache gefaßt, aber zu unserer großen Enttäuschung predigte keiner von beiden, sondern der Herr Vater bestieg mit den Beinen der starken Brüder das Katheder und hielt eine ebenso eindringliche als vielsagende Predigt über den alten und den neuen Bund, das Judentum und das Christentum. Das Judentum stand danach auf dem halben Wege zum Heidentum, war eine niedrigere und rohe Geistesverfassung, und der Jude ein undankbarer, eigensinniger und schwer zu erlösender Mensch. Das verschränkte Dreieck bezeichnete die Synagogen, wo mit leeren Gebräuchen und vom Haß eingegebenen Spitzfindigkeiten die Zeit des Fluches, den Gott auf dieses Volk gelegt habe, bis zum Ende aller Dinge hin-

gebracht werde. Diesen Menschen sei es verwehrt, das hohe, heilige Zeichen des Kreuzes, in dem die Menschheit erlöst und befreit sei, zu verehren. Sie müßten mit scheelem, auffässigem Blick daran vorbeischleichen, und die große, fromme Christenheit sei ihnen ein ständiger stummer Vorwurf, die vornehme Obrigkeit ein Ärgernis und das Gesetz eine lästige Hinderung im Betreiben dunkler Geschäfte. Das konnte aber nur eine Einleitung sein. Die sich von uns auf geistige Meteorologie verstanden, machten sich auf noch dickeres Wetter gefaßt.

Tatsächlich wurden nach der Predigt die vier älteren Klassen der Knaben auf elf Uhr zum Herrn Vater befohlen. Dort fanden wir wieder die beiden Gottesmänner. Herr Johannes war dem Vernehmen nach verreist. Die Orgel hatte der Pfarrer Blumhardt gespielt. Ich fand sein Spiel gewitterhaft und sehr gewaltiglich; das tiefe Weben und die beseelte Kunst des Herrn Johannes war nicht darin, soviel ich hören konnte.

Im Zimmer des Herrn Vaters ließen die Freunde diesen wieder vorsitzen. Mir kam jetzt aus ihrer Haltung der Argwohn, daß sie ihn damit ehren wollten, wie zwei Größere es sich leisten können, einen Kleineren oder weniger Berühmten vorangehen zu lassen. Er setzte nun zunächst die Predigt fort, indem er das Thema uns noch näher auf den Leib spann, kam zu den besprochenen Wahrzeichen, berief die Anwendung, die man ihnen hier gegeben hatte, und forderte uns in gut zuredendem Ton auf, den Schlüssel zu unserem Geheimnis auszuliefern. Vielleicht habe sich ein Mißverständnis zwischen uns eingeschlichen, meinte er. „Ihr seid möglicherweise das Opfer von irgendwelchen Einflüsterungen", wollte er gelten lassen. „Wie soll sich die Anstaltsleitung dagegen verteidigen, solange ihr sie mit Mißtrauen betrachtet und im Verborgenen gegen sie kämpft? Was bedeutet zum Beispiel diese verschiedene Einschätzung der Personen über euch? Mich, euren Vater" — er stellte es mit zornigem Verdruß fest — „bezeichnet ihr mit dem Kreuz, Herrn Johannes mit dem jüdischen

Doppeldreieck. Macht ihr euch klar, daß ihr welche von diesen Personen tief verletzt habt, so tief, daß es ihnen vielleicht sogar schwerfallen muß, weiter mit euch zu verkehren? — Schattenhold, tritt vor!" befahl er, als sich nichts regte.

Es war mir schon vorher ziemlich klar gewesen, daß ich für die Sache noch persönlich werde einstehen müssen. Man betrachtete mich gleichsam als die Tür zum Bund. Ich trat vor.

„Das ist der Nachtwandler", bemerkte der Herr Vater gegen seine Gäste. „Sonst ein stilles, wenn auch verstocktes Kind." Zu mir gewendet sagte er: „Du brauchst nicht zu befürchten, daß ich wegen deines Somnambulismus gegen dich vorgehen werde, wenn ich mich auch mit dir über den Geist auseinandersetzen möchte, der dich dazu getrieben hat. Auch unsere Träume gehören zu unserem Seelenleben und sind sogar oft die verräterischsten Zeugnisse desselben. Wir Erzieher wissen sehr gut darin zu lesen, das laß dir wenigstens gesagt sein. Indessen hast du Zeichen angewandt, die man gleichzeitig und nachher beinahe überall fand. Wer hat sie aufgebracht, und welche Jungen sind daran beteiligt?"

Mochte das nun für uns auslaufen, wie es wollte, so war ich fest entschlossen, dicht zu halten. Im übrigen sah ich bereits voraus, daß mir die ganze Unternehmung, die er Somnambulismus nannte, unmöglich bei ihm zum Guten ausschlagen konnte. Am meisten erschreckte mich daran noch das schwüle Fremdwort, das ich irgendwie mit Buhlerei in Verbindung brachte. Aber ob ich wußte, was das war, oder nicht: an meiner Verantwortung zweifelte ich so oder so nicht.

„Von den Zeichen ist mir nichts bekannt", sagte ich daher mit echtem Kummer. „Mag ich sie gemacht haben, so geschah das im Traum. Und die andern haben sie dann nachgemacht; das ist ihre Sache."

Jetzt tat der Herr Pfarrer Blumhardt einen Schritt auf mich zu.

„Verſtockt magſt du ſein“, ſagte er, indem er mir ſeine Blicke in die Augen bohrte, „aber ſtill, wie dich der Herr Vater nannte, das biſt du nicht. Du biſt erfüllt von einer innerlich beredten, ja lauten methodiſchen Unfügſamkeit; davon zeugt jeder Zug deines Geſichtes. Unbefriedigt und phantaſtiſch, wie du biſt — man muß nur deine Augenbogen anſehen und ſich in deine träumeriſch-finſteren Blicke verſenken! —, haben dir die Dämonen nachts keine Ruhe gelaſſen, und darum ſtehſt du aus deinem Bett auf und gehſt im Haus umher wie ein unſeliger Geiſt. Dir ſteht eine ſchwere Jugend und vielleicht ein unglückliches Leben bevor mit einer ſolchen teufliſchen Einquartierung im Herzen; das laß dir einmal geſagt ſein. Aber mit jedem Bekenntnis, das du tuſt, wird dich einer von dieſen Halunken verlaſſen. Alſo gib jetzt einmal zu hören. Es wird keinem von euch etwas paſſieren; dafür ſtehe ich ein, ich, Pfarrer Blumhardt. Wenn ich einmal ein Wort geſprochen habe, ſo bleibe ich dabei. Was ſollte ſonſt aus mir werden?“

Große Feinde kann man ſich mit wenigen Worten machen; das merkte ich. Ich ſah dem Mann aufmerkſam in den lodernden Blick, und ergeben in mein Geſchick blieb ich bei meiner Ableugnung.

„Das iſt ein ſtarkes Stück Trotz!“ grollte er, während mich ſeine Augen ableuchteten wie Laternen. „Um ſolche Leidenſchaften auszuhalten, müßte man ein breiter Bengel ſein und nicht ſolch ein blaſſes Gewächs, mein Junge. Du wirſt auf dieſem Weg nicht alt werden, das glaube mir. — Mit fünfundzwanzig Jahren biſt du eine Leiche!“ herrſchte er mich an. „Und mußt vor den Richterſtuhl Gottes. Da wirſt du eine gute Poſition haben. Was? — Wie ſteht das mit den Geheimzeichen? Wer ſind deine Vertrauten?“

Ich ſchwieg. Er ſah mich noch einen Moment an wie einen Geiſt, der ihm trotzte, und wandte ſich dann ſichtbar angefochten dem Herrn Vater zu.

„Die sanften Obstinaten habe ich immer als die gefährlichsten gefunden", murrte er kopfschüttelnd. „Das Kind hat außerordentliche Gaben verliehen bekommen, aber es besteht hier dringende Möglichkeit, daß sich der Wein Gottes in Essig verwandelt. Du mußt den Jungen fest in die Hand nehmen, mußt ihm in einem besonders anstrengenden Sinn Vater werden, sonst ladest du schwere Verantwortung auf dich." Er erwähnte einige Beispiele aus der Geschichte, wo durch gute oder schlimme Taten bekannte Männer früher Nachtwandler gewesen waren, und verstummte dann plötzlich.

Der Herr Vater blickte schweigend und über die Ermahnungen seiner Person wenig erbaut vor sich hin. Herr Elias war anderer Meinung.

„Ich kann das nicht so verhängnisvoll ansehen", sagte er in der wohlbehaltenen Altmännerart, die ihm nach allen Fehden mit seinen Geistern geworden war. Er hatte es ja mehr mit republikanischen Luftwesen zu tun, und nicht mit hochfahrenden imperialistischen wie die Monarchisten oder Anarchisten des Pfarrers. „Widersetzlichkeit ist sicher vorhanden. Auch auf Hochfahrenheit deuten Kopfbildung und Blick, ja auf ausdrücklichen Hochmut; darin gehe ich sogar noch weiter als unser Freund Blumhardt. Aber ich kann mich davon nicht so persönlich beleidigt fühlen, wie er es zu tun scheint. Es ist so ein stiller, möchte sagen: selbstvergnügter Hochmut, der manchmal mit ganz guten Seelenanlagen gepaart ist. Außerordentliche Gaben kann ich auch wieder nicht erkennen. Nachtwandlerei ist noch kein Talent, und man soll solch kleine Wesen nicht gleich mit Verantwortung totdrücken. — Nun, mein Kind, du siehst, ich halte dich für einen kleinen Menschen und Mitbruder von uns, die wir uns in keiner Weise über dich erhaben fühlen. Ihr aber setzt eurem Herrn Vater einen geheimnisvollen Widerstand entgegen, durch den ihr ihm schwere Seelenleiden verursacht. Ist es nicht genug, daß Gott ihn mit dem körperlichen Leiden geschlagen hat? Ihr solltet ihm mit be-

sonders zarter Ehrfurcht entgegenkommen, denn Gott läßt seine Gezeichneten weder umsonst ehren noch umsonst kränken."

Er wartete ein bißchen, war dann aber wohl zu erfahren, um sich bei mir ebenfalls eine Niederlage zu holen, und wandte sich an den ganzen Verein.

„Also, Jungen", sagte er jovial, „nun paßt einmal auf. Wenn ihr dem Herrn Vater noch vor dem Essen mündlich oder auch schriftlich, alle oder durch einen Abgesandten, Antwort auf seine Frage gebt, so soll heute einmal die Kinderlehre ausfallen, und ihr könnt gleich in den Wald laufen. Das ist doch zu überlegen —!"

„Das geht nicht!" widersprach aber der Herr Vater in unwilligem Ton. „Kinderlehre muß sein, und für Gehorsam gibt es keine Belohnung. Die Knaben sollen bekennen, und es ist schon genug, wenn sie straffrei bleiben."

„Natürlich!" nickte der Pfarrer so grimmig, daß wir ihn alle daraufhin ansahen, ob er sich nicht über die ganze Sache lustig machte. „Wo kämen wir da hin. Auf die Kinderlehre können wir nicht verzichten. — Na, innerhalb vierundzwanzig Stunden wüßte ich alles, was ich wissen wollte!"

„Das kann ich mir denken", lachte Herr Elias ein wenig spottend. „Gotthold, gib mir den Jungen einmal auf einen Monat mit. Er scheint der Mittelpunkt dieser ganzen Verschwörung zu sein. In der Klausur wird er sich besinnen, und in der Zeit ist hier der Bandwurm ohne seinen Kopf eingegangen."

Aber auch diesem Vorschlag war der Herr Vater abgeneigt.

„Was hier gewachsen ist, muß hier ausgereutet werden", sagte er ablehnend, beinahe schroff. „Ich sehe, daß ihr auch nicht mehr wißt als ich, und das ist mir eine Beruhigung. Mehr, als der Mensch vermag, wird Gott nicht von ihm verlangen."

Damit hatte der Herr Vater sich gegen die anderen Gottesmänner behauptet, und wir wurden mit Verdacht entlassen. Betreten über diesen Ausgang, und beunruhigt über das, was darin

unentſchieden blieb, ſchoben wir uns hinaus. Bis zum Eſſen verhandelten wir noch vielerlei und mutmaßten dies und das, aber von allen Erwartungen ging wieder keine in Erfüllung. Wir wurden weder gemaßregelt noch ſonſt exerziert, und vorläufig blieb alles beim alten, bloß daß auf unſerer Seite die Zeichen verſchwanden.

Ein Nachſpiel zu dem hohen Beſuch aus Württemberg muß ich noch berichten. Unſere Magd Kathrin, eine kühne, fromme Perſon, hatte nun ſo viel über das gewaltige Beten des Gottesmannes gehört, daß ſie davon gern ſelber Ohrenzeugin geweſen wäre. Nachdem ſie bei der Predigt, die der Herr Vater gehalten hatte, ſchon enttäuſcht worden war, wollte ſie jedenfalls am Abend zu dem Ihren kommen. Sobald ſich der Geiſterpfarrer zurückgezogen und ſeine Schuhe vor die Tür geſtellt hatte, erſchien ihre tüchtige Geſtalt vor dem Schlüſſelloch. Wohl oder übel wohnte ſie den verſchiedenen Stadien der männlichen Entkleidung bei, ohne daß etwas geſchah. Da, bevor der Pfarrer ins Bett ſtieg, trat er ans Fenſter und blickte eine Weile ſtill in die Nacht hinaus. Darauf ſagte er mit einem müden Seufzer: „Lieber Gott, es bleibt wieder beim alten!“ ſchloß den Fenſterflügel — er gehörte zu den Leuten, die den eigenen Dunſt brauchen, um gut zu ſchlafen —, löſchte das Licht und ſank in die Federn. Die Magd hat ſich nachher enttäuſcht und auch etwas empört über dieſe familiären Umgangsformen gegenüber einer furchtbaren Gottheit geäußert — beſonders das Gähnen beanſtandete ſie als ungehörig — und weigerte ſich in der Folge, dem Geiſterpfarrer eine beſondere Bedeutung im Reich Gottes beizumeſſen.

War ich an jenem Sonntag wegen meiner künftigen Ungeſchorenheit zweifelnden Betrachtungen obgelegen, ſo zeigte es ſich, daß ich recht daran getan hatte. Mit friſch aufgenommener und diesmal erhöhter Hartnäckigkeit zog mich nun der Herr Vater zu ſich. Das mittägliche Leſen wurde auf ſeinem Zimmer neu eingeführt, und diesmal wehrte ich mich nicht länger. Ich hatte ihm

etwas angetan, und war damit einverſtanden, daß ich dafür büßen mußte. Benötigte er künftig einer Ordonnanz, eines Boten, eines Vorleſers, eines Briefſchreibers, ſo wurde ausſchließlich ich gerufen. Ich rückte zum perſönlichen Sekretär auf und nahm ſchließlich eine Stellung ein, die mir unbequem wurde wie ein Staatskleid, die mich zu mir ſelber in eine ſchiefe Lage brachte, und die ganz in der Tiefe den Grund legte zu neuen Handlungen und Wandlungen. Dies war anderſeits die Zeit, in welcher ich anfing, Klavierſtunden zu nehmen, was meine Ausnahmeſtellung noch mehr ſichtbar machte, denn ſolange man denken konnte, war ich der einzige, der das gefordert und bewilligt erhalten hatte. Ich hätte kein Kind ſein müſſen, wenn ich die Bevorzugung nicht auch ſtreckenweiſe genoſſen und als einen Erfolg meiner Perſönlichkeit betrachtet hätte, aber zunächſt vereinſamte ſie mich, entfernte mich von meinen Kameraden und brachte mich dort ebenfalls in den Ruf, hochfahrend zu ſein, etwas Beſſeres vorſtellen zu wollen. Gelegentlich hatte ich ſogar die Empfindung, als verlöre ich den feſten Boden unter den Füßen, und dann fing ich vielerlei an, bis ich wieder Grund fühlte. Sehr willkommen war es mir daher, durch die verſchiedenen Wortführungen vor der Behörde beweiſen zu können, daß ich meine Stellung nicht zur Untreue benutzte.

Neuntes Kapitel

Die Halbheiligen

Steiflinge, Bräutigame, Thüringer Mordhöhlen, Kaiser Karl V.

Es ist besser, ehrlich zu bekennen, daß ich den Brüdern nie grün war. Ihr gedämpftes Pietistentum, ihre Gesänge, ihre zur Schau getragene Musterhaftigkeit, die sittliche Höhe, die sie uns gegenüber fühlen ließen, obwohl sie nichts anderes waren als abgetriebene Bäcker und Buchbinder, dies alles waren Erscheinungen, die ich an ihnen nicht sehr schätzte, ja, die ich ihnen ein bißchen verübelte. Schon, daß sie die Unglücksraben waren, die uns jeden Morgen um fünf aus dem Schlaf krächzten, nahm mich gegen sie ein. Ihre Lieder waren philiströs und monoton. Sie hatten sie zwar nicht gemacht, aber sie verbesserten sie auch nicht durch ihre mühsam angelernte Kunst und ihren Korbbinderschwung. Noch heute wird es mir wind und weh, wenn ich Männergesangvereine höre, und ich denke, ich müsse wieder zu einem Tagewerk in der Armenanstalt geweckt werden.

Lächerlich war mir die Herdenhaftigkeit, in der sie immer auftraten. Junge Männer zwischen zwanzig und dreißig Jahren — welche waren noch älter — kamen einher sittsam und gemessen wie ein Töchterpensionat, machten ernste, gewichtige Mienen und führten gottselige Gespräche, oder repetierten womöglich das große Einmaleins. Ich fühlte immer sehr deutlich, daß ich in diesen Jahren etwas anderes tun würde. Nie sah man sie ein Spiel treiben. Jugendlicher Unfug, Allotria, auch erlaubter Spaß, Äußerungen von Lebensfreude waren verpönt, gehörten nicht zum Stil. Mann für Mann gaben sie sich das Ansehen von Prophetenschülern, die in die Zukunft sehen können, und uns blickten sie an, als ob ihnen all unsere Sünden bekannt wären.

Dabei wußten wir genau, wie ſauer ihren Köpfen das bißchen Wiſſenſchaft wurde, wie ſich die Lehrer mit ihnen zu plagen hatten, und wie ſcharf und ſpöttiſch ſie Herr Johannes manchmal vornahm. Im Grund wurden ſie noch geringfügiger behandelt als wir. Sie hatten genau dasſelbe auf den Tellern wie wir, kannten Freiſtunden überhaupt nicht, mußten ganz niedrige Arbeiten verrichten, zum Beiſpiel unſere Abtritte ſäubern, um Demut zu lernen mit zwei harten „t". Jeder hing mit irgendeinem Wohltäter zuſammen, der ihm dieſen geſellſchaftlichen Aufſtieg ermöglichte, und dem er in gewiſſen Abſtänden Dankbriefe zu ſchreiben hatte. Und nach beſtandenem Examen wurden ſie nach irgendeiner Hungerſtelle geſchickt, wo ſich die Füchſe und Haſen Gutenacht ſagten, um zu zeigen, wie ſie weniger Leſen und Rechnen, als Entbehren gelernt hatten.

Am unbeholfenſten waren ſie wohl im freien Umgang mit uns. Von den Katechismusſtunden ſprach ich ſchon. Sie verliefen wenigſtens nach einem gewiſſen Schema, und was gefragt werden ſollte, ſtand meiſt im Buch. Aber verlangten wir zum Beiſpiel abends nach dem Zubettgehen noch eine Geſchichte, ſo erhielten wir unter Berufung auf die Hausordnung einen trockenen Verweis, oder es kam dabei etwas heraus, wie bei dem unglücklichen Menſchen, der, um uns ſehr zum Lachen zu bringen, in der Angſt ſeines Herzens erzählte, da hätte einer einmal anſtatt allmählich allmehlig geſchrieben, und ein Anmelder habe ſeine Perſonalien mit den Worten begonnen: „Ich will Ihnen hiermit meinen Lebenslauf übermitteln." Im allgemeinen kann man ſagen: die ſteifſten und langweiligſten Brüder waren Norddeutſche, und die ungeeignetſten waren Schweizer.

Da war der Bliggli, der eine Uhrkette mit Berlocken trug und in ſeiner ganzen Art eine gewiſſe Appigkeit und Jovialität merken ließ. Sogar eine Braut ſollte er dem Vernehmen nach haben, und ich begriff daher nie recht, warum er ſich da zu uns herabließ, um ein Armenſchullehrer zu werden. Männer im Beſitz von Bräu-

ten hielt ich für eine übergeordnete Kategorie, für einen gesteiger-ten menschlichen Zustand, der alles enthielt, was man sich wün-schen konnte, Geld, Ansehen, Schönheit, Ruhm. Er trug helle Westen, lachte gern und gut, und mit seinem Ring am Finger war er eine festliche Erscheinung, für die ich dankbar war, solange er in der Anstalt weilte. Er sang mit einer hübschen, hellen Stimme das „Vreneli ab em Guggisberg" und „Wo mer si uff e Rigi cho". Der Rigi enthielt mir in der Folge immer etwas Unternehmendes, Freudeversprechendes, zu dem ich noch eine ganze Zeitlang hoffend aufsah, bis ich ihn vergaß.

Dieser Bliggli war auch ein unerschrockener Geschichtenerzähler, bei dem wir abends vollkommen auf unsere Rechnung kamen. Er trug faustdick auf, log, daß es eine Wonne war, und prahlte mit seinen Helden und für sie wie Shakespeare oder Homer. Über den Thüringer Wald erhielt ich für lange Zeit von ihm die bestimmen-den geographischen und ethnologischen Begriffe. Dieses Lokal wimmelte von Räuberhöhlen, Mörderherbergen mit versenkbaren Betten, mit Messerschächten, in die man stürzte, Zimmerdecken, die langsam herunterſanken, um einen zu erdrücken, und von blut-gierigen Hunden, die auf den Mann dressiert waren. Es war schließlich gut, daß der Lehrer, der die Nachtoberaufsicht über die Schlafsäle führte, den Unterhaltungen ein Ende machte, denn unserem Schlaf waren sie nicht zuträglich. Ich war damals ja ohnehin ein durchtriebener Nachtwandler, der beinahe jeden Abend auf der Treppe gefunden wurde oder sonstwo, wo ich nicht hingehörte.

Bei einer solchen Gelegenheit kamen mir die Brüder auch ein-mal großartig vor. Ich strich, Gott weiß wie lange schon, hemd-lings im Haus herum, als die Brüder zu Bett wollten und mich im Wandelgang fanden. Beim Erwachen sah ich mich von lauter freundlichen feurigen Männern umgeben, mit denen ich sehr gerne woanders hingegangen wäre als ins Bett. Ich wollte lange nichts davon hören, erwartete irgendeine wunderbare, meiner Erwar-

tung angepaßte Aufforderung von ihnen, etwa ins goldene Schloß oder auf den ſtrahlenden Berg, und noch beim Wiedererſteigen der Treppe war ich im Zweifel, ob ich es nicht mit Engeln zu tun hätte, die mich nur auf meinen Gehorſam prüfen wollten, um mich dann nach glücklicheren Gefilden zu entführen. Tagelang ſpürte ich noch den nächtlichen Glanz an ihren ſchmuckloſen Erſcheinungen, und erſt allmählich und unter aufrichtigem Bedauern erloſch die Viſion.

Ein anderer Schweizer Bruder hieß Schaub, und war vorher geweſen, was ſein Name noch zwei Menſchenalter früher bei uns beſagte: ein Bäcker. Er muß aber ein beſonderer Bäcker geweſen ſein, denn er konnte Klavierſpielen beſſer als die Lehrer, und wurde einmal ernſtlich gemaßregelt, weil er auf der Orgel einen Walzer losgelaſſen hatte. Er war knabenlieb und ſteckte uns zu, was er konnte. Leider konnte er nicht viel, aber einen „Mehlknollen“ aus ſeiner Suppe, den er geduckt hinter der Reihe der Brüder herbrachte, ſetzte es doch beinahe jeden Tag ab. Dieſe Gänge wurden ihm allerdings gelegt, als man ſie gewahrte. Das Brot war nie nachher ſo gut, wie zu ſeiner Zeit, als er es buk, und hatte nie ſo viele blonde „Köpfli“ und blätterige Zuſammenbackſtellen.

Ich dachte immer, er müſſe eine große Gewalt ausüben, da ihn die Lehrer beim Klavierſpielen nichts mehr lehren konnten. Dieſe Bemühungen ergaben nämlich die ſtümperhafteſten und kläglichſten Daſeinsäußerungen von allen, die wir von den Brüdern kennenlernten, und nirgends mußten ſie, um mit Obriſt, unſerem Schuhmacher, zu reden, für die Dämonen ſo faßbar ſein als bei der Verübung von Muſik. Den ganzen Tag beinahe jammerte irgendwo ein Klavier oder empörte ſich eine Geige, und die oberſte Klaſſe traktierte noch die Orgel. Im Winter hatten dieſe Fortgeſchrittenen der Reihe nach vor dem Lied der Morgenandacht ein kleines Präludium zu ſpielen. Gigantiſche Dinge erlebte man da von offen verkrachendem Steckenbleiben oder zuſammenkleiſtern-

dem Hinschleichen. Immer war die Orgel von einem geheimen Skandal umwittert, und das schlimmste war, daß fast alle dasselbe Vorspiel nahmen. Es hat da auf dem Orgelbock mancher Blut geschwitzt, der uns sonst zu zeigen bemüht war, was ein angehender Großer des Neuen Bundes ist. Man muß diese Brüder so inbrünstig mit seiner Abneigung beehrt haben wie ich, um meine schadenfrohen Genugtuungen dabei zu begreifen. Denn von allem, was diese Leute lernen sollten, und was die Lehrer konnten, schätzte ich die Musik als das Höchste, als das Symbol wirklicher geistiger Vollendung und männlicher Überlegenheit. Die Präludien, die Herr Johannes spielte, waren voller Kunst, inneren Lebens und unwiderstehlichen Flusses, atmeten eine gebändigte Kraft, eine gehaltvolle Milde und einen erfahrenen Ernst, und im Orgelspiel wurde seine gefürchtete Strenge zum innerlich erhebenden Stil. Erst da konnte man den seltenen Mann verstehen. Er war eine der Naturen, die durch die Musik ganz zugänglich werden und sich erschließen, weil hier keine Worte mehr schrecken.

Der vornehmste Bruder, den wir zu unserer Zeit hatten, war ein Mensch mit roten Lippen, einem schwarzen Bärtchen, mit dunklen Augen von starrem Ernst, und ausgezeichnet durch eine unnahbare, eindrucksvolle Feierlichkeit. Er galt als der Neffe eines in der evangelischen Welt rühmlich bekannten Mannes, der ein Waisenhaus in Jerusalem leitete, sollte dasselbe nach bei uns absolvierter Lehrzeit übernehmen, und die Sage behauptete sogar, daß er ein gebürtiges Jerusalemer Kind sei. Das war in meinen Augen nicht sein kleinster Reiz; er schien mir halbwegs mit Salomo, Jerobeam, Jesajas und dem heiligen Stier des Evangelisten Lukas verwandt. Sonst aber gehörte er in die Bremer Ecke, wo ein fadengerechtes Philisterium betrieben werden soll. Vorher war er Kaufmann gewesen, wie man sagte. Er kleidete sich wie ein Dozent der Philosophie, schwarz und peinlich sauber, und keiner von uns konnte sich rühmen, von ihm einer Aufmerksamkeit gewürdigt oder gar angesprochen worden zu sein.

Das hob er ſich wahrſcheinlich für die Kinder in Jeruſalem auf; wenn er dort alles nachholen wollte, ſo mußte er ſich ſo viel mit ihnen abgeben, daß er ſchon nach vier Wochen entſeelt zu Boden ſank.

Trotzdem faſzinierte mich ſeine Erſcheinung, und ich tat verſchiedenes, um ihm aufzufallen. Eines Sonntagmittags wandelte er ernſt und bedeutungsvoll mit einem anderen Bruder im Hof, und ich kam an ihm vorausgehüpft mit ähnlichen Beweggründen, aus denen der König David vor der Bundeslade hergehüpft war, nur daß David dem Jehova gefallen wollte, während ich es auf den Bruder Schmoller abgeſehen hatte. Dabei ſtolperte ich über eine Wurzel der Trauerweide und ſchlug ſo derb auf die Naſe, daß ich mich auf einen Moment umſonſt auf meine Perſonalien beſann. Schnell erhob ich mich aber wieder. Eigentlich, ſo war mir, hatte ich jetzt eine freundliche Herablaſſung zugut, zumal ich ihm den Scharfblick zutraute, den Grund meines Unfalls zu erraten. Er erriet aber nicht. Ärgerlich und voll unbewegten Ernſtes unterbrach er ſeine Ausführungen auf einen Moment, um mir einen Tadel zu erteilen: „Was iſt das auch für ein dummes Gehüpfe. Kannſt du nicht aufpaſſen?“ Ich ſah nun ein, daß ich mein Glück niemals bei ihm machen werde, verehrte ihn aus der Ferne weiter, verwandte aber keine Zeit mehr darauf, um ihm zu gefallen, ſo leid mir die Ausſicht tat, daß ich jetzt wahrſcheinlich nichts Näheres von ihm über die Stadt Jeruſalem erfahren werde. Aber auch die anderen, die er ſeines Umgangs würdigte, erfuhren nichts. Gefragt, wie es denn dort jetzt eigentlich ausſehe, gab er die kurze, ungeduldige Antwort: „Wie ſoll es ausſehen? Unordentlich und ſchmutzig ſieht es aus.“

Einmal hat er noch allen ein- und aufgeleuchtet, ehe er ſeinen Weg übers Waſſer antrat, um Aſien in Angriff zu nehmen. Es war ein Reformationsfeſt, und die Brüder machten eine koſtümierte Aufführung im Andachtſaal vor dem Katheder. Bruder Schmoller war Kaiſer Karl V., und er beherrſchte die ganze Szene.

Alles hielt den Atem an, wenn er den Mund auftat. Er hatte schöne, lange, gerade Beine, die in dem schwarzen Trikot außerordentlich zur Geltung kamen. Dazu das schwarze Bärtchen, die steife Trauer seines Wesens, das sich zur Darstellung der sogenannten spanischen Grandezza ganz besonders eignete: die ganze Weiberschaft der Anstalt, davon bin ich überzeugt, träumte die Nacht von ihm, und noch lange wurde er mit ehrfürchtigen Blicken verfolgt.

Zipp und Kraus

Die beiden starken Männer, die den Herrn Vater in meiner späteren Zeit zu tragen hatten, hießen Zipp und Kraus. Beide waren Schuhmacher gewesen. Sie zeichneten sich aus durch eine sozusagen besonnen stürmische Frömmigkeit, eine vorsichtig aufdringliche Rechtschaffenheit, und durch eine sorgfältig angelegte Augendienerei. Dabei unterschieden sie sich doch durch manche Züge sehr voneinander. Zipp schien durch die Bezeigung der angeführten Eigenschaften ziemlich strapaziert zu werden; er war blaß, spitz und giftig. Kraus schienen sie nicht nur nichts anzuhaben, sondern geradezu Vergnügen zu machen; er sah aus wie die leibhafte Gesundheit, hatte einen Teint wie ein vierzehnjähriger Junge, und den treuherzigen Blick eines Hundes. Übrigens machte er ständig den Eindruck, als hätte er eben gelacht und sei von Zipp zu seinem Schreck darüber betroffen worden, oder als wollte er lachen und wagte es nicht wegen Zipps sittlicher Strenge. Zipp seinerseits war durch Schweißfüße ausgezeichnet. Hatte er sich irgendwo aufgehalten, so roch man es noch nach einer Stunde.

Diese beiden Ehrenmänner führten einen stillen unterirdischen Krieg gegeneinander um die Würde des Seniors, die jeder für sich erstrebte. Als starke Naturen, die sie waren, verwickelten sie die ganze Brüderschar und sogar zum Teil die Lehrer darein.

Zipp lieferte die beſſeren Rechnungen, aber Kraus ſchrieb die formvollendeteren Aufſätze. In Religion waren ſie beide gleich gut, in der Muſik gleich ſchlecht. Zipp hielt einen Teil der Brüder durch ſeine moraliſche Unerbittlichkeit ſo in Furcht, daß ſie ſeinen Hof bildeten. Kraus gewann den übrigen Teil durch ſeine angeborene Gutmütigkeit und durch den verſchüchterten Anſatz zum Lächeln, der um ſeine Lippen zu ſpielen ſchien. Sehr hatte ihm geſchadet, daß auch er eines Tages mit dem Herrn Vater ſtrauchelte. Man war darüber einig geweſen, daß die Art, wie Zipp, ohne einen Blick hinzuwenden, ſtumm und ernſt einfach wartete, bis Kraus wieder feſtſtand, nicht der Größe entbehrte. Dagegen kam es etwas ſpäter vor, daß Kraus droben vor dem Zimmer des Herrn Vaters volle fünf Minuten auf Zipp warten mußte, obwohl ſchon die Glocke geläutet hatte; die Verſäumnis zog Zipp einen Verweis zu, den er blaß und ſchweigend hinnahm. Erſt nach einem Vierteljahr wurde bekannt, daß Zipp damals im Gebet verweilt hatte, wobei er die Glocke überhörte. War ſchon der erſtere Vorfall zu ſeinem Vorteil ausgelegt worden — Kraus vergalt beim zweiten ſeinerſeits mit ſtummem Beiſeiteblicken —, ſo machte die ſo ſpät bekannt werdende Erklärung und das vierteljährige Martyrium um ſo mehr Eindruck, und die Sache war nun eigentlich für Zipp entſchieden.

Nun war aber Zipp ein fehlbarer Menſch, und zudem beſaß er noch einen Reſt nicht im Gebet vernichteter Haſtigkeit, die ihm den klaren Blick manchmal trübte und ihn dazu verleitete, Sachverhalte falſch zu beurteilen. So war ihm der günſtige Stand ſeiner Dinge zum Beiſpiel diesmal nicht klargeworden, und er ließ ſich von ſeiner angeborenen weltlichen Eitelkeit, ſeinem Mutterwitz dazu verführen, ſeinem Glück nachhelfen zu wollen. Er nahm Krauſens Bibel in einem unbewachten Augenblick, fing eine Anzahl Fliegen und klappte ſie an etwa zwölf Stellen zwiſchen die Blätter, worauf er das heilige Buch wieder ſtill an ſeinen Ort brachte. Einige Tage ſpäter ſah er zufällig in die Bibel

ſeines Rivalen und entdeckte darin zerquetſchte Fliegen, die ganz unſtreitig in beſtimmter Abſicht, ſozuſagen nach einem Syſtem, darin verteilt waren. Als vorläufiger Senior ſeiner Klaſſe konnte er dieſe Entdeckung nicht für ſich behalten; er war verpflichtet, ſie höheren Orts zur Kenntnis zu bringen. Kraus wurde vernommen. Er ſchwieg, leugnete nichts, und wurde zu einer empfindlichen Pönitenz verurteilt. Zu Zipp ſagte er ruhig: „Ich habe die und die Strafe bekommen. Du hatteſt ganz recht, mich anzugeben.“ Zipp ſah ihn einen Moment fragend und ſehr ſcharf an, wurde um einen Schein blaſſer, ſagte aber nichts dazu.

Eine Zeitlang ſchien nun der Krieg zwiſchen den Rivalen eingeſchlafen, ja ſie ſchienen es ſogar in unauffälliger Weiſe daraufhin angelegt zu haben, einander Vorſchub zu leiſten. Jeder ging zu ſeinem Anhang und empfahl ihm den anderen zur Aufmerkſamkeit und zum Nachleben, ſo daß eine heilloſe Verwirrung und Unordnung im geheimen einriß. Niemand wußte mehr, woran er war. Alle Rollen ſchienen vertauſcht, und keiner konnte mehr dem anderen trauen. Niemand wußte, ſollte er einen blaſſen Ernſt oder ein beſcheidenes Lächeln zur Schau tragen, war es beſſer, ſich im Rechnen anzuſtrengen oder im Aufſatz zu vervollkommnen.

Zu der Zeit bereitete jeder ſeinen großen Schlag vor. Als Kraus glaubte, daß die Sympathie der Brüder für ſeine Perſon, zum Teil von Zipp ſelber gefördert, eine gewiſſe Wärme erreicht habe, nahm er einen von ſeinen eigenen Leuten ins Vertrauen und eröffnete ihm, daß nicht er, Kraus, ſondern Zipp die Fliegen in ſeine Bibel getan habe, daß er ihm aber verzeihe, ja daß er glaube, Zipp wollte bloß ſeine Demut prüfen. Er ſei ſogar davon überzeugt, daß Zipp mit dem Gedanken umgehe, dieſe ſeine Tat nächſtens ſelber zu enthüllen, und dann werde man „alles ſehen“. Natürlich redete ſich dieſe Eröffnung bei der Brüderſchaft wie der Wind herum, und die Schlacht ſtand nun wieder für Kraus und ſein nicht hervorgewagtes oder zurückgeſcheuchtes Lächeln günſtiger. Auch Kraus war ja nun ein Märtyrer. Er war ſogar der

Märtyrer einer Bosheit, zu der er geschwiegen hatte. Zwar eben das fragte sich, und manche hofften noch.

Aber Zipp hatte inzwischen seinerseits einen noch größeren Schlag vorbereitet, und in diesen wurde ich in gewisser Weise hinein verflochten. Schon lange hatte ich diesen Heiligen auf dem Kerbholz still und andächtig mit mir herumgetragen. Es kam manchmal vor, daß er bei dringenden Arbeiten einen Nachmittag in der Schusterei half, wobei er keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, mich seine moralische Überlegenheit fühlen zu lassen. Er beanstandete mein Betragen, tadelte meinen Fleiß, griff meine Leistungen an, kurz, der Heilige war mir vielfach unbequem, und da ich ihn nicht anerkannte, so hatte ich Lust, mich gegen ihn aufzulehnen. Diese Lust verdichtete sich eines Tages zu einer Tat. Seine sterblichen Punkte waren in meinen Augen seine Schweißfüße und seine preußische Staatsangehörigkeit. Bei der letzten packte ich ihn, und bald darauf ging ein Gedicht von mir um mit dem stimmungsvollen Anfang: „Es war einmal ein Preuß, der hatte Flöh und Läus!" Schweißfüße hatte er natürlich auch, und niemand konnte daran zweifeln, daß Zipp damit gemeint war.

Nun bestand bei uns eine Zeitlang die Freiheit, daß am Sonntagabend nach dem Essen Gedichte und Musik vorgetragen werden konnten; wer glaubte, etwas geben zu können, der sollte sich melden. Da aber Faulheit und Schüchternheit bei uns Jungen die hauptsächlichen Stimmungen waren, so fuhren wir fort, die betreffende Wand, dieselbe, an der man zu Pranger stand, nur zu unserer Schande zu beleben. Um diesen Bann zu brechen, und um meinen Krieg gegen Zipp zu fördern, entschloß ich mich, ein Gedicht vorzutragen, und zwar wählte ich dazu das „Lied vom Zopf" von Chamisso. Ich wollte ein- oder zweimal anstatt „Zopf" „Zipp" sagen. Zur Anmeldung mußte man sich zum Herrn Vater begeben. Ja, das sei ja ganz schön, hörte ich dort. „Aber weshalb willst du fremde Gedichte aufsagen, wo du doch selber so schöne Verse machen kannst?" Aus dem Vortrag wurde nichts, dagegen

trug man mir auf, mich bei dem Zipp zu entschuldigen und seine Verzeihung zu erbitten.

Ich war sehr niedergeschlagen, da ich mir absolut nicht vorstellen konnte, daß ich zu Zipp gehen und ihn wörtlich um Verzeihung bitten werde. Anderseits mußte ich doch den Befehl ausführen. Da half ich mir so, daß ich ein Blättchen Glanzpapier nahm, es zu einer kleinen Mappe zuschnitt, und auf die weiße Seite schrieb: „Lieber Zipp, ich entschuldige mich für das Gedicht!" Das Ganze faltete ich so zusammen, daß ich es ihm als geschlossenen Brief beim Vorbeigehen schnell in die Hand drücken konnte, was vor dem Beginn der Andacht geschah. Zipp nahm das Kunstwerkchen entgegen, und ich habe über die Sache nichts weiter gehört, hätte aber eigentlich nicht gedacht, daß er sich so billig abfertigen lassen werde. Die Erklärung dafür bekam ich erst später.

Zipp hatte nämlich seinen Triumph schon unter Dach. Und das war so vor sich gegangen. Der Herr Vater hatte ihn kommen lassen, um über eben diesen unzulässigen Fall Schattenhold mit ihm zu reden und ihm Strenge anzubefehlen.

„Herr Vater", sagte Zipp, „mir steht es nicht zu, meine weltliche Ehre zu betreiben. Wer weiß, wer diesen Schattenhold in Bewegung brachte. Ich aber hatte mir angemaßt, die Demut eines Bruders prüfen zu wollen, ja, ich klage mich an, diese Absicht nur dazu benützt zu haben, um meinen Neid und meine Scheelsucht darein zu verkleiden."

Bei diesen Worten hatte er sich auf die Knie niedergelassen und die ganze Sache mit den Fliegen gebeichtet, sich in keiner Weise geschont, und schließlich um eine ausgedehnte Strafe gebeten. Unter anderem sollte ich mich nicht bei ihm entschuldigen müssen, da er sicher auch mich durch seinen geistigen Hochmut gereizt habe. Gott allein wird wissen, was an dieser Taktik Berechnung war und was Erschütterung, durch mein Spottgedicht in Bewegung gebracht. Der Herr Vater als salomonischer Richter legte die Sache so bei, daß er erst die Brüder Zipp und Kraus einander

gegenüberstellte, und als beide sich darin überboten, sich selber unrecht zu geben, die übrigen Brüder zusammenrief. Dabei fand es sich, daß Kraus immerhin sein Martyrium von den Fliegen selbst publiziert hatte, und damit war sein Glanz hin. Zipp mußte ihn vor allen Brüdern um Verzeihung bitten, mußte ihn auf beide Wangen küssen, aber übrigens wirkte er so stark, daß auf Bitten der Brüder er nicht nur keine Pönitenz erhielt, sondern endgültig Senior wurde.

So kam es auch, daß sich Zipp mit meiner sophistischen Erklärung zufrieden gab. Dagegen stellte mich Kraus einige Tage später. Er sah traurig und mitgenommen aus, und mit einer gewissen Erbitterung in der Stimme fragte er mich: „Warum hast du nicht auch über mich ein Gedicht gemacht? Ich bin doch so gut ein Preuße wie Zipp? Was hab' ich dir zuleid getan?" Er schien dabei zu lächeln, aber seine Augen hatten einen so niedergeschlagenen Ausdruck, daß ich mich kleinlaut davonmachte. Mein Gedicht hatte Kraus ein für allemal unter Zipps Botmäßigkeit gebracht.

Weihe und Wirklichkeit

Die große Zeit der Brüder waren die Wochen und besonders die Tage des Staatsexamens, das sie in Karlsruhe zu bestehen hatten. Man muß sich die große Leistung gegenwärtig halten, die hier von den Lehrern vollbracht wurde. Schuster- und Schmiedegesellen, die von nichts eine Ahnung hatten und in den meisten Fällen noch mittelmäßige Köpfe waren, wurden in drei Jahren zu staatlich gutgeheißenen Lehrern gemacht. Ihr Examen hatten sie zu bestehen mit den ordentlichen Seminaristen, die aus der Volksschule direkt ins Seminar gekommen waren, ohne inzwischen bei der Ausübung eines Handwerks sich Schwielen an die Hände und ins Hirn anzuschaffen. Dies Handwerk war aber gerade Vorbedingung in Demutt.

Den Anstrengungen nun, die zur Heranbildung gemacht wurden, entsprach die Feierlichkeit und der still gespannte Ernst in den Zeiten des Staatsexamens und vor dem darauf folgenden Abgang der Brüder als Lehrer. Die urchristlich demokratische Absicht der Einrichtung trat dann ins volle Licht. Alle Brüder galten als vom Geist Erwählte und auf verschlungenen Pfaden zur Reichgottesarbeit Herangeführte. Ihre Anwesenheit in der Anstalt betrachtete man als das Ergebnis eines Gnadenaktes, durch den Christus, wie weiland unter den Fischern, unter modernen Handwerkern eine Wahl getroffen hatte. Ein ganz großer Begriff entfaltete sich alljährlich in diesen Tagen. Man fühlte sich, wenn man dafür Empfindung besaß, als Glied der christlichen Hierarchie. Bildnisweise trat in einem kleinen Rahmen auf diesem weltfernen Eiland die übersinnliche Welt, die hohe und fromme Ordnung des Jenseits ahnend in die Wahrnehmung. Gott selber mit der großen Verklärung seines Sohnes brach bis dicht an die Grenze unserer Wahrnehmung vor.

Die Brüder wanderten alle dahin in neuen, feierlich schwarzen Anzügen, die sie bleich und entrückt erscheinen ließen. Sie waren nun die zur Reise Gebrachten, bereit, aus dieser stillen Werdezeit als Christi Gehilfen in die Welt des Unglaubens hinauszuziehen, und ich konnte dann doch nicht anders: ich erwog sie als Helden, als furchtlose Charaktere, die ganz im geheimen an sich eben doch das Wunder erlebt hatten. Fragte ich mich, worin dies Wunder bestand, so fand ich es darin, durch den Glauben verwandelt worden zu sein zu etwas, das sie vordem nicht gewesen waren, also etwas, woran ich himmelhoch hinaufsah und das ich Objekt des Mißtrauens sicher nie erreichen würde. Die Zurückbleibenden sangen diesen Vollendeten zu: „Nun scheidest auch du mit Frieden und Ruh!“ und: „Bald ist sie hingeschwunden, die Vorbereitungszeit, die in den schwersten Stunden die größte Gnade beut.“ Beides, soviel ich weiß, Lieder Christian Heinrich Cranachs, des Begründers der Anstalt.

Sehr bewegte es, daß nun die Abgehenden nicht mehr mitsangen. Sie waren schon jenseits, waren eingesegnet und so gut wie Apostel. Der Mensch, im ganzen gesehen, ist, was er aus sich macht. Selbst diesen keineswegs immer prächtigen Gestalten verlieh der schlichte Kultus, der im Namen Jesu Christi mit ihnen getrieben wurde, einen Schimmer von Würde, heiligem Ernst und hoheitsvoller Bedeutung, der nie ganz von ihnen weichen konnte, und ich würde mich verachtet haben, wenn ich in diesen Tagen gedacht hätte: „Es sind aber doch bloß gewesene Schuster und Schneider!“ Eine Sehnsucht, ein Seufzer nach wahrhaft göttlicher Schönheit begleitete ihren Abgang jedes Jahr aus meiner Brust, und tagelang war ich noch wie dankbar gemaßregelt, weil ich etwas gefühlt hatte, was man mir mit Worten nicht sagen konnte, da Worte mein Vertrauen noch nicht besaßen.

ZWEITES BUCH

Digitized by Google

Zehntes Kapitel

Der Allerärmste

Der Gänsehirt

Zu den Unternehmungen, um Boden unter den Füßen zu behalten, gehörte meine vielbesprochene Freundschaft mit Leuenberger. Ich hätte ebensogut vornehmere Freunde haben können, zumal ich im Bund etwas zu gelten anfing. Gerade diese tiefliegende Wahl offenbart den Widerstrebungscharakter des Umganges. Leuenberger war ein sehr mittelmäßiger Schüler, groß und breit, gutmütig, still, niemand wußte etwas Nachteiliges über ihn, und er galt als zuverlässig, wenn auch schwerfällig. Zum Bund gehörte er nicht. Er fiel mir zum erstenmal auf im Verlauf seiner berühmten Geschichte mit den Gänsen und dem Schweizerwald.

Dieser Schweizerwald war für uns ein Geheimnis. Er bedeutete uns schlechthin „das andere", das Gegenüber, das Jenseits, das Symbol der Freiheit, den äußersten Vorposten der südlichen Welt, „Welt" als Gegenbegriff zu unserem Klosterleben, als Menschheit überhaupt verstanden, von welchen großen Erscheinungen wir eine ärmliche und streng bewachte Aussparung waren. Nach dem Schweizerwald zu kommen, das hätte geheißen, „hinaus" zu kommen, wie unsere Gänse eines Tages hinaus und nie mehr zurück kamen.

Die Frau Mutter war darauf verfallen, für ihren engeren Bedarf Gänse zu halten. Ich habe weder vorher noch nachher Gänse auf dem Hof gesehen. Enten watschelten zu jeder Zeit genug hinterm Stall herum und schwammen auf dem Mistkümpel, und in angemessenen Abständen erschien eine als Braten auf dem Herrentisch. Man kennt diese Hausgenossen als bequeme, vollständig domestizierbare und verfettungsfreudige Kreaturen, deren Freiheit-

ſinn reſtlos eingeht, wenn ſie nur genug zu freſſen finden. Anders die Gänſe, die eine Spur von Unbotmäßigkeit und Phantaſtik in ſich bewahren, die feinfühlige, mißtrauiſche und wachſame Vögel ſind. Wer ſie für dumm hält, kennt ſie nicht; dieſen Ruf haben ſie genau ſo zu Unrecht wie die Schweine. Dumm ſind die Hühner, und vor ihnen haben die Gänſe außerdem ihren Anſtand voraus; etwas Edles iſt an ihnen im Vergleich mit dem grauſamen und ſchäbigen Hühnervolk, und vor den Enten zeichnet ſie die Unverführbarkeit aus, da ſie nicht ſo verfreſſen ſind. In jeder Gans lebt etwas von dem Wiſſen darum, daß Schweſtern von ihr orgelnd in myſtiſchen Zügen die nördlichen Meere und Heiden überfliegen, verfolgt von der Sehnſucht aller eingefangenen und erlebnisfähigen Seelen hier unten.

Solche wenig bekannten großen Vögel ſollte alſo Leuenberger hüten. Als offenes Gemüt lebte er ſich bald ſehr mit ſeiner Aufgabe zuſammen, zumal er ſelber vom Land ſtammte und ſeine erſten Kindheitsjahre dort verbracht hatte. Seine Gänſe gingen ihm ſchließlich über alles, und er erzählte lange und tiefſinnige Geſchichten von ihnen, über die man ſich meiſtens luſtig machte. Davon nahmen ſich auch die Lehrer nicht aus. Zu mir — ich verkehrte damals in einem ganz anderen Kreis, war auch um zwei Jahrgänge jünger — kamen ſie aus dritter Hand.

Nun war es ein ſchöner, feierlicher Sommertag. Es wehte Südoſtwind, der aus dem Schweizerwald die letzten Rufe des Kuckucks herübertrug. Unter den Gänſen hatte ſich ſchon am Abend vorher eine merkwürdige Unruhe bemerkbar gemacht, und es war ſchwierig geweſen, ſie in ihren Stall zurückzubringen. Heute fingen ſie nun gleich an zu wiſpern und durcheinander zu ſprechen. Sie ſtreckten die Hälſe in die Luft, liefen mit ausgeſpannten Schwingen auseinander, kamen von neuem zuſammen und unterhielten ſich wieder. Ab und zu ſtieß eine einen erregten Schrei aus. Plötzlich fingen ſie alle zuſammen an zu ſchreien, breiteten die Flügel aus, und bevor Leuenberger begriff, was vor ſich

ging, hoben ſie ſich von der Erde, flogen mit hellem Geſchrei dem Rhein zu und ſtrichen in einem Zug über die leuchtende Waſſerbreite davon nach dem Schweizerwald hinüber.

Leuenberger ſah ihnen zuerſt ganz ſtumm und erſtaunt nach. Dann kehrte ihm das Leben zurück. Laut heulend kam er in die Anſtalt gelaufen und berichtete in der Küche, wo er die Frau Mutter fand, was ſich ereignet hatte. Die Vögel ſaßen nun ſchimmernd drüben im Uferſand; wahrſcheinlich ruhten ſie ſich — mit ſtark klopfenden Herzen, dachte ich — von ihrer Freiheitsfahrt aus. Sofort wurde der Anſtaltskahn bemannt, um die Ausreißer wieder einzuholen. Mit wachſam geſtreckten Hälſen ließen ſie ihn bis auf die Rheinmitte herankommen. Dann hoben ſie ſich von neuem auf, und man hat in der Folge nichts mehr von ihnen geſehen oder gehört.

Von da an war mir der Schweizerwald doppelt geheimnisvoll, und von dieſem Geheimnis blieb auch an Leuenberger für meine Augen etwas hängen. Man mußte nun einen anderen Wirkungskreis für ihn ſuchen, und er wurde den Feldjungen zugeteilt.

Ruhmloſe Freundſchaft

Unſere Freundſchaft begann, ich weiß nicht, wie. Er fing an, mir Birnen aus dem Feld mitzubringen, zeigte mir bei vielen Anläſſen ſeine Zuneigung, die mir bei ſeiner Aufrichtigkeit und betrübten Hilfloſigkeit im Verein mit ſeiner Körpergröße eine gewiſſe Überlegenheit zuwies, aber es ſteckten noch tiefere, zartere Werte darin. Seine geduldige Langſamkeit, ſeine brave Muskelſtärke, die er niemals mißbrauchte, ſeine ſtändige Traurigkeit als Ausdruck einer gewiſſen Beſchränktheit innerhalb der ſonſtigen überwitzigen kleinen Welt, die ihn in ſeinem Lebensgenuß kürzte und ihn viel zu wohlfeil kaufte — er iſt nachher ein ordentlicher Bauer geworden —: dies alles enthielt mir eine ſtumme Lebens-

offenbarung, die bewirkte, daß er mir nie langweilig wurde, wenn er auch einmal beschwerlich war.

Im Verlauf des letzten, besonders rauhen Winters hatte ich mir allerlei Leiden zugezogen. Ich kränkelte und kam nicht recht wieder hoch. Eine Zeitlang ging ich mit bewegungslosem Arm herum als Folge eines Anfalls von Rheumatismus, ohne daß sich jemand darum kümmerte. Dann wurde ich dem Herrn Vater auffällig durch einen üblen Geruch aus dem Mund. Wahrscheinlich hatte ich einen Magenkatarrh. Von Zeit zu Zeit litt ich an ganz furchtbaren Verstimmungen meiner Verdauungsorgane, begleitet von einem so fauligen Aufstoßen, daß ich mich selber davor fürchtete. Man hieß mich die Zähne putzen und jeden Morgen den Mund ausspülen, aber eine Bürste bekam ich nie.

Dann befielen mich plötzlich heftige Ohrenschmerzen. Ich werde eine Mittelohrerkältung gehabt haben, vielleicht war es auch eine Entzündung, jedenfalls floß das Ohr, und da ich vor Schmerzen und wahrscheinlich auch vor Fieber zu nichts zu brauchen war, so steckte man mich in die Krankenstube, wo ich die Sache im Bett ausdauern sollte. Ein Bruder tat dort Krankendienst. Zu bestimmten Zeiten brachte er das Essen, räumte das Zimmer auf, aber nachts schlief ich allein, und ein Arzt hat mich nicht zu sehen bekommen. Auch sonst kümmerte sich niemand um mich. Bloß Leuenberger war jeden Nachmittag bei mir und leistete mir Gesellschaft, brachte mir die Bücher, die ich wünschte, erzählte mir, was in der Schule geschehen war, und ließ sich seine Aufgaben von mir machen. Wir kamen einander in dieser Zeit ziemlich nahe. Sein Thema war das Geld und das andere Geschlecht.

„Zum Beispiel hier — nichts ist das hier!“ raunte er wichtig. „Weißt du, bei uns zu Hause, da ist ein kleiner See. Der hat Forellen und manchmal Hechte. Da hab' ich doch die Ziegen gehütet. Einmal ist mir eine Geiß ausgebrochen, und ich wurde aus dem Haus geprügelt in der Nacht, um sie zu holen. Wo sollte ich

ſie holen? Ich ging an den See, heulte zuerſt und rief dann eine Zeitlang nach der Geiß, und dann ſah ich ſo ins Waſſer. Da ſchien der Mond hinein, verſtehſt du. Und die Fiſche, die ſchwammen da wie in Glas, ganz ſtill und heimlich. Und als ich aufſah, ſtand die Geiß neben mir, guckte mich an wie ſo ein Geiſt mit ihren Augen, und ich fing wieder an zu heulen. Mit Heulen lief ich zu meinem Dienſtherrn zurück, und die Geiß immer meckernd hinterher. So iſt es mir gegangen. Aber jetzt wäre ich ein kleines Knechtlein, bekäme ſchon ein wenig Geld, und die großen Knechte gäben mir manchmal ein bißchen Kautabak. Und da wären Mägde. — Weißt du eigentlich, wie Mädchen beſchaffen ſind?"

Ich verneinte, und eine Zeitlang dachte er wieder nach.

„Der Knecht ſagt, ſolange man die Mädchen und Frauen nicht kennt, weiß man noch nichts vom Leben", flüſterte er träumeriſch weiter. „Die machen es erſt vollſtändig. Hier erfährt man ja überhaupt nichts. Und Geld bekommt man nicht einmal zu ſehen. Der Knecht ſagt, mit Geld kann man die Schönſte bekommen. — Warum haſt du mich neulich in die Heidenkaſſe zahlen laſſen?"

Bekümmert blickte er mir ins Geſicht.

„Warum?" fragte ich unſicher zurück. „Ich wollte nicht ſoviel auf einmal geben. — Und dir hat es ja nicht geſchadet."

Er ſchwieg.

„Sieh mal", grübelte er ſchwermütig, „ich bin hier der Ärmſte. Keinen Beſuch habe ich. Niemand ſchickt mir Geld. Seitdem ich die fünfzig Pfennige in der Hand hatte, muß ich jetzt immer an Geld denken. — Ich muß überhaupt ſoviel denken die letzte Zeit. Ich glaube, ich gehe ſchlechten Zeiten entgegen, habe viel unrechte Vorſtellungen und Wünſche. Was ſoll ich machen?"

„Sie ſagen, man ſoll beten!" bemerkte ich kleinlaut. „Weil ich dir das Geld gegeben habe, mußt du aber doch nicht ſolche Gedanken haben."

„Vielleicht. Wer weiß. Der Dümmſte in der Schule bin ich

auch, und dann noch Gedankenſünden, wie ſoll das ausgehen? Du biſt geſcheit. Wirſt einmal etwas Ordentliches werden. Und dann denkſt du nicht mehr an mich. — Wenn ich nächſtes Jahr heraus komme, ſchicke ich dir von zu Hauſe einen Berner Lebkuchen. Aber ganz ſicher. Glaubſt du nicht?"

„Du kannſt dir in meinem Platz meinen Federkaſten nehmen", ſagte ich dagegen mit gewiſſer Erregung. „Oder willſt du lieber etwas anderes? Du kannſt dir nehmen, was du willſt. Suche nur."

Als ich wieder geſund war, wurden wir eines Morgens anſtatt in die Arbeitſtube ins Feld hinaus geführt. Ein Trupp von uns ging mit den Körben voraus. Andere folgten mit den Handwagen, auf denen die Kärſte und Hauen lagen. Zum Vortrupp gehörte ich. Es war eine kühle Morgenfrühe, der Himmel, wie oft im Herbſt, noch grau verhängt, ſo daß man nicht weiß, wird es regnen, oder wird es ſich aufklären. Aber ſchon auf dem Weg hinaus begann ein ſilberner Schein im Nebel aufzugehen, und als wir auf dem Acker die anderen erwarteten, zerriß der Nebel, und blaue Stücke Himmel leuchteten zwiſchen den im Morgenwind ſchnell vorüberhuſchenden graufeuchten Nebelfetzen warm und freudig herunter. Leuenberger hatte ſich wie immer zu mir geſellt. Wir gingen ſpinnenſuchend eine Hecke ab. In den Blättern und den Spinnennetzen hing in ſchweren Tropfen die Nebelfeuchte. Auch unſere Kleider und Haare waren betaut; wenn man mit der Hand darüber fuhr, ſo glänzten ſie nachher vor Waſſer. Wir fanden viel Spinnen, rote und grüne, darunter große Kerle, die einen in die Schädelhaut biſſen, wenn man ſie auf dem Kopf unter dem Hut unterbrachte. Eine köſtliche Stille und Kraft herrſchte. Die Bäume hingen voller Äpfel. Das Kartoffelkraut ſtrömte einen ſtrengen Duft von Überreife aus.

„Du, Schattenhold", hob Leuenberger an zu ſprechen, „ich weiß jetzt, wie man im Leben vorwärtskommt. Der Knecht hat es uns geſagt. Aber man muß Mut haben." Er blickte mich ſchwermütig und mit der Sorgfalt des ſtarken Menſchen an.

„Wenn es dir ſchlecht geht, ſo mußt du beiſeitegehen und den Daumen ſo von dir ſtrecken.“ Er machte es mir vor. „Und dann mußt du dreimal feſt und ruhig ſagen: ‚Teufel beiß ab!‘ Von der Stunde an wird ſich dein Pech geben. — Hier werde ich es nie machen; es hat ja doch keinen Zweck, hier etwas zu wollen. — Nächſtes Frühjahr habe ich aber ausgelitten. Ich weiß genau, daß ſie mich nicht mehr zu ſehen kriegen. Auch nicht eine Zeile werde ich her ſchreiben.“

„Ich habe dann noch zwei Jahre!“ bedachte ich. „Ich glaube aber, die letzten Jahre ſind kürzer.“

Das beſtätigte er.

„Du mußt nur nicht dran denken“, riet er noch. „Dann geht alles am ſchnellſten vorbei. — Du, ich weiß jetzt hier eine“, teilte er mir dann mit. Seine Augen leuchteten treuherzig auf, aber zugleich ſah er ſchuldbewußt und unſicher drein, und er hatte ja auch mit einem ſolchen Geſtändnis alle Mächte dieſes Platzes gegen ſich. „Weißt du, die Marianne. — Guck ſie manchmal auch an, willſt du?“ bat er liebreich und ſchüchtern. „Und wenn du kannſt, ſo gib ihr ein gutes Wort. Sie hat nicht viel zu lachen hier. Auch an ihr hauen ſie immer herum.“

„Sie hauen an uns allen herum!“ verſetzte ich luſtlos. Er ermüdete mich heute; ich hatte einen ſchlechten Tag.

„Sei nicht ungeduldig!“ bat er. „Wir können ja nichts dafür. Welche haben noch wenigſtens ihren Charakter. Ich habe nicht einmal den.“

Ich dachte, daß er ſogar viel Charakter hätte, aber mir fehlte es gewaltig daran. Doch ich ſprach den Gedanken nicht aus, und er erwartete es auch nicht. Plötzlich ſtieß ich gereizt hervor: „Man muß hier etwas ganz anderes tun. Mädchen können uns nicht helfen. Ein Krach muß nach dem anderen kommen, bis ſie nicht mehr wiſſen, wo aus und ein. — Aber nicht einmal meine Mutter brachte mich hier heraus, und ſie iſt in Amerika geweſen. Rechne ſelber.“

Zornig nahm ich meinen Hut vom Kopf und ſchüttelte die gefangenen Spinnen über die Hecke aus. Sie liefen ſofort davon und verkrochen ſich.

„Mit dir iſt manchmal ſchwer zu reden!“ beklagte ſich Leuenberger ſeufzend. „Das kommt davon, daß du geſcheit biſt. Alle Geſcheiten ſind ſtreng.“

Die andere Abteilung war da. Auch die Aufſeher waren eingetroffen, und die Arbeit begann.

Die Marianne, von der Leuenberger ſprach, war ein großes, dunkles Mädchen, das ihm in manchen Stücken glich, ebenſo breit und ſchwerfällig, auch ſo traurig und von allen verlaſſen, und viel geſtraft gleich ihm. Wir ſprachen in der Folge mancherlei über ſie. Sie war ihm noch dadurch beſonders lieb, weil ſie gleich ihm aus dem Kanton Bern ſtammte, und zwar ebenfalls vom Land; das machte ſie ihm heimatlich. Seine ganze ſcheue und hilfloſe Sehnſucht ging nach ihrer für meine Begriffe etwas maſſigen Geſtalt. Sie ſaß in der gleichen Bankreihe mit mir auf der Mädchenſeite, nur durch den Gang von mir getrennt. Weil ſie in der Schule viel zu leiden hatte, bat mich Leuenberger vor allem, ihr da Vorſchub zu leiſten. Ich ſaß dafür bequem und tat es, wenn ich gut konnte. Sie bezeigte ſich dankbar dafür, und da ſie ſchon ſehr entwickelt war — ihr Leibchen umſpannte nicht mehr bloß kindliche Rippen —, ſo empfand auch ich etwas mehr dabei, als nur Befriedigung über meine geiſtige Überlegenheit. Es war da eine gute, geſunde, aber dumpfe weibliche Kraft beinahe auf meiner Lebensebene, und den ganzen Winter hindurch fühlte ich mich während der Schulſtunden ein wenig von ihrer Atmoſphäre umfangen.

Einmal riet ich Leuenberger, mir doch einen Zettel für ſie zu geben, aber dazu hatte er keinen Mut. Später kam er auf den Gedanken, daß ich für ihn ſchreiben und werben ſolle, aber inzwiſchen hatte ich erfahren, daß Kleiber ſie umwarb und in irgendeiner nicht näher bekannten Verbindung mit ihr ſtand. Mit ſeiner

trotzigen Stoßkraft wollte ich nicht zuſammenrennen, und unter dem Vorwand, daß das jeder ſelber machen müſſe, lehnte ich es ab. Kleiber gehörte außerdem zum Bund, was bei Leuenberger nicht der Fall war, und in der letzten Zeit bekam ich zu meiner leiſen Verwunderung in einer Weiſe, die ich nicht einmal beſtimmen konnte, eine nähere Beziehung zu dem ſchwarzen, feſten Burſchen. Erſt ſpäter ging mir die Urſache davon auf; ſie hing mit Marianne zuſammen. Dieſe neue Fühlung war mir aber zu wertvoll, als daß ich ſie aufs Spiel geſetzt hätte.

Während alſo Kleiber dem Gerücht nach bei der bloßen Anhimmelung nicht ſtehengeblieben war, verſtrickte Leuenberger ſich hoffnungslos in einem uneinträglichen Syſtem von Seufzern, Blicken, Mitteilungen und Tränen — nachgerade brach er in Tränen aus, wenn er von ihr ſprach —, und je hingebender er liebte, deſto unglücklicher fühlte er ſich in dem Zwang, wovon er ſich überall umgeben ſah, ohne ſich hinausretten zu können. Die Prügel dafür hätte er von Herzen gern hingenommen, aber er wußte nicht einmal, wie er ſie verdienen ſollte, und ich wußte es ſchließlich auch nicht. Er war ſo feinfühlig, daß er mir den Vorſchlag, Marianne an ſeiner Stelle zu ſchreiben, nicht zum zweitenmal zu machen wagte, obwohl die Bitte lange in ſeinen Augen ſtand. Aber als ich, von einer Regung der Ungeduld getrieben, es ihm einmal plötzlich ſelber anbot, unbekümmert um Kleibers zähe Wachſamkeit, ſchüttelte er traurig den großen Kopf.

„Das iſt zu gefährlich für dich", ſagte er voll zarter Fürſorge. „Und dann hätte auch ſie daran zu tragen." Doch leuchtete nun ein neuer Gedanke in ſeinen Augen auf. „Aber wenn man ihr — etwas ſchenken könnte!" meinte er leiſe. „Würdeſt du ihr das von mir geben?"

„Gib es ihr doch ſelber", ſprang ich ab. Meine Helferslaune war ſchon wieder verflogen. Immer öfter war er mir in der letzten Zeit laſtend, da ich ihm nicht mehr mit ungeteilten Gefühlen gegenüberſtand. Ich fand mich manchmal auch ihm gegenüber un-

treu, und dann wurde mir ſeine vertrauende, breite Figur zum Vorwurf.

„Was hat's auch für einen Zweck, darüber zu reden!“ ſeufzte er. „Man iſt ja ein armer Teufel. Nichts habe ich. Nun alſo. — Ich werde ihr etwas ſchenken, wenn ich einmal Geld verdiene.“

„Du kannſt meine Federſchachtel haben“, bot ich noch einmal an, aber er ſchlug ſtandhaft aus. „Oder was du willſt!“ drang ich in ihn. „Gib ihr eins meiner Bücher. Die ‚Echten und falſchen Edelſteine‘ werden ihr ſogar ſehr gefallen.“

„Laß nur!“ ſprach er mir freundlich zu, wenn auch etwas bedrückt und beunruhigt von meiner Ungleichheit. „Ich werde ſchon auch etwas finden.“

Ein Diebſtahl

Nun hatten wir da ſo ein ſchulkluges, ſchäbiges Subjekt — eben unſeren Klaſſenerſten, von dem ich zu meiner Mutter geſprochen hatte —, einen Augendiener und Muſterknaben, der aber entgegen der Anſtaltsordnung immer ein Geldbeutelchen mit etwelchem Inhalt bei ſich führte. Den Inhalt vermehrte er zielbewußt durch ſtille, zähe Schachergeſchäfte. Wo ſich ein Groſchen in einer Hand befand, da fühlte er ſich angezogen, und nach kürzeren oder längeren Bemühungen war der Groſchen als Ergebnis eines für ihn ſtets günſtig verlaufenden Geſchäftes in ſeinem Beutelchen. Von dieſem allen bekannten Beutelchen hieß es eines Tages plötzlich, daß es geſtohlen ſei. Zuerſt lachte man und dachte, das Bürſchchen wolle ſich damit wichtig machen oder verfolge ſonſt eine Abſicht. Aber ihm war es harter Ernſt. Er ſetzte eine Friſt von drei Tagen, innerhalb derer das Beutelchen wieder da ſein müſſe, im anderen Fall werde er den Diebſtahl zur Anzeige bringen. Als die drei Tage herum waren, ging er unter Hintanſetzung der Gefahr, die er ſelber dabei lief, wirklich erbitterungsvoll zum Herrn Vater und erſtattete Anzeige.

Die Nachricht: „Es iſt geſtohlen worden!“ bedeutete für uns eine unbedingte Unglücksbotſchaft. Selbſt wenn die Sache gleich herauskam, blieb doch ſo viel an uns hängen, daß es hinreichte, um uns ein paar Tage zu verderben. Aber wehe, wenn ſich die Angelegenheit in die Länge zog! Am Abend des gleichen Tages wurde das Verfahren über uns feierlich eröffnet. Es war hier Taktik, uns immer zuſammen zu nehmen; wenigſtens kam wieder ein moraliſches Exerzitium dabei heraus. Nach dem Nachteſſen teilte der Herr Vater mit, das und das ſei abhanden gekommen, und er fordere den Dieb auf, ſich nachher bei ihm auf ſeinem Zimmer einzufinden. Er machte noch darauf aufmerkſam, daß die Sühne um ſo milder ablaufen werde, je früher der Dieb ſich melde. Das Mildeſte waren acht Stockhiebe; ſoviel wußte man ſchon. Dann nahm die Abendandacht ihren gewohnten Verlauf.

Mir war, als ob ſich eine jener ſagenhaften Zimmerdecken aus den Räuberherbergen des Thüringer Waldes auf uns herniederſenkte. Der Geſang ertönte von unſerer Seite ſofort weſentlich dünner. Kleinlaut oder verſtockt vernahm man die Ermahnung des Herrn Vaters. Die meiſten plagte das widerwärtige Gefühl von Unbehagen, das beinahe alle Menſchen befällt, wenn ſie mit einem Diebſtahl oder auch bloß einer Verluſtgeſchichte befaßt werden.

Wie ſich herausſtellte, befanden wir uns nachher alle vollzählig in den Schlafſälen. Der Herr Vater hatte alſo umſonſt gewartet, und wir machten uns für morgen auf den nächſtſchwereren Grad des Verfahrens gefaßt. Verärgert nahmen ſich einige von uns bereits den Angeber vor, aber er wehrte ſich mit Nägeln und Zähnen für ſein Recht und ſeinen Beutel, und man konnte ihm zunächſt nichts anhaben.

Am anderen Vormittag wurden wir alle zum Herrn Vater beſchieden. Er ſaß in ſeinem Seſſel neben dem Schreibtiſch mit dem Blick gegen die Tür. Wir ſtanden im Hufeiſen ihm gegenüber. Er nahm zuerſt noch einmal Bezug auf die Mitteilung von geſtern.

„Der Dieb hat ſich nicht gemeldet“, ſagte er dann. „Das hat er ſich ſelber angetan. Je länger er warten läßt, deſto härter wird ſeine Strafe ſein. Der Diebſtahl iſt eines der verabſcheuungswürdigſten Vergehen. Er iſt ein Vertrauensbruch und eine Läſterung auf Chriſti Tod, und bei Verſtocktheit wird er zur Sünde wider den Heiligen Geiſt. Davor will ich den Täter bewahren, weil ich ihn liebe, wie jeden einzelnen von euch. Er ſoll hervortreten. Wir ſind alle fehlbar.“

Nichts regte ſich. Der Herr Vater wartete ſchweigend eine Weile. Er verdüſterte ſich wieder zuſehends.

„Fünf Minuten Zeit zur Beſinnung ſollen ihm und ſeinen Mitwiſſern noch gegeben ſein“, erklärte er dann unter den erſten Stößen von Unruhe und Ungeduld. „Solange bleiben wir hier ſtill beiſammen, denken unſerer Seelen und beten für den Fehlbaren. Um ſein Herz kämpfen die Engel und die Teufel. Wer ſich reinigt, kann den Kampf *fühlen*!“

Das Schweigen begann. Verdunkelt, unmutig, erzürnt blickte der Herr Vater vor ſich hin, und ich glaubte nicht, daß er betete. Er grübelte und wühlte, wie er des Diebes habhaft werden könnte. Nie ſah man ihn ſo bitter aufgebracht, ſo unzugänglich entſetzt, als wenn eine Diebſtahlsgeſchichte in der Luft hing. Er war dann krank und traurig, und dazu voll quälenden Rachebedürfniſſes. In irgendeiner neuen Weiſe geſpannt, betrachtete ich dieſe unmutsvoll vornübergeneigte Geſtalt in dem dicken, dunklen Hausrock mit den ſtets in Wolltücher verpackten Beinen, den warmen Tuchſchuhen an den Füßen und dem Samtkäppchen auf dem Kopf, dieſen zudringenden, unbefriedigten, einſamen Mann, dem ich ſo untreu war, und den ich erſt neulich wieder an Leuenberger verraten hatte. Geplagt dachte ich an meine zornmütigen Worte: „Ein Krach müßte hier nach dem anderen kommen!“, und das Gewiſſen ſchlug mir. Berühmte Beiſpiele fielen mir ein, in denen ein vertrauender Großer einen falſchen Schützling wie eine

Schlange am Buſen gehegt hatte, bis ſie ihm den Todesbiß verſetzte. Und wie er es wollte, begann auch ich erſchreckt zu beten und den Kampf der Geiſter in dieſem Zimmer zu fühlen.

Aus dem Raum nebenan ſchmetterte ein Kanarienvogel in unſere Stille hinein. Es roch leicht nach erkaltetem Zigarrenrauch. Die Bücher in den Regalen blickten würdig in Leder gebunden und mit Gold bedruckt auf uns herunter. Niemals erregten doch dieſe Werke und Folianten in mir ein Gefühl der Neugierde. Stets fühlte ich mich von ihm zurechtgewieſen oder wenigſtens daraufhin angeſehen. Die Uhr tickte langſam und mit ſchwerer Gründlichkeit; jede ihrer Sekunden hatte jetzt das Gewicht eines Schickſals und war beladen mit Schweigen und Strafandrohung. Plötzlich fiel mir der Kummer der Sünde aufs Herz. Eine dumpfe, körperwarme, ungereinigte Witterung verband mich unerwartet innig mit meinem Nachbarn links und rechts, und ich fühlte mit halb freudiger Furcht, wie mein Herz ſchon wieder vom Herrn Vater abfiel. Voll triebhafter Untreue war ich davon überzeugt, daß dieſe Empfindung nun uns alle durchdrang wie ein magnetiſcher Strom. Noch nie hatte ich mich mit den anderen Seelen und Körpern ſo eins gefunden, ſozuſagen von ihnen durchwachſen. Während ſich mein Gewiſſen weiter ängſtigte unter dieſem fordernden, in die Seele bohrenden Schweigen, erwärmte mich in der Tiefe eine wunderbare Siegesgewißheit des Blutes und eine bitterſüße Gewalt der Wünſche, in welcher ich flüchtig die ganze Zukunft meines Menſchſeins voraus ſchmeckte. Aber nur ein hellſeheriſcher Moment, und die ſtrengen Formen von Chriſti Hierarchie, in deren verborgenen Winkeln einem wir hier lebten, ſchlug wieder über mir zuſammen. Welche von unſeren Kleineren begannen nun zu heulen vor Gewiſſensangſt und Seelenbangigkeit, aber kein Sünder meldete ſich.

„Ihr ſeid alſo verſtockt und einmütig", nahm nun der Herr Vater wieder das Wort. „Macht ihr nicht mehr das Kreuz an meine Tür, ſo legt ihr es mir auf die Schultern. — Geht zu

eurer Arbeit zurück. Auf ein Mittageſſen rechnet heute nicht. Was weiter mit euch wird, hängt von euch ab."

Wir kehrten in die Arbeitſtube zurück, die anderen ins Feld und in den Garten. Der neue Aufſeher zeigte Verſtändnis für die Sachlage, indem er uns noch eine beſondere Aufgabe zudiktierte, während er eſſen ging. Die Zähne mit dem Fingernagel ausſtochernd, kam er zurück. „Na, wie hat das Eſſen geſchmeckt?" fragte er lachend. Einen guten Tauſch hatten wir mit ihm nicht gemacht; dafür war, wie es ſchien, umſichtig geſorgt worden. Hungrig und als Verbrecher kamen wir in die Schule. Ging es den anderen wie mir, ſo ſchämten wir uns ſchrecklich vor dem Lehrer, vor den Mädchen und beſonders vor Herrn Johannes. Die Schulſtunden verliefen kleinlaut, in kummervoller Aufmerkſamkeit, die von den Lehrern geſchont wurde. Herr Johannes ſchien ſogar etwas abweſend mit ſeinen Gedanken. Es war der erſte kalte Herbſttag. Der Regen ſchlug an die Scheiben. Man hatte den Ofen angeheizt. Der alte Mann blickte manchmal hinaus, ging dann ein Weilchen ſinnend den Mittelgang zwiſchen den Bänken entlang, und ſtreckenweiſe ſchien er uns ganz vergeſſen zu haben. Mehr oder weniger war das aber immer ſein Verhalten an kritiſchen Tagen, wenn mit uns umgeſprungen wurde.

Heute geſchah noch etwas Beſonderes. Man hatte das Schulzimmer ſtark überheizt, aber da uns allen der Magen knurrte, ſo wandelte keinen die Schläfrigkeit an. Nachher ſetzte ſich Herr Johannes auf das Katheder. Der Ofen ſtand nicht weit davon; man hatte dort die Wärme aus erſter Hand. Auf dem Stundenplan ſtand bibliſche Geſchichte, und zwar kam heute die Legende von dem Blindgeborenen daran, den Chriſtus heilte. Herr Johannes begann zu erzählen, während draußen weiter der Regen niederging und der kalte Herbſtwind um die Ecken pfiff, das Sinnbild eines böſen Alters, nicht des ſeinen. Wenn er erzählte, ſo ging immer einmal ſeine Hand nach der Krawatte, um zu prüfen, ob ſie noch am Ort ſei; es kam vor, daß ſie ihm herunter rutſchte. Er

trug von den niederen Umlegekragen, wie ſie auch mein Vater gehabt hatte, unter deren Ecken man die kleine Krawatte ſchob. Nun berichtete er alſo, wie der arme Blinde zum Herrn geführt wurde, und wie dieſer auf die Erde ſpuckte und einen kleinen Brei machte.

„Von dieſem Brei", legte er dar wie ſchon öfter, „nahm Jeſus etwas auf den Finger und richtete ſich wieder auf, faßte den blinden Menſchen an der Schulter und drehte ihn dem Licht zu. Mit zwei Fingern ſpannte er ihm die Augenlider auseinander, und während er ihm mit ſeinen großen, hellen Augen tief in die blinden, toten Augäpfel hineinſah" — hier nickte Herr Johannes ein bißchen und hob die Hand nach der Kragengegend —, „legte er ihm eine Krawatte an", vervollſtändigte er den Satz.

Unter vollkommener Stille auf unſerer Seite tat Herr Johannes durch etwa eine halbe oder auch eine ganze Minute einen kurzen, traumhellen Altersſchlaf. Darauf erwachte er und ſetzte ruhig ſeine Geſchichte fort.

Der Tag beſchloß für uns auf den Arbeitſtätten unter vermehrtem Druck aller Aufſeher. Das Abendeſſen wurde uns auch verkürzt; es gab nur einen Teller dünne Haferſuppe. Die Andacht war dem Fall angepaßt und ging über uns hinweg wie ein Hagelſchauer. Der nächſte Tag begann genau ſo, wie der vorige geendigt hatte. Die ganze Anſtalt war nun ſchon in das Verhängnis verſtrickt. Es herrſchte eine kranke, verdorbene Stimmung, die ſich unter uns noch als gereizte Zankſucht fortpflanzte. Das Mitleid, das viele mit uns hatten, verbeſſerte unſere Verfaſſung auch nicht. Es verletzte unſeren Stolz, zeigte uns, wie ungerecht mit uns verfahren wurde, und erzeugte bei vielen eine weinerliche Wut. Darüber verging auch der zweite Tag. Ein Mittageſſen hatten wir heute wieder nicht geſehen.

Leuenberger hielt ſich dieſe Tage noch enger als ſonſt zu mir. Er war beſonders bedrückt und ſeufzte oft. Am zweiten Abend

beim Anstehen vor dem Abtritt richtete er es so ein, daß wir als die letzten daran kamen und er mich mit hereinnahm.

„Du", sagte er dann plötzlich, aufgelöst vor Angst, „ich — habe das Portemonnaie genommen, weißt du. Es ist mir so in die Hand geraten, Herrgott! Du sagtest ja, es müssen Kräche kommen! Was soll ich tun? Weißt du mir einen Rat?"

Mir war, als ob ein Meteor vor mir in den Boden geschlagen hätte. Eine ganze Weile konnte ich nichts sagen.

„Ja, Leuenberger", erwiderte ich endlich niedergeschmettert, „da kann man nichts raten. Du mußt dich eben anzeigen. Und wenn du nicht willst, dann wird das ja auch vorbeigehen. Ewig wird er uns nicht drangsalieren."

Er sah so mit sich selber zerfallen aus, daß ich die Augen nicht von ihm brachte; so etwas hatte ich noch nie gesehen.

„Willst nicht — du mich anzeigen?" bat er mit halbgebrochenem Blick. „Ach, tu es doch. Ich will büßen. Mögen sie mich totschlagen. Aber ich bringe es nicht heraus, verstehst du. In der Zeit müßt ihr alle mit leiden."

Übernommen von seinen Gefühlen und vielleicht auch von der Mattigkeit lehnte er sich mit der Schulter an die Wand und begann zu zittern; vielleicht fror ihn auch, da er im Hemd war.

„Das kann ich nicht, Leuenberger", sagte ich. „Es wäre eine Gemeinheit, und alle würden mich verachten. — Du brauchst es ja gar nicht zu sagen. Behältst es eben für dich, und es kommt nie heraus. Das ist ja einfach."

Aber dazu traute er sich nicht die Kraft zu. Er seufzte wie ein krankes Pferd und schüttelte den schweren Kopf. Allein was sonst werden sollte, konnte er sich nicht denken. Außerdem kam nun der Bruder, um sich zu erkundigen, wo wir blieben.

„Geh nur schnell", sagte Leuenberger und schob mich hinaus. „Sonst machst du dich verdächtig."

Ich ging wie in einem bösen Traum. Dem Bruder sagte ich, ich hätte noch sitzen gemußt, und Leuenberger müsse auch sitzen.

Selber zitternd kroch ich ins Bett, und lange konnte ich nicht einschlafen. Nachdem schon der Bruder gegangen war, kam auch Leuenberger wie ein Geist lautlos an, und den Seufzer, mit dem er sich legte, hörte man durch den ganzen Saal.

Der Gerichtssonntag

Der nächste Tag war ein Sonntag, der verdorbenste Sonntag von allen sieben Jahren, die ich in der Anstalt verbrachte. Die andern fingen nun an, sich mit einem gewissen Galgenhumor in den öffentlichen Verschiß zu finden. Vom Dieb war wenig mehr die Rede; die einen gaben ihm beinahe schon recht und sympathisierten mit ihm, die anderen setzten dem Anzeiger zu, und auf den sammelte sich je länger je mehr der Verdruß der ganzen Bubenschaft; es ging ihm nicht sehr gut diesen Tag. Sonst gab es am Sonntag Kaffee und ein Brötchen. Heute fanden wir die dünne Mehlsuppe von den Wochentagen vor. Sie paßte zu unserem Aufzug; die Sonntagskleider waren uns gesperrt. Wir saßen da, blau und abgeschlissen wie die Sträflinge, während alle anderen festtäglich gekleidet waren und Kaffee und Brötchen hatten. Nach dem Kaffee — bis zur Predigt konnten wir sonntags im Hof herumgehen, durften aber keine Spiele treiben — nahm mich Leuenberger mit sich und zeigte mir in dem kleinen Schuppen, in dem die Droschke stand, über der oberen Türschwelle ein Loch mit dem Geldbeutelchen darin. Er bat mich noch einmal flehentlich, ihn anzuzeigen, versprach mir sein Vesperbrot einen ganzen Monat lang, und als ich mich wieder weigerte, begann er vor Verzweiflung zu heulen und sich zu verfluchen, sprach davon, sich aufzuhängen, und andere hätten vielleicht auch den Herrn Vater gelästert, aber das tat er nicht, dazu war er zu anständig und zu tief von seiner Verdorbenheit überzeugt. „Und ich wollte bloß etwas für Marianne kaufen!“ klagte er wie vernichtet. „Was

ſoll ſie nur von mir denken? Jetzt bin ich ein Dieb.“ Ich fühlte, wie er mit der Bitte rang, ich möchte bei ihr für ihn ſprechen, aber er vermochte ſie nicht über ſich, und was ſollte es helfen?

Die Predigt hatte einen heftigen, ſchreckenden Text aus dem Propheten Jeſaja und ließ uns wenig Ausſicht, ohne eine grundſtürzende und lebensgefährliche Verwandlung im irdiſchen Daſein glücklich und nach demſelben ſelig zu werden. Indeſſen erfüllte ſich das Haus wieder mit dem Geſtank von verdorbenem Sauerkraut, der um ſo ſtärker wurde, je länger die Predigt ſich hinzog. Der Herr Vater konnte ſich heute nicht von ihr losreißen, und während ſonſt zwiſchen ihrem Ende und dem Eſſen für eine kleine Stunde der Ergehung im Hof Platz war, fielen wir beinahe unvermittelt heute aus dem Zorn Gottes in den Zorn der Köchin. Sauerkraut gab es zwar für uns, aber kein Fleiſch, und die Suppe hatten die anderen ebenfalls — in ungewohnt konzentrierter Form und mit wahrnehmbarem Genuß — allein gegeſſen. Selbſt die Sauerkrautſchüſſel ging für uns bloß einmal herum. Kurz, über das ewige Einerlei durften wir uns heute nicht beklagen; wir erlebten lauter Überraſchungen. In der Freiſtunde hatte keiner Luſt, ein Spiel anzufangen. Wir ſtanden trübſinnig oder zornig vor und in unſeren kleinen Gärten herum, beſahen unſere letzten Aſtern, und einige Konventikel redeten nicht zu achtungsvoll vom Herrn Vater. Nun gaben ſchon alle dem Dieb recht. „Wenn er jetzt bloß noch ganz durchhält!“ ſagten ſie. Der Anzeiger hielt es für geraten, ſich auf einſamen Wegen zu ergehen.

Was uns in der Kinderlehre erwartete, konnten wir zum voraus wiſſen. Es wehte ein ſcharfer, angreifender Wind darin, der nicht nur durch die Hoſen pfiff, ſondern unſere ganze mißfällige Exiſtenz zerzauſte und zerfledderte. Herr Johannes hatte ſich wieder beurlaubt. Auch der zweite Lehrer fehlte. Herr Ruprecht mußte als der Sohn des Hauſes da ſein. Er blickte ſtill verwundert und fragend auf uns, und ſein von Natur gutes Geſicht drückte ein

aufrichtiges Bedauern aus. Die Fragen praſſelten wie Schloßen während eines Gewitters auf uns nieder, immer nur auf uns. Nicht eines der Mädchen kam heute ans Antworten. Es war ein Exerzitium, das ſogar mir manchmal ſchwindlig machte, geſchweige den kleinen Wichten und den armen Teufeln, die nirgends ſattelfeſt waren. Und wie durch ein Wunder biß ſich der Herr Vater endlich an Leuenberger feſt. Mir begann das Herz zu ſchlagen, als ich das merkte. Ich fühlte, daß hier eine geheimnisvolle Beziehung zu wirken begann. Wir waren ja alle ſo geſpannt, durchzogen von Unruhe und aufgewühlt vom Geiſt, und manche waren am Ende ihrer Tragkraft, daß die Sache nun zur Reife kommen mußte. Und wie wir ihn kannten, hatte ſich der Herr Vater ſelber durch Geſpräche mit Gott und durch Gebete, die um unſere Seelen kämpften, ſo in den Zorn dieſer Tage hineingewühlt, ſich ſo innerlich geſchärft, daß er nun imſtande war, auf die kleinſte Schwingung im Ton einer Antwort, auf ein Stocken, eine Haſtigkeit, die Regung einer Angſt einzugehen, und dort Breſche zu ſchlagen. Allen ſtand der Atem ſtill, als er in dieſer Weiſe bei Leuenberger haltmachte. Ihn ſelber überkam ein abergläubiſcher Schreck, geradezu eine Todesangſt, aus der er ſich durch eine gewaltige geiſtige Anſtrengung, um den Fragen gerecht zu werden, herauszuwinden ſuchte.

„Nehmen wir an, du haſt geſtohlen. Das können wir. Ja, du ſeieſt der Dieb des Geldbeutels. Wer hat dann die Hand auf dich gelegt?“

„Der Teufel“, antwortete Leuenberger. „Aber ich habe nicht geſtohlen!“ ſetzte er kopflos hinzu.

„Wir nehmen es ja auch nur an. Weiter: Gott zieht ſich mit allen guten Engeln von dir zurück. Du biſt ein Ausgeſtoßener, ein Verlorener. Wir nehmen ſo an. Was kann dich allein vor der ewigen Verdammnis retten?“

„Das — Geſtändnis!“ würgte Leuenberger hervor.

„Was folgt auf das Geſtändnis?“

„Die Strafe.“

„Auf die Strafe?“

„Die Erleichterung.“

„Möchteſt du auch erleichtert ſein?“

„Ich — möchte — erleichtert ſein!“ keuchte Leuenberger.

„Warum haſt du denn nicht ſchon lange geſtanden?“

„Der Teufel hatte — die Hand auf mir — —!“

„Du biſt alſo der Junge, der den Beutel geſtohlen hat?“

„Ja —!“

Er war erſchöpft und ergab ſich. Der Geiſt hatte ihn ausgeſpürt, aufgerieben und erlegt wie ein Wild. Es war ein ungeheurer Augenblick. Eine furchtbare Stille folgte dem Geſtändnis. Leuenberger ſtand da, keuchend, ſchwankend, ſchweißbedeckt. Die Augen traten ihm aus dem Kopf, und dann begann ihn ein Zittern nach dem anderen zu überlaufen. Der Herr Vater war kreideweiß geworden. Er ſah ſelber erſchöpft aus. Der Bart zitterte ihm.

„Gotthold, rege dich um Jeſu willen nicht ſo auf!“ mahnte von hinten hervor die Frau Mutter.

„Wo — haſt du den Geldbeutel?“ fragte der Herr Vater dann mit Anſtrengung. Das geſtand Leuenberger ſofort. Eine Abordnung aus zwei Brüdern wurde abgeſchickt, um das Ding zu holen. Inzwiſchen ſollte Leuenberger geſtehen, wie er dazu gekommen ſei, es zu nehmen. Das konnte er nicht ſagen; er blieb dabei, daß der Teufel die Hand auf ihn gelegt habe.

Die Brüder kamen mit dem Geldbeutelchen. Es fehlte nicht ein Pfennig darin. Nun wurden Mitſchuldige oder Mitwiſſer von ihm gefordert. Mir flimmerte es vor den Augen, aber Leuenberger blieb ſtumm. Vor die Hausgemeinde genommen, ſagte er endlich, er habe keine Helfer, und es habe auch kein anderer darum gewußt. Damit fand er jedoch keinen Glauben, ja, da er mit der Antwort gezögert hatte, legte man ihm dieſe Ableugnung trotz aller Reuebeweiſe als neuen Trotz aus.

„Wie dem nun sei", schloß der Herr Vater, „so wirst du jetzt deine Strafe bekommen, und zwar wirst du für die, die du nicht nennst, mit büßen. Um so schwerer wird deine Strafe sein, je länger du uns alle hingehalten und deine Kameraden hast mit leiden lassen."

Der Aufseher war bereits beauftragt, den Stock zu holen. Im Angesicht der Hausgemeinde mußte sich Leuenberger über einen Stuhl legen.

„Für das erstemal zwölf!" befahl der Herr Vater blaß und erbittert.

Der neue Aufseher, ein baumlanger Kerl, sonst ein kalter Schuft, den nicht einmal Ladurchs Phantastik auszeichnete, wußte bereits, was von ihm erwartet wurde. Er zog also hoch auf und schlug mit vollem Schwung zu. Leuenberger fing gleich an zu winseln. Ich hätte schreien mögen. Ich wußte nicht, wo ich mit mir bleiben sollte. Meine geistige Mitschuld war mir ja ganz klar, aber sie lag höher, war in diesem rohen Verfahren nicht unterzubringen. Die Streiche fielen in furchtbarer Langsamkeit, alle zehn Sekunden einer. Die Sekunden zogen sich zu Minuten voller Marter und Lebensnot. Die Minuten schienen Stunden zu sein. Leuenberger stöhnte und fing an zu heulen wie ein Tier. Einmal sprang er auf. Preller, der Aufseher, wartete ruhig, beobachtete ihn nur. Er blickte sich verstört im Kreis um. Seine angsterfüllten Augen suchten mich und hingen sich einen Moment an die meinen, dann wurde er still, und erschüttert legte er sich wieder auf den Stuhl, um den Rest der Streiche in Empfang zu nehmen.

Dem Verfahren schloß sich eine allgemeine ernste Ermahnung an, worauf ein Gebet und das gemeinsam gesprochene Glaubensbekenntnis die Andachtstunde abschlossen. Alsdann zogen wir unter Absingung des Liedes: „Preis und Dank dem, der die Welt befreit, der alles einst erneut!" nach dem Speisesaal hinunter, wo jeder ein Stückchen Brot und einen Apfel an seinem Platz vorfand. Ich hatte nicht gesungen, und auch andere sah ich zornig

ſchweigen. Bloß von den Mädchen ertönte wie immer der fromme Wohlklang ohne jede Trübung. Nachher konnten wir uns noch ſonntäglich anziehen. Auf dem Spaziergang ging Leuenberger lange allein, bis ich es nicht mehr aushielt und ihn aufſuchte. Zu ſagen wußte ich nichts; zu ſchmerzlich war das ja alles. Er teilte einmal beiläufig mit, die Hoſe klebe ihm an vor Blut. Heute wurde ich mit dieſer Freundſchaft nicht gehänſelt. Jeder fand mein Verhalten in Ordnung. Keiner focht ihn an wegen der Unannehmlichkeiten, die man ſeinetwegen ausgeſtanden hatte, oder zeigte ihm ſeine Verachtung, weil er doch endlich weich geworden war; man hatte ja die Aufwendung zu dieſem Ziel mit erlebt, und zudem ſah er in den nächſten Tagen einer zweiter Verprügelung entgegen.

Es kam jedoch anders. Der Herr Vater wurde infolge der erlebten Aufregung krank. Eine ganze Reihe von Tagen bekamen wir ihn nicht zu ſehen. Was ihn eigentlich betroffen hatte, blieb geheim. Vielleicht war es ein leichter Schlaganfall, in welchem er eine perſönliche Heimſuchung und Mahnung ſah. Er ließ ſich zwar nachher den Leuenberger noch einmal kommen, ſprach aber nun väterlich und menſchlich mit ihm, und Leuenberger äußerte ſich aufrichtig anerkennend über den Herrn Vater, hatte ihn jedoch ſehr ſchwach gefunden. Ein Nachſpiel hatte dieſe Geſchichte noch inſofern, als der Anzeiger, dem das Portemonnaie gehörte, in den folgenden Nächten von einer geheimnisvollen Reihe von Maulſchellen heimgeſucht wurde, deren Verabreicher nach den verſchiedenſten Richtungen in dem Dunkel verſchwanden, aus dem ſie aufgetaucht waren. Der Anzeiger hatte nicht den Mut, das ebenfalls zu melden.

Leuenberger trug ſtill und geduldig an ſeiner Schande, bis der Balſam der Zeit ſeine Wunde heilte, wurde ein braver Konfirmand voll trübſinnigen Ernſtes, und verließ die Anſtalt nicht triumphierend, wie er immer gedacht hatte, ſondern wehmütig und etwas bedrückt angeſichts des Neuen, das ſeine unvorbereitete Seele und

seinen schwerfälligen Geist draußen erwartete. Damit hielt er aber Wort, daß er von da an für die Anstaltsleitung verschollen blieb. Nur an Marianne schickte er einen Berner Lebkuchen, den sie nicht bekam. Ich sah den Kuchen einige Tage auf dem Schreibtisch des Herrn Vaters liegen. Wer ihn schließlich gegessen hat, weiß ich nicht.

Elftes Kapitel

Verschiedene Empörer

Noch mehr unglückliche Liebe

In einer Nacht geschah es mir, daß ich infolge verbotenen Genusses von Fallzwetschen wenig Ruhe hatte. Es war wohl nach Mitternacht, als ich wieder aus dem Bett mußte. Dem Zwang ferner gehorchend, hatte ich mich ziemlich lange draußen aufgehalten und kehrte ganz durchkältet zurück. Da, als ich mich meinem Schlafsaal wieder näherte, kam mir um die Ecke, die unser Gang dort machte, eine andere Gestalt entgegen. Sie stutzte, als sie mich erblickte; es brannten da die ganze Nacht einige Lämpchen, die hell genug machten, daß man alles, was in ihrem Schein geschah, zweifelsfrei unterscheiden konnte. Die Gestalt war jedoch nicht im Hemd, sondern wie ich mit Hose und Jacke bekleidet, und der nächste Blick ließ mich in ihr den zweiten Anstaltsprügelknaben, Kleiber, erkennen. Er kam von der Treppe her. Es war mir vollkommen rätselhaft, wo er gewesen sein konnte. Zuerst vermutete ich, daß er einen Raubzug nach der Speisekammer unternommen habe. Unwillkürlich wartete ich, um ihn vollends herankommen zu lassen. Als er meine Haltung erkannte, gab er es auf, sich im Schatten der Schränke verbergen zu wollen. Er ging nun entschlossen geradeaus auf mich los. „Kreuz oder Stern?" fragte er flüsternd mit heißem Blick, sobald er bei mir war. Ganz verblüfft von seiner Leidenschaft sagte ich: „Stern!" Er starrte mir noch einen Moment unruhig in die Augen, dann sagte er: „Also Stern! Das ist ein Schwur!" Und während mir die Schuppen von den Augen zu fallen begannen, erwiderte ich, nun ebenfalls in einem neuen Ton: „Es ist ein Schwur!" Drei Sekunden verharrten wir noch Auge in Auge, dann ging jeder in sein Bett.

Kleiber war nirgends anders gewesen als bei Marianne. Gott

mochte wiſſen, wo ſie ſich getroffen hatten. Als ich mich ins Bett legte, tönte mir Leuenbergers zutrauliches Schnaufen aus der Nachbarſtelle entgegen. Was für ein Kerl war doch dieſer Kleiber! Ich lag lange denkend und vergleichend wach.

Aber dieſe Marianne war ja kein glückbringendes Mädchen. Eines Tages ereilte auch den Kleiber die Kataſtrophe, nur auf eine ganz andere Weiſe, als irgend jemand denken konnte. Plötzlich war das Haus voll von Gerüchten, daß mit Marianne Zubeil irgend etwas Schreckliches geſchehen ſei. Kleiber ging herum, wie auf den Kopf geſchlagen. Vielleicht wußte er mehr als wir, aber es war nichts von ihm zu erfahren; die es verſuchten, holten ſich Abfuhren. Ganz allmählich ſickerte durch, daß ſie mit dem anderen Geſchlecht in Beziehungen geraten ſei. Wer dieſes bei ihr vertreten habe, blieb wieder lange ein Geheimnis, und auch über das Wie tappten wir vollkommen im Dunkel. Nur ich glaubte eine gewiſſe Erklärung zu beſitzen, aber ich begriff wieder nicht, daß nur Marianne gefaßt worden war, ohne daß Kleiber etwas geſchah. Vielleicht wahrte ſie ihr Geheimnis, und das war dann ein unerwartet großer Zug an ihr, den ich bereit war, zu verehren.

Kleiber befand ſich in einer auffallend ſchlechten Verfaſſung. Er aß nicht, war in der Schule unſäglich kopfſcheu, ſprach mit niemandem, ſchlug ſich mit ſeinen Gedanken einſam und finſter herum, ohne einen Vertrauten zu ſuchen, und um mich, ſeinen Mitwiſſer, machte er die Tage geradezu einen Bogen. Später kam ich dahinter, daß er ſich vor mir ſchämte. Wenn ſich aber ein Gemüt von ſeiner ſtrengen und leidenſchaftlichen Anlage mit Schämen abgibt, ſo iſt dies allemal ein Leiden. Zudem fielen die Prügel dichter auf ihn herunter als je. In der Schule, in der Arbeitſtube, beim Herrn Vater, wo er ſtand und ging beinahe, regnete es für ihn Strafen wegen Verſäumniſſen, wegen Nichtwiſſen, wegen patziger Antworten, nur nicht wegen ungenügender Arbeitleiſtungen; da ließ er ſich nie etwas nachſagen. Je ſchlimmer es aber um ihn zuging, deſto in ſich verſchloſſener und einſamer

wurde er. Auch nach Marianne ſah er nun nicht mehr. Eine Zeitlang hatte er überhaupt alle Brücken mit ſeiner Umwelt abgebrochen.

Nun pflegte der damalige Schuhputzer eine Freundſchaft mit einem anderen Mädchen, das gerade für den Monat die Reinigung des Andachtſaales hatte. Der Boden, auf dem die Schuhe geputzt wurden, ſtieß an den Saal, und ſo war Gelegenheit gegeben, ſich näher kennenzulernen und Nachrichten auszutauſchen. Von dieſer Seite her erfuhr man endlich die ganze Wahrheit. Auch unter die Weiber war einmal der Engel des Gerichtes gefahren. Eines Tages ließ die Frau Mutter ſämtliche Mädchen in die Arbeitſtube zuſammenrufen. Dort trat ſie unter ſie zunächſt mit einer ſehr ſalzigen, aber noch ganz allgemein gehaltenen Anſprache über Unkeuſchheit und anſtoßende Vergehen, und da keine wußte, auf wen ſich ſchließlich dies mächtig aufziehende Gewitter entladen werde, befiel die geſamte Schar eine große Verzagtheit und Niedergeſchlagenheit. Sie ſchwebten ſolange in Angſt, bis endlich ein Name genannt wurde: „Und nun, Marianne Zubell, tritt vor!“

Es ſtellte ſich jetzt heraus, daß ſie mit einem ſehr jugendlichen und übrigens näher nicht bekannten Vertreter des anderen Geſchlechts hinter der Kirche ſicher beobachtet worden war, und den Reſt hatte ſie ſelber freiwillig geſtanden. Wahrſcheinlich war überhaupt nichts dabei vorgekommen und die ganze Sache entſetzlich aufgebauſcht. Die Sünde wurde nun in allgemeinen Umriſſen feſtgeſtellt und darauf die Strafe vollzogen. Das fünfzehnjährige entwickelte Mädchen hatte ſich über den Stuhl zu legen, und die Frau Mutter verfuhr mit ihm in ihrer aufgeſtachelten Rachſucht genau ſo, wie Ladurch ſeinerzeit mit mir verfahren war. Hiebe auf das Kleid oder das Hemd genügten nicht, ſie mußten auf bloßes Fleiſch fallen. Die große Überraſchung war aber, daß nach aller Wahrſcheinlichkeit der junge Menſch, mit dem man Marianne geſehen hatte, nicht Kleiber war. Er gehörte überhaupt, wie es ſchien,

nicht zu unserer Anstaltsgemeinde, sondern war ein Kirsauer oder Ratmatter Katholik.

Es war ein zerstörender Schlag für Kleiber. Solange er den Trost hatte, dann und wann mit dem großen Mädchen als seiner Schicksalsgenossin zusammen zu kommen, war ihm hier manches erträglicher erschienen, hatte man ihn vielfach heiterer und zugänglicher gefunden. Nun trat er in einen schlimmen, dunkeln Winter ein, in einen Winter voller Verlassenheitsgefühle, Auflehnung, Groll, Scham und neuer Niederlagen vor den Lehrern und Preller, der seltsamerweise wie von einem mystischen Zirkel ergriffen immer mehr in Ladurchs Tradition ihm gegenüber einschwenkte. Es war wie ein Verhängnis, als ob er selber die Menschen dazu reizte.

Leuenberger, der damals noch in der Anstalt war, machte das alles still und voll besorgter Traurigkeit mit. Nie ließ er ein ungutes Wort gegen das Mädchen hören, und solange sie noch an diesem Platze lebte, umgab er sie, im Gegensatz zu Kleiber, für den sie nicht mehr vorhanden zu sein schien, mit seinen guten und treuen Blicken. Ich dachte manchmal, er müßte Treuenberger heißen. Zwischen ihm und mir bestand in der Zeit eine unausgesprochene wehmütige Entfremdung, die uns seltener zusammenkommen ließ. Ohnehin hatte er als Konfirmand seine abgelegenen neuen Kreise, und dann machte ich ja die Affäre Marianne nicht an seiner, sondern an Kleibers Seite mit.

Das unglückliche Mädchen jedoch trieb die damit einsetzende verschärfte Fürsorge der Anstaltsmutter bis in das Besserungshaus Tüllingen, dessen Prügelpädagogik im ganzen Land bekannt war. Später hörte man, daß eine Basler Frau es von dort zu sich genommen habe, um im weiteren einen gutwilligen, vertrauenswürdigen Hausgenossen aus ihm zu entwickeln. Wohl fühlte es sich auch dort nicht, und eigentlich brauchbar schien es nie werden zu wollen. Bis es dann auf sein eigenes, inständiges Verlangen aufs Land zu einer verwitweten Bäurin kam, und dort begann es

äußerlich und innerlich aufzuleben, brachte Tugenden und Vorzüge ans Licht, von denen vorher niemand eine Ahnung gehabt hatte, und mit dem jungen Mannsvolk bekam es nicht mehr zu tun als jedes andere Mädchen auch. Heute iſt es Frau Leuenberger und ſelber eine Bäurin, wenn auch, ſoviel ich weiß, nur mit zwei Kühen und einigen Ziegen geſegnet, aber ſie können ſich vermehren, denn auch Leuenberger hat es mit ihr getan.

Es iſt vielleicht ein Geheimnis der weiblichen Natur, wie Frauen, die ihre Kinder doch auch nicht aus bitterer Chriſtenpflicht empfangen, und ſchon ihre Männer nicht aus unüberwindlicher Enthaltſamkeit geſucht und geheiratet haben, ihre eigene Jugend und Art nicht nur ſo vergeſſen, ſondern ſie bei anderen mit rachſüchtiger Entrüſtung bemerken und ſogar mit ausdauernder, tätiger Feindſchaft verfolgen können. Bei Männern iſt dergleichen ſeltener.

Ein Frühlingsgewitter

Indeſſen auch dieſer Winter ging vorbei. Er wurde dadurch einigermaßen ausgezeichnet, daß ein ehemaliges Demutter Mädchen, das es bis zur Kammerfrau bei der Kaiſerin gebracht hatte, uns dies Jahr den Schmuck vom abgeräumten allerhöchſten Chriſtbaum zuwandte. Es bekam jeder und jedes ſeinen kleinen Gegenſtand aus Marzipan, Zucker, Schokolade und ſo weiter, und dafür hatte man einen Dankbrief abzufaſſen, deſſen Umrahmung dem beſten Ornamentenzeichner zufiel, der ich nicht war; dagegen wurde mir die Abfaſſung des Textes übertragen. Ich faßte ihn in Verſe. Vielleicht befinden ſie ſich noch irgendwo im ehemaligen kaiſerlichen Archiv.

Einen anderen hohen Beſuch, ebenfalls von einem ehemaligen Demutter Pflegekind, bekamen wir in Geſtalt einer berühmten Sängerin; ich bin nicht ſicher, daß es nicht die Welti-Herzog war. Der Herr Vater, um uns einen Begriff davon zu geben, daß man

es auch als Demutter Kind in der Welt zu Glanz und Ruhm bringen könne, ließ uns zusammenrufen; die Sängerin war bereit, sich vor uns hören zu lassen. Wir mußten uns im Treppenhaus aufstellen, das am besten den akustischen Verhältnissen entsprach, die sie von den Bühnen her gewöhnt war. Sie selber trat in die Tür des Herrn Vaters, die mit beiden Flügeln weit offenstand, und ließ ihre Kunst spielen. Das ganze große Haus füllte sich mit ihrer Stimme, klang und dröhnte, daß uns die Köpfe davon erbrausten, aber eigentlich schön fanden wir das nicht. Wir lobten uns unseren eigenen Gesang, der fein säuberlich die Skalen auf und nieder wandelte, und diese heiße Seelentemperatur verstanden wir überhaupt nicht. Man darf sagen, daß die berühmte Diva sich bei uns eine richtige Niederlage holte, wenn sie auch nicht in die Blätter kam. Da aber niemand bei uns zischte, so ist es möglich, daß sie es überhaupt nicht merkte.

Der Winterausgang brachte dann noch die Nachricht vom Tod des alten Heldenkaisers Wilhelms I. In unserem Torbogen war die Depesche angeschlagen, und wir gingen alle still hin, um sie zu lesen. Jedem war, als hätte er den leiblichen Vater verloren. Auch ich stand vor dem angeklebten Blatt Papier und suchte mir über die Tragweite der Anzeige ein Bild zu machen. Sicherlich begann nun eine neue Zeit; soviel fühlte ich. Irgendein tiefer Schein in meiner bisherigen Welt war plötzlich erloschen. Daran, daß er nun verschwunden war, merkte ich erst, daß er Verhältnisse und Dinge umschimmernd sich in meinem Leben befunden hatte. Ich bewegte mich in der Altersiage, in der bereits die ersten nüchtern kahlen Streiflichter aus der sogenannten Wirklichkeit einfallen und die Kerzen der allerfrühsten Jugend langsam, eine nach der anderen, zu erlöschen beginnen. Die Generation der Greise, die uns bisher noch, von ihren Glorien oder Schicksalsgeheimnissen umwoben, auf diesem Stern Gesellschaft geleistet hat, tritt Mann um Mann ab, und wir bleiben mit der nächsten allein, an der noch keine Poesie hängt, die mit ihrem Willen und

Fordern ungemildert ſchaltet. Kältere Luft weht da, und eben deren ein Stoß war es, den ich im Torbogen ſtehend ahnungsweiſe fühlte.

Es war ein friſcher Vorfrühlingstag. Noch roch es nach Schnee, und der Oſtwind machte abends die Pfützen gefrieren. Weihnachten lag weit zurück und Oſtern noch weit voraus. In einer gewiſſen Ratloſigkeit befangen ſchaute ich aus dem Tor, als ich da, etwa zwanzig Schritte aufwärts auf der Straße nach dem Bahnhof zu, Kleibers kurze, feſte Geſtalt ſtehen und unverwandt nach den Hügeln blicken ſah. Er ſchien ganz verſunken, machte den Eindruck, als hätte er Ort und Zeit vergeſſen, und auch die Pfeife des Aufſehers, die jetzt im Hof drin ertönte, ſchien er zu überhören. Ich wußte nicht, warum, aber er ging mir nahe, und unwillkürlich rief ich ihn an. Beinahe hatte es ausgeſehen, als wollte er ſich auf eigene Fauſt die Straße hinauf in Bewegung ſetzen. Jetzt fuhr er leicht zuſammen. Dann wie erwachend und unwillig drehte er ſich um.

„Was iſt?“ Er ſah verwirrt und unſicher aus.

„Es hat gepfiffen!“ ſagte ich; ohne zu wollen, dämpfte ich etwas meine Stimme. Er blickte mich ſuchend an.

„Ach ſo!“ machte er dann. „Iſt ſchon gut. Hab' es auch gehört. Oder denkſt du, ich hätte es nicht gehört?“ ſuchte er darauf zu lachen. Als ich nichts dazu ſagte, wurde er wieder ernſt. Still ging er mit mir in den Hof zurück. „Ich wollte doch einmal ſehen, wie es tut, allein da draußen zu ſtehen“, teilte er wie erklärend noch mit.

Der Winter hatte für mich viel Stubenhockerei gebracht. Ewig wurde ich angefordert. In der Arbeitſtube ſah man mich kaum mehr. Schrieb ich nicht Briefe für den Herrn Vater, ſo mußte ich ihm leſen. Dazwiſchen verlangte mich Herr Johannes zum Orgeltreten. Ab und zu wechſelte er ein gleichmütiges oder nur ganz im geheimen bedeutungsvolles Wort mit mir. „Biſt bleich!“ ſagte er einmal zu mir. „Kommſt zuwenig heraus. — Haſt denn

einen guten Appetit?" fragte er noch scherzend. Und als ich sagte: „Ja!" lachte er leicht. „Dann ist ja alles noch gut! Paß nur auf, daß dir das nie vergeht. Morgen zieht ihr auf Maikäfer aus. Kannst deine Arme und Beine probieren und auf einen Baum klettern. Das bringt das Blut durcheinander."

Die Anrede gab mir zu denken, und ich beschloß, die darin enthaltene Aufforderung zu befolgen. Zweifelhaft war ich über die zu treffende Wahl unter den Bäumen. Mittags sah ich sie mir daraufhin an. Sie schienen mir doch alle recht dick und hoch zu sein, und einen dünnen konnte ich nicht nehmen, wenn ich damit bestehen wollte. Schließlich beschied ich mich dahin, es auf den Zufall ankommen zu lassen. Als großen Kletterer hatte ich mich bis dahin nicht kennengelernt. Eigentlich war ich überhaupt noch nie auf einem Baum gewesen, wenn ich richtig nachdachte. Auch sonst gehörte ich nicht unter die Robusterliche. Ich war nicht besonders schwächlich, aber aus irgendeinem Grund traute ich mir nichts mehr zu, seit ich in der Anstalt war. Bei Wettrennen wurde ich kleinmütig und schnappte leicht ab, obwohl ich gut und ausdauernd lief. Meine Turnübungen vollzog ich hinlänglich; die Riesenwelle überließ ich neidlos andern. Ich kam immer auf einen Grad von Schüchternheit, wo ich das Zutrauen zu mir verlor, und dann enttäuschte.

Aber in der schönen Maienfrühe, als wir, die Lehrer erwartend, im Hof herumspazierten, regten sich meine Lebensgeister. Die Amseln sangen ins letzte Nachtgeschrei der Kater hinein. Die obersten Baumspitzen des Waldes auf dem Berg begannen reihenweise aufzuglühen. Ich hätte gern fliegen mögen, von dem ungewohnten Ozon berauscht, oder sonst etwas tun, was ich sonst nicht tat, und was hier auch nicht der Brauch war. Vorstellungen von weiten, romantischen Burschenwanderungen gingen mir durch den Kopf. Auch wir sangen ja: „O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!" Der offizielle Text lautete freilich: „O frohe, freie Lust!", weil die Mädchen keine Burschen waren. Und an-

ſtatt: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein! Ade nun, ihr Lieben, geſchieden muß ſein!“ ſangen wir: „Wohlauf noch geſungen im trauten Verein!“ Gerade recht kam mir nun der Nußbaum mit ſeinem kräftigen, recht hohen, glatten Schaft. Ich fürchtete mich nicht vor ihm. Und da ich nicht in die Weite konnte, ging ich wie die gotiſche Architektur in die Höhe. Dabei entdeckte ich, daß ich ein ganz geſchickter und ausdauernder Kletterer ſein konnte.

Um nicht vielleicht mich lächerlich zu machen, hatte ich meinen Aufſtieg in aller Stille bewerkſtelligt; doch rechnete ich darauf, daß nach gelungenem Verſuch ſich der oder jener einfinden werde, um mich da droben zu bewundern und meinen Ruf zu verbreiten. Zunächſt war mir aber im Geäſt ſo leicht und freudig zumute, daß ich alles andere darüber vergaß. Ich ſchüttelte einige Maikäfer, turnte wie ein Eichhörnchen auf dieſen Aſt und dann auf jenen, und auch als die Sache begann, mir langweilig zu werden, tat ich vor mir noch eine ganze Zeitlang, als amüſierte ich mich ganz gut. Wie ſich jedoch nicht bloß keiner meiner Kameraden einfand, ſondern plötzlich die ganze Knabenſchar mit den Lehrern nach einer anderen Richtung ohne mich loszog, ſtieg ich ſehr enttäuſcht und ruhmlos herunter, um dem Haufen nachzutrollen. Dort teilte ich einigen nebenbei mit, daß ich deshalb zu ſpät gekommen ſei, weil ich den Nußbaum erklettert habe, aber damit ſtieß ich ſenkrecht auf Unglauben. Es paßte nicht zu mir. Niemand hatte dergleichen von mir vorausgeſehen. Die Sache kam zu den Lehrern. Man forderte mich mit Hallo auf, das Kunſtſtück vor aller Augen noch einmal auszuführen. Allein nun befiel mich meine phyſiſche Schüchternheit wieder; zudem wurde ich bockig, weil die Lehrer mitlachten. Auch hatte ich etwas dagegen, das Erlebnis durch Wiederholung zu entwerten, zur Fertigkeit auszubilden. Ich weigerte mich. „Aha!“ hieß es nun von allen Seiten. Die Lehrer erklärten mir ihre Enttäuſchung. Und noch eine Zeitlang nachher hieß ich der Baumaffe.

Frisch, neu belebt von der lenzfrühen Unternehmung, von Ozon duftend und mit geröteten Wangen, bezogen wir schließlich den Andachtsaal. Es war eine geheime Unruhe in uns, die sich ungern bändigen ließ. Weiten und Höhen wirkten in uns nach, und es war schwer, sich schnell wieder in diesen Raum mit den dicken Gipsputten über uns, mit dem dunklen Katheder und der geistlichen Atmosphäre zu gewöhnen. Die Bücher vor uns aufgeschlagen, warteten wir auf das Erscheinen des Herrn Vaters. Die Reihenfolge war am Choral: „Jesu, meine Freude!“ und an einem Text aus dem ersten Johannisbrief. Endlich wurde er ernst und bleich hereingetragen. Sogleich legte sich ein Druck auf uns alle; diese Miene hing mit unseren schwersten Stunden zusammen. Er saß einen Moment still vor sich hin wühlend. Dann sagte er: „Wir singen das Lied: ‚Aus tiefer Not schrei' ich zu dir!' — Alle Strophen!“ befahl er noch. Der umflorte Ton, der starre und nach innen bohrende Blick und das bleiche Leid einer kaum überstandenen Nacht voll Gottverlassenheit in der Miene, mit welcher er die Ausnahme ankündigte, gaben unserer gehobenen Naturstimmung den Rest. Betroffen begannen wir zu singen. Er rührte sich nicht, schwieg düster, ja, es war nicht einmal sicher, ob er zuhörte. Nachdem alle Strophen gesungen waren, standen wir eine ganze Zeit zum Gebet fertig, ehe er damit begann.

Nun erhob sich ein schwerer, verzweifelter Kampf zwischen ihm und seinem Gott, der dies alles über ihn verhängte, kein Hadern, kein alttestamentarisches Zetern, aber ein protestantisch hochstrebendes, menschlich halbverwildertes und doch leidenschaftlich fromm auf Christi Verdiensten fußendes Anklagen gegen die Allmacht, alles in Gebetsformeln von der furchtbaren Rücksichtslosigkeit des Untersinkenden und Alleingelassenen gefaßt, und erfüllt von den unterirdischen Stößen der Weltangst und der ratlosen Gereiztheit des körperlich Gepeinigten. Unerbittlich, blind hinwegschreitend über alle Streitfragen um den Unterschied zwischen Glauben und Aberglauben, als ein Mann, der keinen Aus-

weg mehr hat, ſtürzte er ſich aus dem verwüſteten Gebiet der Seele in die myſtiſchen Abgründe des Weltgerichts und des Aberglaubens. Soweit wir denken und empfinden konnten, wohnten wir mit atemloſem Unterlegenſein dieſer Auseinanderſetzung bei. Mich ſelber befiel eine müde Verzagtheit mit dem erſten Ton und Aufblick der halbblinden Augen. Er nannte Gott einen Brunnen des Jammers, aus dem die Völker Wermut trinken und von Elend beſoffen werden, einen Born des Heils, an dem die Erzengel mit ſchneidenden Schwertern ſtehen und Wunden ſchlagen, eine Erlöſung, die lechzen und verkommen läßt, um ihre Glorie zu erhöhen. Er unterwarf ſich dem allem, aber er tat es mit einem durch den ganzen Saal hörbaren Aufſchlagen ſeiner Zähne, das ebenſo aus Furcht wie aus Rebellion ſtammte. Er war im Grund ein Empörer, ein Aufſtändiger, ſoviel Demütigung mit zwei harten „t" und Unterordnung unter Chriſti Hierarchie er uns predigte, und ſein Gebet ſchien mir weniger eine hoheprieſterliche Anrede als eine Läſterung.

Wie mit dem Lied, ſo überging er auch mit dem Text die ſonſt ſtreng beobachtete Reihenfolge, und nannte dafür den düſterſten aller Davidſchen Pſalmen. Er ſelber enthielt ja in ſich, ohne die lichten und lachenden Seiten im Weſen Davids, deſſen ganze drängende, ungebärdig aufbegehrende und zugleich gewalttätig anbetende Seelenverfaſſung. Aber David genoß dabei das Glück des Revolutionärs, das Vergnügen über von Fall zu Fall gelungene Anſchläge gegen Gott, und dieſe Erfolge waren unſerem Herrn Vater ganz verſagt. Dem erſten Buß- und Zankpſalm reihten ſich andere an. Alle hatten Beziehung zum Weltenende und zum Seelentod, die er immer näher auf ſein Fünkchen Daſein ſich zuwälzen ſah. Darauf ordnete er Gemeindegebet an. Es war dies eine wohlbekannte geiſtliche Übung. Von Zeit zu Zeit wurde ein laufender Text, anſtatt als Grundlage zur folgenden Betrachtung zu dienen, als Stoff für die Gewinnung von Bitten überwieſen, die je nach der Anregung durch den Geiſt aus der

Mitte der Gemeinde aufstiegen. Auch die Kinder waren daran beteiligt. Minutenlang herrschte ein banges Schweigen. Endlich ertönte bei den Brüdern die erste Bitte. Eine neue Stille folgte; dann ließ sich mit zager Stimme eines der älteren Mädchen hören. Ein zweiter und dritter Bruder betete. Spät wurde auch bei uns eine Bitte laut. Ich war die ganze Stunde stumm. Zu wild und zu heiß stand der Stern dieser Stunde über mir. Gewiß bedrückte mich wieder deutlich die Erkenntnis meiner Sündigkeit, meiner Untreue, meines Mangels an einem klar und einfach eingestellten Willen, aber ich fuhr fort, zu widerstreben; ich konnte nicht anders, und die daraus folgende Furcht nahm ich als Strafe in Kauf.

Nach den Psalmen kamen die Propheten daran, die ebenfalls wallen und donnern von fanatischer Glaubenskraft und von lästernder Auflehnung gegen Schicksal und Unentrinnbarkeit. Niemand außer ihnen hat vielleicht einen so heroischen Kampf geführt angesichts der Vergänglichkeitsstimmung der menschlichen Natur, ja der ganzen Schöpfung und ihres Schöpfers selbst, dessen Formen sie trotzig und kühn immer wieder aufbauen, sobald die „Sünde", die Entwicklung, dieser Tod im Leben, sie zerstört und niedergerissen hat. Wie ein flüsterndes Seufzen aufgeschreckter Erdengeschöpfe begleiteten seinen wogenden Gang zwischen den Wettern der Jahrtausende unsere Bitten in der Tiefe. Allen hoffenden, tröstenden oder gar siegverheißenden Stellen wich er aus. Beinahe hastig rief er „Halt!", sobald sich in einer drohenden Periode der günstige Umschwung ankündigte, und nannte eine andere wetterleuchtende Zahl, unter welcher Gott in Frage gestellt und die Ewigkeit angebellt ist. Niedergeschlagen und nun schon gedankenlos vor Mühseligkeit las jeder seinen Vers, wie er an ihn kam, und die formulierten Bitten bekamen allmählich einen Ausdruck von Ratlosigkeit. Auch begannen sie sich zu wiederholen; wir bewegten uns im Kreis wie ein Gewitter, das keinen Abzug findet.

Die Zeiger der Uhr waren längſt über acht hinausgerückt. Mein Hintermann fing an zu ſeufzen: „Donnerwetter! Das iſt verflucht!“ Und ſpäter: „Das halte ich alſo nicht mehr aus!“ Es war Kleiber, deſſen Leidenſchaftlichkeit dieſe ihm unverſtändlichen religiöſen Stürme allmählich erregten, und wer ihn erregte, reizte ſeinen Widerſtand und ſeinen Erdentrotz. Doch über den zerbrechlichen Ausdruck von Auflehnung wälzte ſich gleich der furchtbare Choral: „O Ewigkeit, du Donnerwort! O Schwert, das durch die Seele bohrt!“ mit ſeinen ſeelenzermalmenden Ausrufen der Angſt. Ihnen ſchloſſen ſich Verwünſchungen aus dem berühmten jüdiſchen Dulder, Nichtigkeitserklärungen des Lebens aus dem Prediger Salomo an, bis ſich die Verzweiflungsandacht ſteigerte in der feierlich langſamen Verleſung der Leidensgeſchichte des Herrn. Auch ſie ſchloß mit dem Dunkel des Todes, ohne einen Ausblick auf Auferſtehung und Himmelfahrt zu geben. Den Beſchluß machte das Lied: „Jenen Tag, den Tag der Wehen, wird die Welt in Staub zergehen, wie Prophetenſpruch geſchehen.“

Niedergeſchmettert, im Glauben an unſere Zukunft und Dauer erſchüttert, und irregemacht an allen unſeren Hoffnungen und Erwartungen, verließen wir endlich den Saal, während, wie ich heute denke, der proteſtantiſche Hiob in der Paſſionsgeſchichte doch endlich zu einer gewiſſen Löſung und Stillung gekommen war, die ihm die Ergebung nicht mehr länger unmöglich machte. In ſeinen Augenwinkeln glommen zwar noch etwas Angſt und Sturm, aber ſeine Haltung war nun müde, und mit der Kraft war auch der Kampf erſchöpft.

Das Komplott

Auf dem Weg zur Arbeitſtube, dicht vor der Tür des Andachtſaales, trat Kleiber an meine Seite.

„Du, alſo ich reiße aus“, ſagte er mit murmelnder Stimme zu mir. „Komm mittags auf den Boden.“

Auch ich hatte seit dem Besuch meiner Mutter und seit ich sie wieder im Land wußte, manchmal etwas Derartiges gedacht, und jetzt bei dieser Anrede stand es mir sehr nahe, aber das Plötzliche und Wahrscheinliche daran, sozusagen das innerlich Notwendige überraschte mich so, daß ich gar nichts zu erwidern wußte, und nachher fand sich keine Gelegenheit dazu. Preller, dessen stumpfes Fassungsvermögen die Veranstaltung des Herrn Vaters falsch verstanden hatte — er begriff sie als Disziplinarverfahren gegen uns — setzte sie in seiner Person schnell durch ein verschärftes Schweigegebot fort. Zudem hatte heute jeder ein halbes Lot mehr zu zupfen, und auch den Bürstenbindern wurden Aufgaben gestellt, die sie bloß unter strenger Anspannung erfüllen konnten.

Bis zur Zehnuhrpause wurde leidlich gearbeitet, aber dann trat wieder einmal unser Bund in Wirkung. Wer die Losung ausgegeben hatte, weiß ich nicht; jedenfalls hieß es plötzlich: „Heute stehen alle an der Wand!" Das Schweigegebot wurde im ganzen beachtet, aber mittags war keiner da, der nicht zuwenig gearbeitet hatte, und die wenigen Braven hatte man durch Bedrohung gehemmt. Ein klügerer Aufseher hätte uns nun einfach im Stich gelassen und unseren Angriff sonstwie erwidert, aber auf Prellers beinahe organisch funktionierende Straffreudigkeit konnte man sich unbedingt verlassen. Ohne Ausnahme zierten wir mittags die Wand; auch die Kleinen und Kleinsten standen da.

Als der Herr Vater durch die Tür des Speisesaales hereingetragen wurde, warf er einen überraschten, ja, man kann geradezu sagen, einen erschreckten Blick nach uns. Nachher saß er lange ganz still, wehrte das Essen ab, und das Wenige, was ihm seine Frau aufdrang, genoß er nicht. Brütend und grübelnd sah er vor sich hin, und sehr spät entschloß er sich dazu, einen von uns her zu fordern. Die anderen ließ er stehen; vom ersten hatte er sich über alle Bescheid geben lassen. Seltsamerweise standen auch Gärtner und Jungen vom Feld bei uns; der halbe Knabentisch war leer. Im Saal herrschte eine betretene Stimmung. Unwillkürlich ver-

minderten alle ihre Eßgeräuſche; es war merkwürdig ſtill. Endlich wurden wir entlaſſen. Wir aßen unſere kalte, abgeſtandene Suppe. Preller ließ ſich Zeit mit dem Gemüſe. Richtig hatte er kaum herausgegeben, als der Herr Vater zornig und ungeduldig das Zeichen zum Schlußgebet gab. Alles ſtand auf. Man ſang ohne unſere Mitwirkung. Das ausgeſchöpfte Gemüſe mußten wir im Stich laſſen. Einige retteten wenigſtens ihre Kartoffeln und aßen ſie draußen aus der Fauſt.

Sofort wurde dem Aufſichtsbruder gegenüber der Belimpf eingeleitet, während auf dem Boden der Exerzierhalle, des jetzigen Wagenſchuppens, die Beratung vor ſich ging. Vor Herrn Johannes waren wir immer noch nicht ſicher, aber das mußten wir in Kauf nehmen. Wir waren unſer ſechs, die Kleiber hier zuſammenberufen hatte.

„Alſo ich reiße aus", begann er ſofort mit ſeinen letzten Worten an mich. „Oder ich werde hier verrückt. Was hat er dieſe Andacht zu halten? Immer ſchlimmer wird das jetzt. Kommt einer mit?"

„Wo willſt du denn hin?" fragte ihn Samberger, ein Feldjunge. „Wenn du einen guten Plan haſt, mache ich vielleicht auch weg. Haſt du denn Verwandte, die uns aufnehmen?"

„So, Verwandte! Woher ſoll ich auf einmal Verwandte haben? Du haſt vielleicht Verwandte? Biſt wohl auch hier, weil dir ſoviel Wege offen ſtehen?"

„Sei nicht gleich ſo zornig", beſchwichtigten ihn andere. „Das hat er ja nicht böſe gemeint. Sage, was du draußen im Sinn haſt."

„Dann ſoll er einen nicht ſo etwas fragen", grollte Kleiber noch. „Wenn einer von uns ordentliche Verwandte hätte, die für ihn ſorgten, ſo wären wir doch nicht da. — Eine Höhle ſuche ich mir und bin zuerſt einmal ein freier Mann. Dann nehme ich mir einen Lehrmeiſter und werde Schloſſer. Nachher wandere ich nach Amerika aus. Das iſt mein Plan."

„Und von was willſt du leben in deiner Freiheit?" forſchte

Samberger wieder. Die Luſt, mitzutun, leuchtete ihm ſchon aus den Augen.

„Ein Gefrage haſt du. Fechten werde ich wie ein Handwerksburſche. Und was ich nicht ſo bekomme, das verſchaffe ich mir auf andere Weiſe. Bekümmere du dich nicht darüber, daß ich verhungern könnte.“

„Es iſt gut“, ſagte Samberger. „Ich mache mit. Hab' auch keine Verwandten. Und es dauert im anderen Fall nur noch eine Woche, ſo ſtelle ich hier ſonſt was an. Dachte ſchon immer: ‚Daß da keiner das Haus anzündet!‘ Heut nacht?“

Samberger war ein für unſere Verhältniſſe großer, unabhängig auftretender Burſche, der der Anſtaltsleitung ſchon viel zu ſchaffen gegeben hatte. In der Schule machte er wenig von ſich reden; da war er eher fügſam, weil er ſich ſozuſagen auf Eis bewegte, und von einem anſtändigen, wenn auch unzulänglichen Bierelfer bewegt wurde, mitzukommen. Aber in gereiztem Zuſtand zeigte er ſich vollkommen jenſeits aller Ordnungsmäßigkeit; es war unmöglich, ihn zu behandeln, ſolange er kochte, aber man verſuchte es immer von neuem und wiederholte mit großer Hartnäckigkeit einen Fehler, der den Jungen für das Zuſammenleben in zunehmendem Maß verdarb.

Wir waren eigentlich ſehr erſchreckt und bekümmert. Noch niemals war eine Ausreißerei gut abgelaufen, und wir ſahen Kleiber bereits im Geiſt vor der verſammelten Hausgemeinde über dem Stuhl liegen und Preller mit dem geſchwungenen Stock über ihm. Um Samberger tat es uns nicht ſo leid, aber von dem hatten wir mehr für den Bund zu fürchten. Doch keiner gewann es über ſich, darauf aufmerkſam zu machen oder Kleiber ſonſtwie zurückhalten zu wollen. Zudem lockte allmählich das Abenteuer, die große Neuigkeit, die Veränderung im Zeitlauf, die man im Grund nötig hatte, um wieder einmal einen friſchen Luftzug zu ſpüren.

„Ohne Papiere kommt ihr aber nicht weit“, machte einer aufmerkſam, der wohl beſonders Beſcheid wußte. „Die letzten blieben

am Gendarmen hängen, als ſie gefleppt wurden. Hätten ſie Flep-pen gehabt, ſo hätte er ſie laufen laſſen müſſen."

„Mit der Höhle und ſo", warf ich jetzt halblaut ein, „das ſcheint mir auch gefährlich. Werden ſie hochgenommen, ſo gibt man ſie in die Beſſerungsanſtalt. Damit droht man uns ja immer. Es iſt beſſer, wenn ſie gleich nach Amerika gehen. Meine Mutter ſagt, man kann ganz umſonſt hinüberfahren, wenn man Kohlen ſchau-felt oder in der Küche hilft. Oder auf einem Segelſchiff können ſie ſich als Schiffsjungen anwerben laſſen." Mir ſelber über-raſchend ſetzte ich ſcheinbar ruhig hinzu: „Ich weiß, wo die Papiere ſind, und will ſie beſchaffen. Jeder hat da einen Heimatſchein liegen. Es ſind ja unſere Papiere, und wir haben ein Recht darauf."

Mit dieſen Mitteilungen gab ich dem ganzen Plan erſt einen rechten Inhalt. Samberger nahm mich eifrig in Beſchlag, um noch mehr zu erfahren, und auch Kleiber leuchtete die Sache mit dem Schiffsjungen ein. Er wurde zuerſt ganz ſtill, und ſeine Augen bekamen einen kühnen, ſehnſüchtigen Glanz. Dem Sam-berger konnte ich aber nicht mehr ſagen, als ich ſchon getan hatte.

„Ihr müßt doch über Wyhlen", ſagte ich. „Da könnt ihr meine Mutter beſuchen; die iſt ja ſelber übergefahren."

„Nein, nein", wehrte jedoch nun Kleiber unruhig ab. „Wir gehen den kürzeſten Weg über Schopfheim und über den Wald nach der anderen Seite. Hier kennt man unſere Sträflingstracht zu gut; jeder Gendarm wird uns hochnehmen und auf den Schub bringen. In Bremen werden wir ſchon alles hören."

„Von Mannheim an iſt, glaub' ich, Rheinſchiffahrt", bemerkte der mit den Fleppen. „Vielleicht könnt ihr ſchon dort auf einem Schiff ankommen."

„Die Hauptſache ſind jedenfalls die Papiere", ſtellte Sam-berger feſt. „Wenn uns der Schattenhold die beſorgt, dann ſteckt mehr hinter ihm, als ich dachte. Weil er immer droben beim Alten ſitzt, glaubte ich, er ſei ein fauler Kunde."

„Du denkst, wer das Maul weit aufreißt wie du, ist ein großer Kerl!“ erwiderte ihm Kleiber auffallend gereizt. „Schattenhold stand immer auf unserer Seite, wenn etwas los war. Was heißt da also fauler Kunde? Mir wäre viel lieber, er ginge mit mir. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Rede über andere, wenn wir auf dem Schiff sind.“

Samberger lachte aber nur, und wir anderen beruhigten wieder Kleiber, den wir noch nie soviel hintereinander hatten reden hören.

„Warum kommst denn du nicht mit?“ stellte der unzufrieden mich zur Rede. „Auf dich hatte ich eigentlich gerechnet. Dir habe ich's ja auch zuerst gesagt.“

„Meine Mutter“, sagte ich leise, „will mich sowieso hier herausnehmen. Sie will nur zuerst noch warten, wie alles bei ihr wird. Vielleicht geht sie wieder nach Amerika und nimmt mich dann mit.“

„Ich denke, sie hat das Klima nicht vertragen“, spottete Samberger. Ich hatte schon viel wegen dieses Klimas auszuhalten gehabt.

„Sieh mal zu“, gab ihm Kleiber heim, „daß du das Klima verträgst.“

Plötzlich stolperte unsere Wache die Treppe herauf: „Herr Johannes kommt!“ Außer der Treppe gab es noch einen Weg über einen halb niedergebrochenen Wachtturm nach dem Graben hinunter, und hinter den Knabengärten her in den Hof zurück. Den schlugen wir auf die Nachricht schleunigst ein. Als Herr Johannes die Treppe betrat, waren wir schon vom Boden weg, und während er den Boden durchschritt — einer der Brüder war bei ihm, um dort Körbe in Empfang zu nehmen —, liefen wir geduckt hintereinander unter der Mauer hin auf der Sohle des Burggrabens nach unseren Gärten, wo wir nachher vor unseren Stiefmütterchen und Primeln herumstanden, als seien wir immer dagewesen.

Zwölftes Kapitel

Siege oder Niederlagen?

Der Gewiſſenskonflikt

Wie ich vermutete, wurde ich nach der Schule zum Herrn Vater gerufen, um ihm wieder Briefe zu ſchreiben. Mit einem Anfall von Herzklopfen ging ich hin. Die bekannte Atmoſphäre von unfaßbarer Geiſtigkeit, von zehrender göttlicher Gegenwart empfing mich, die mir ſchon ſo viele friſche rote Blutkörperchen abgetötet hatte. Eine hohe, kühle Luft herrſchte hier, die etwas Weſenloſes an ſich hatte, und der kalte Zigarrenrauch mit dem geiſtlich vornehmen Schein der großen, dicken Bände in den Bücherſchränken und den ſtarken Haltungen Luthers und Calvins an der Wand machten mir auch nicht wohler. Nach der Begrüßung ſetzte ich mich an den Schreibſekretär gegen die kurze Mauer zwiſchen den Fenſtern, während der kranke, ſchwere Mann tiefer im Zimmer ſeitlich hinter mir ſaß. Aus allerlei brieflichen Mitteilungen, die ich zu ſchreiben hatte, und aus halben und ganzen Worten, die um mich fielen, wußte ich, daß in ſeiner Familie ein gewiſſer Zwieſpalt beſtand. Seine Frau hielt ruhig auf ſeiner Seite, immer zu mehr oder weniger geſalzenen Späßen aufgelegt, und auch der zweite Sohn hatte ſich bereitfinden laſſen, hier die zweite Lehrerſtelle zu vertreten, bis Herr Johannes ihm die erſte und die Verwaltung der Anſtalt überließ; aber das Verhältnis bekam ihm nicht gut. Unter der geiſtlichen Hochſpannung begann er zu kränkeln, wurde unruhig, verlor die jugendliche Friſche und Unvoreingenommenheit, und mit Bedauern ſahen wir ſeine ſonſt liebenswerte junge Männlichkeit in eine ſpröde Pedanterie und launenhafte Heftigkeit umſchlagen. Der erſte Sohn dagegen weigerte ſich nachhaltig, den Platz ſeines Vaters einzunehmen, obwohl er Theologie ſtudiert hatte und bereits eine Pfarrſtelle ver-

ſah. Es war kein offenes Zerwürfnis, aber wie uns, ſo bekriegte er auch den Sohn heftig und zornmütig, und dazwiſchen lagen immer wieder Zeiten ſcharfen Grames und leidvoller Einſamkeit und Enttäuſchung. Das Werk, um das er ſelber ſein Leben daran gegeben hatte, in fremde Hände fallen zu laſſen, war ein Gedanke, der ihn unausgeſetzt beunruhigte.

Dazu kam nun noch die neuerliche Untreue ſeiner Töchter, die ſich über die ewige Inanſpruchnahme ihrer Jugend und ihrer freien Zeit durch Briefeſchreiben und Vorleſen beklagten und ſich erſt leiſe und dann vernehmlich dagegen aufzulehnen begannen. Sie wollten auch etwas vom Leben und von der Welt haben, und wenn die eine ſich einen Urlaub in Baſel oder in Württemberg bei Verwandten ertrotzte, ſo hatte die andere erſt recht keine Luſt, deren ganze Arbeit zu der ihren zu übernehmen. Nach einigen ſtürmiſchen Szenen, in denen auch ſeine Gattin nicht mehr ganz nach Wunſch Stich hielt, da ſie außerdem auch Mutter war, fing er dann an, mich immer planmäßiger an ſich zu ziehen, worüber die Töchter keineswegs Ärger bezeigten. Sie erwieſen mir im Gegenteil viel Liebenswürdigkeit, und die eine nähte mir ein blütenweißes ſeidenes Jungfernband um meinen Hut, als ſie ſah, daß ich ohne jeden Schmuck herumlief. Aber mir ahnte gleich nichts Gutes damit. Richtig warf ſich die ganze ſcharfzähnige Rotte über meinen Mädchenſchmuck, und eine Zeitlang hieß ich „Jungfer Schattenhold“. Still entfernte ich das Band und ging wieder mit kahlem Hut.

Der Sekretär war einer jener alten Schreibſchränke mit herausziehbarer Platte und einer Menge von Fächern und Schubladen im Aufbau. Dieſe Abteilungen nun enthielten die Ausweispapiere der Hausgenoſſen, Brüder, Knaben und Mädchen getrennt und alphabetiſch geordnet. Gerade im laufenden Frühjahr hatte ich die Schriften aller Neuankömmlinge darin untergebracht. Der Herr Vater diktierte mir nun zuerſt zwei Briefe an ehemalige Demutter Kinder. Er war noch müde und gedrückt.

Seine Sätze enthielten viel Hinweise auf die Machtlosigkeit des Willens und den Unbestand des Fleisches, und auf die Notwendigkeit, sich desto näher zu Gott zu halten. Diese Gedanken führte er nachher in einem Brief an seinen Bruder Elias noch tiefer aus, aber hier klang zugleich die Sehnsucht nach dem Menschen, nach Liebe und Vertrauen durch, und die Wehmut um die versunkene Jugend sowie die so früh gebrochene Mannesherrlichkeit rauschte durch seine Perioden.

Während ich so saß und schrieb, mich unsichtbar das Schicksal eines Lebens umspann und das Herz mir schwer wurde unter dem Druck der Unabänderlichkeit, stieg es mir plötzlich wie im Traumbild auf: hier in der Anstalt kämpfte unser ansteigendes, heißes, junges Leben gegen dies niedergehende, erhaltende, und alles, was wir gegen den Herrn Vater unternahmen, war darauf angelegt, sein Ende und unsere Befreiung zu beschleunigen. Eine Zeitlang mußte ich meine ganze Kraft zusammennehmen, um nicht sein Diktat zu überhören, so brauste es mir vor den Ohren, und so voll wurde die Luft um mich von wogenden Stimmen und Gestalten des Lebens. Und immer lagen da streng geordnet die Fächer vor mir, die Kleibers und Sambergers Freiheitsbriefe enthielten. Sie befanden sich mit mir in demselben Raum, in welchem meine Mutter vielleicht die bitterste Niederlage ihres Lebens erlitten hatte, und in welchem ich die höchste Vertrauensstellung bekleidete, die der alte Mann vergeben konnte. Beinahe wie von einer unsichtbaren Hand geführt, suchte ich mit den Augen die Fächer, in denen die Papiere der beiden Fluchtwilligen lagen. Nach jedem Satz, den ich geschrieben hatte, zog ich sie ein bißchen weiter auf, immer leidenschaftlicher angelockt von dem Sinn des Wahrzeichens, das meinem Tun zugrunde lag. Vor der Entdeckung durch den Herrn Vater brauchte ich mich nicht zu fürchten; bis zu mir hin konnte er nicht mehr deutlich sehen. Als die Papiere neben mir auf dem Tisch lagen, stützte ich die Stirn, die mir brannte, auf den Handrücken und blieb so eine ganze Weile in

heißer Gefühlsverwirrung. Ich hatte beinahe unwiderſtehliche Luſt, unter einen von den Briefen zu ſchreiben: „Geſchrieben von mir für den Herrn Vater, den ich liebe!“ Zugleich ſah ich ihn im Geiſt mit dem kraſſen Gefühl des Erlöſtſeins zur Strecke gebracht, und uns über ihm ſtehend als die unaufhaltſamen und unbezwingbaren Sieger, weil das Recht des Lebens mit uns war.

In dieſe Viſion hinein hörte ich ſeine etwas verwunderte Stimme: „Biſt du eigentlich fertig mit dem Satz?“ Ich wußte nicht, welchen Satz er meinte, aber ich ſagte, mich zuſammennehmend: „Ja.“ Wenn er ihn noch einmal zu hören verlangte, ſo war ich geliefert, denn dann hielt ich nicht Stich. Aber er ging plötzlich zum Schluß über. Nachher ließ er ſich alle Briefe laut vorleſen. Ich merkte bald, daß ſeine Gedanken nicht dabei waren. Beim Brief an ſeinen Bruder wurde er zwar aufmerkſam, aber den fehlenden Satz vermißte er nicht, und etwas ermüdet ſagte er: „Lege mir die Briefe hierher, damit ich ſie ſpäter unterſchreibe.“ Ich tat es. „Setze dich da neben mich“, befahl er darauf. Eine Weile ſchwieg er, während die Papiere der beiden Jungen in meiner Taſche leiſe knitterten und mein Herz dumpf gegen die Rippen ſchlug.

„Es ſind jetzt ſchon eine ganze Reihe von Monaten her“, begann er darauf, „ohne daß deine Mutter einen Schritt unternommen hat, um dich hier weg zu nehmen. Solange habe ich gewartet, denn das Recht der Mutter an ihrem Kind, beſonders wenn ſie auch die Pflichten dazu übernehmen will, geht allen Rechten und Anſprüchen vor. Nun, ſie hat keinen Gebrauch davon gemacht, und ich kann wieder handeln. Ich will dir zeigen, daß ich nicht der Mann bin, der nur nimmt, ohne geben zu wollen. Du biſt immerhin das einzige Kind, das gegen den Willen ſeiner Mutter hier iſt. Noch jede Mutter, die ſich anfangs gegen uns ſträubte, habe ich ſchließlich beſiegt und überzeugt. Ich weiß, daß es bei der deinen unmöglich ſein wird. Sie hat eine Stellung bezogen, die für ſie ſehr vorteilhaft iſt, weil ſie da zu keinem klaren Be-

kenntnis gezwungen werden kann. Verstehst du mich?" Ich bejahte mit gepreßter Stimme, obwohl ich nicht das mindeste verstand. „Und so schiebt sie die ganze Verantwortung für dich mir zu. Das ist mir bisher noch nie widerfahren. — Nun", fuhr er, wieder nach einem kurzen Schweigen, fort, „ich werde ihr standhalten. Ich habe mit dir einen besonderen Plan vor, aber ohne deine Einwilligung kann ich auch den nicht ausführen. — Meine Kinder sind erwachsen und gehen eigene Wege. Und die anderen Kinder, die ich habe, deine Kameraden, sind durch die Anstaltsregeln und durch meine Unbeweglichkeit von mir getrennt. Ich bin sehr einsam geworden. Es ist viel leerer Raum um mich. Verstehst du?"

Ich bejahte wieder. Bereits sah ich etwas Ungeheures, Schreckliches auf mich zukommen. Die Kehle war mir wie zugepreßt, und die Zunge wurde mir trocken.

„Und da habe ich mir vorgenommen, selber an dir Vaterschaft zu vertreten. Du wirst mein jüngstes Kind sein, das ich nicht dem Leibe nach, aber dem Geiste nach gezeugt habe, und wirst es in dem Maß sein, als du dich selber dazu machst. Mehr sage ich jetzt noch nicht. — Erinnere dich nur, was ich damals über die Berufung sagte. Du siehst jetzt, daß es keine leeren Worte waren. Wenn du einmal größer bist, liest du den Roman Goethes von den Wahlverwandtschaften. Da wirst du mich in vielem verstehen. Ich werde dann wohl nicht mehr sein, aber du wirst den Weg gehen, den ich dir vorgezeichnet habe, und wirst ihn von Jahr zu Jahr mit größerer Einsicht und Entschlossenheit gehen. — Ich verlange heute keine Antwort von dir. Trage das alles mit dir herum. Bete darüber. Untersuche dein Herz. Nach acht oder nach vierzehn Tagen werden wir darauf zurückkommen. Der Geist wird uns führen. — Und jetzt gehe in deine Arbeitstube zurück. Wenn ich dich wieder brauche, werde ich dich rufen."

Das war die niederschmetternde Eröffnung, die er mir machte. Nie vorher war ich so wenig vorbereitet dafür gewesen. Aber ich

muß hier ſagen, daß es für einen großen Teil meines Lebens überhaupt mein Schickſal war, von wichtigen Umſchwüngen in einer gärenden Verwicklung, ja, in einer allgemeinen Trübung meines Beſtandes angetroffen zu werden. Sie hatten ſich ſo lange voraus angekündigt, und mein geiſtiger, beweglicher Menſch war ſchon ſo tief von ihnen ergriffen und zu Gegenzügen gereizt worden, daß ſcheinbar einfache Aktionen zu großen Ein- und Zuſammenbrüchen führten oder in ſolche mittenhinein fielen, während tiefgreifende Wandlungen von mir ſtill ohne alle Erſchütterungen vollzogen wurden. Ich galt daher oft für falſch und hinterhältig, ohne es eigentlich zu ſein. Man machte nur den Fehler, mich für bildſam und geduldig zu halten, und darauf Pläne zu gründen, während ich in Wirklichkeit eine zarte, aber unerbittliche Natur beſitze, die ſich nichts auf die Dauer aufzwingen läßt. Wahrhaft verſtört verließ ich die Wohnung des Herrn Vaters. Worüber ich mich noch am meiſten entſetzte, was ich an mir am wenigſten verſtand, obwohl ich es ſelber getan hatte, das waren die ſchwarzen Kreuze auf weißen Briefbogen, die jetzt an der Stelle der verſchwundenen Heimatſcheine in den Fächern lagen. Wie alles, hatte ſich auch das in einem halben Traumzuſtand vollzogen, unter einem überperſönlichen, geiſterhaften Zwang, *meine Ehre zu retten*, denn durch die Hinterlaſſung dieſer Kreuze hatte ich mich ſelber eingeſetzt.

Meiner kaum bewußt ging ich nach der Arbeitſtube, wo ich mich ſtill an meinen Platz ſetzte und Hals über Kopf zu zupfen begann, als wollte ich mein Gewicht noch einholen. Kleiber ſtreifte mich ein- oder zweimal mit einem fragenden Blick und ließ mich dann. Gleich darauf war Feierabend, aber auch den benutzte Kleiber nicht zu einer Frage. Erſt kurz vor dem Eſſen im dunklen Eingang zum Speiſeſaal gab ich ihm die Papiere. Er merkte erſt gar nicht, was ich wollte, da er nicht mehr darauf gefaßt geweſen war. Schnell nahm er ſie und ſteckte ſie ein. Zu ſprechen vermochte auch er nichts. Aber ich fühlte, daß wir uns jetzt ſo

nah waren, wie wir uns nie mehr sein würden, und wenn wir noch achtzig Jahre miteinander lebten. Ich liebte ihn, vielleicht weil ich so viel für ihn getan hatte. In ernster Betroffenheit wagte ich ihn den ganzen Abend nicht mehr anzusehen. Das gemeinsame Lied sang ich zwar mit, aber meine Stimme hatte keinen Klang, und die Worte hatten keinen Sinn. Wer war ich denn eigentlich nun?

Vor dem Schlafengehen schenkte mir Kleiber zum Abschied sein schönstes Buch, den „Lederstrumpf", den er als einziger in der vollständigen Ausgabe besaß. Ich forderte ihn noch einmal dringend auf, meine Mutter zu besuchen; er könne ja von dort aus über den Christschonaberg gehen. Ich hatte Tränen in den Augen, und er war auffallend rot, sonst aber gefaßt. Samberger schlief im dritten Zimmer; mit ihm habe ich nicht mehr gesprochen. Obwohl ich mir vornahm, wach zu bleiben, bis Kleiber aufstand und davonging, schlief ich vor Ermattung sofort ein. Als der Schlafbruder kam, wurde ich zwar noch einmal munter, aber nachdem ich eine Zeitlang in den Mondschein draußen geblinzelt und dem Ruf des Käuzchens in den Kastanien zugehört hatte, war ich plötzlich wieder weg. Kleiber ließ mich schlafen.

Ausgerissen

Desto früher war ich am anderen Morgen wach. Ich sah den Schlafbruder aufstehen und sich anziehen, ohne daß er das leere Bett bemerkte. Auf dem Schemel lagen Kleibers Werktagskleider wie immer; man mußte also denken, er sei nur hinausgegangen. Der Schlafbruder ging singen und kam wieder mit dem Ruf: „Auf!" Wir zogen uns an, und erst, als wir schon am Betten waren, stellte es sich heraus, daß Kleiber fehlte. Draußen ging eben die Sonne in einem strahlend blauen Himmel auf. Sie hatten also ein schönes Wanderwetter.

Es befanden sich noch vier Bundesmitglieder in diesem Saal, und jeder wußte, daß nun keine leichten Tage für uns kamen. Schon erschien aufgeregt der Schlafbruder des dritten Zimmers bei uns, ob hier vielleicht auch einer fehle? Auch Samberger war also durchgekommen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Anstalt. Als wir zum Waschen gingen, bemerkten wir an den Türflügeln des Portals zwei große ausführliche Kreidekreuze, die noch niemand weggewischt hatte. Das waren ihre Abschiedsgrüße. Beim Morgenessen sah alles nach den zwei klaffenden Lücken in unseren Reihen und herrschte bereits eine schwüle, bezogene Stimmung. Auch der Herr Vater tat einen raschen, unruhig spähenden Blick nach unserem Tisch, obwohl er sicher nichts sah als die zwei hellen Streifen unserer Gesichter. Er genoß wenig, sprach kaum, grübelte blaß und gespannt vor sich hin, und die nachfolgende Andacht verlief gespannt wie unter dem fernen Aufziehen eines Gewitters.

Am Vormittag begannen schon die Verhöre. Niemand wußte etwas. Das Verschwinden der Papiere war noch nicht entdeckt. Nach dem ersten Wetterleuchten schien sich das Gewitter wieder zu verziehen, aber wer hier wetterkundig war, wußte, daß der längere Aufschub nur einen schwereren Ausbruch bedeutete. Man raunte, es sei nach den Ausreißern telegraphiert, auch die Gendarmerie habe man benachrichtigt. Und dann geschah noch etwas ganz Unerwartetes: nachmittags beim Antreten in der Arbeitstube stellte es sich heraus, daß ein dritter Junge fehlte. Es war ein stilles, zärtliches Kind, ein Elsässerchen, das noch nicht lange in der Anstalt lebte, durch Wochen hindurch untröstlich immer wieder nach seiner Mutter geweint und sich jetzt während der Spielpause unauffällig weggeschlichen hatte, um den Heimweg anzutreten. Diese Flucht verursachte vielleicht noch größeres Aufsehen. Abgesehen davon, daß niemand dem kleinen, freundlichen Burschen mit den traurigen Augen einen solchen Streich zugetraut hatte, sah die Sache nun schon nach Epidemie aus, und die streng-

ſten Vorſichtsmaßregeln wurden getroffen. Man geſtaltete unſere Bewachung ſo ſcharf und lückenlos, daß wir uns kaum noch bewegen konnten. Mittags war nicht ein Bruder im Hof, ſondern ihrer ſechs paßten, auf verſchiedenen Plätzen poſtiert, auf uns auf. Die Nachmittagsfreiſtunde wurde vorläufig überhaupt aufgehoben; wir mußten vom Kaffeetiſch weg unmittelbar in die Arbeitſtube, und das Vormittagsgewicht war jetzt auch für den Nachmittag vorgeſchrieben. Ich wurde die Tage nicht zum Schreiben und bloß einmal von Herrn Johannes zum Orgeltreten angefordert.

Endlich am dritten Tag während der Zehnuhrpauſe ging die Nachricht um, die Ausreißer ſeien ergriffen und bereits auf dem Rücktransport. Wie ſich nachher herausſtellte, handelte es ſich aber bloß um Kleiber und Samberger, die beiden Heimatloſen. Der kleine Elſäſſer hatte glücklich heimgefunden, und ſeine Mutter, nachdem ſie ihn wieder hatte, gab ihn auch nicht mehr heraus. Es war dieſelbe Frau, die der Herr Vater noch neulich abends nach der Andacht vor dem Haus ſo furchtbar ausgeſchimpft hatte; jetzt war ſie doch die Obſiegende geworden. Ich dachte die Tage viel an meine Mutter, und hatte noch einen beſonderen Grund zu einem ſchweren Herzen. Der Zweifel iſt doch das kummervollſte Gefühl, mit dem wir uns herumzuſchlagen haben.

Mit dem Nachmittagszug, der ſonſt immer die beſuchenden Verwandten brachte, kamen die Ausreißer unter der Bedeckung eines Gendarmen ſtill und müde zurück. Bis in die Nähe von Freiburg waren ſie in den beiden Tagen gekommen. Sie hatten die Nacht hauptſächlich zum Wandern benutzt, aber Samberger war nicht fähig geweſen, ſeinen Hunger zu beherrſchen, und hatte am hellen Morgen ein Dorf abgefochten. Dabei hatte er auch den Lehrer nicht geſchont, und zu ſeinem und Kleibers Unglück war dieſer Lehrer ein ehemaliger Demutter Bruder, der ſofort die Anſtaltsuniform erkannte. Er hielt ihn mit Kaffee und Butterbrot ſolange feſt, bis jemand von der Ortspolizei da war, um den einen

Ausreißer vorläufig in Gewahrsam zu nehmen. Als Kleiber endlich scheu wie ein Waldtier im Dorf erschien, um den Kameraden zu suchen, wurde er ebenfalls hochgenommen, und alle guten Kleppen nützten nun nichts. Eine telegraphische Anfrage in Demutt brach ihnen vollends das Genick. Am nächsten Tag fuhren sie bereits per Schub wieder der Anstalt zu, wo man sie sofort dem Herrn Vater vorführte. Der Gendarm wurde indessen in der Küche abgespeist; er tischte den Weibern ganze Räubergeschichten über die Arrestanten auf.

Der Vorführung wohnten zwei Brüder bei. Sie verlief ungewöhnlich leidenschaftlich. Der Herr Vater, schwer gereizt durch den dreifachen Ausbruch, der sich im Land herumreden mußte, und durch das wieder erschienene Zeichen an der Haustür, faßte die Ausreißer überaus scharf an. Kleiber setzte dieser Tonart einen festen, runden Trotz entgegen und weigerte alle Auskunft. Samberger, mehr dekorativen Methoden zugeneigt, wurde ausfallend, erging sich in wilden Redensarten, und vergaß sich so weit, daß er das Messer aus der Hosentasche zog, bevor ihm jemand wehren konnte, und es vor dem Herrn Vater in den eichenen Tisch hieb. Einen Augenblick war es totenstill in dem Raum, während der Herr Vater tief erbleichte und nach Fassung rang. Die Brüder waren vollends erstarrt. Dann befahl der Herr Vater, man solle die beiden auf den Boden des alten Schlosses führen und sie dort eine Nacht lang unter Bewachung halten. Vorher wurden sie nach weiteren Werkzeugen untersucht. Dabei kamen die Heimatscheine zutage. Über den Weg, der sie in deren Besitz gebracht hatte, verweigerten sie einmütig die Auskunft. Der Herr Vater ließ in den Fächern nachsehen; sie waren leer, und an Stelle der Papiere fand man die schwarzen Kreuze.

Noch am selben Abend wurde auch ich vorgeführt. In Gegenwart seiner Frau und des Herrn Johannes fragte mich der Herr Vater, ob ich die Scheine herausgenommen und den Ausreißern über-

geben habe. Ich ſagte unumwunden ja. Eine kurze Stille folgte dem Geſtändnis. „Du kannſt gehen!“ bemerkte er dann kurz. Herr Johannes ſtand mit dem Rücken gegen das große Bücherregal und ſah nach mir her; die Bedeutung ſeines Blickes verſtand ich vollauf. Ich ging aus dem Zimmer wie aus einer Grabkapelle, in der ich einen Verwandten beigeſetzt hatte. Als ich die Tür von außen zuzog, war ich mir klar darüber, daß auch eine vorteilhafte Möglichkeit, die ich mir verſcherzt hatte, unwiderruflich hinter mir lag. Kein Johannes konnte diesmal für mich eintreten, und inwieweit der Herr Vater den Vertrauensbruch ſonſt noch an mir rächen würde, mußte ich abwarten. Einen Moment horchte ich draußen dem dumpf hallenden Ton nach, den dieſe Tür von ſich gab. Dann ging ich langſam und wieder einmal ſehr vaterlos nach der Arbeitſtube zurück.

„Eine nette Frucht!“ bemerkte dort der Aufſeher, der ſchon alles zu wiſſen ſchien. Ich blickte ihm kurz ins fuchſige Geſicht und ſetzte mich dann ſtumm an meinen Platz. Ich konnte nichts bereuen und nichts anders wünſchen. Vorübergehend fragte ich mich, ob nicht jetzt ich zur Flucht reif geworden ſei, aber ich ließ den Gedanken wieder fallen. Kleiber und Samberger hatten dies Wahrzeichen bereits abgenutzt und eine gewiſſe Müdigkeit hinterlaſſen, die erſt durch lange Wochen überwunden werden mußte. Außerdem hatte ich wohl eine Mutter, aber ich wußte nicht, ob ich auch eine Heimat habe. Alle betrachteten mich natürlich als fürs Beil aufgehoben, und ich ſelber tat es.

Mir wurde daher ſehr übel zumute, als ich abends vor dem Zubettgehen im Vorraum zum alten Eſtrich, der zugleich der Vorraum zu unſeren Abtritten war, zwei Brüder als Wache an einem Tiſch ſitzen ſah, mit Büchern, einer Lampe und Speiſevorrat auf die ganze Nacht eingerichtet. Eine kleine Erleichterung genoß ich an der verachtenden Schadenfreude darüber, ſie die ganze Nacht hindurch in dem, offen geſagt, durchdringenden Geſtank ſitzen zu wiſſen, und in meinem Herzen ſtimmte ich leidenſchaftlich dem

Bundesmitglied zu, das, als einer ſich darüber ausließ, voll ſtiller Wut ſagte: „Laß ſie nur. Sie ſind, wo ſie hingehören!“

Einige verſuchten nun durch Räuſpern eine Verſtändigung mit den Arreſtanten herbeizuführen. Sie antworteten nicht. Übrigens geboten die Brüder ſofort Stille. Deſto mehr wurde geräuſpert, und nie wußte jemand, wer es geweſen war. Völlig aus der Faſſung gebracht vor Ärger, eröffneten uns die Brüder, auf uns Lauſejungen warteten genug Schrecken, um Urſache zu einem ganz zahmen Benehmen zu haben. Dinge würden diesmal mit uns geſpielt werden, die wir unſer Lebtage nicht vergeſſen würden. „Das gefällt dieſen Schleichern natürlich, ſo zwei arme Jungen zu bewachen!“ ertönte eine Stimme aus dem Hintergrund. Ein anderer fügte hinzu: „Ein Wunder, daß ſie nicht alle zwanzig vor die Tür geſetzt haben!“ Und im Vorplatz unter ihren Augen mahnte ſie einer: „Nur nicht zuviel Schadenfreude! Es kommen wieder andere Zeiten.“ Die Brüder ſäuberten jetzt den Platz. Wer noch etwas zu beſorgen hatte, mußte die Lokalität des dritten Saales aufſuchen.

Der alte Boden war ſchon bei Tag kein traulicher Aufenthalt. Grobes, anderthalb Meter dickes Mauerwerk und ungeheure, altersſchwarze Dachbalken, halb vermorſchte ſchwere Dielen, Kamine, Löcher, Rattenneſter und ein beinahe unaufhörliches Weinen und Klagen des Windes in den vielen Verſängen: das war ſeine Phyſiognomie. Keiner war unter uns, der es nachts gewagt hätte, ihn zu betreten; manche fürchteten ſich ſchon, allein nach den Abtritten zu gehen, und ſtanden lieber am anderen Morgen an der Wand. Da der Dachſtuhl nach alter Manier nur auf das Mauerwerk aufgeſetzt war — man konnte zwiſchen den Balken hindurch und über den Mauerrand weg in den Hof hinunter ſehen —, herrſchte ſtets ein unleidlicher Durchzug auf dem Boden, der in Regennächten wie der gegenwärtigen mit allen Geräuſchen und dem Tropfenfall durch zerbrochene Ziegel hindurch geradezu zur Marter werden mußte. Mit Verwünſchungen gegen

die Anstaltsleitung legten sich heute die meisten von uns zu Bett, und lange dauerte es, bis es still wurde.

Um mich hatte man den ganzen Abend einen halb verlegenen, halb achtungsvollen Bogen gemacht. Ich merkte, daß ich eine große Person war, tat mir aber nichts darauf zugute. Auch diese Nacht schlief ich tief und traumlos durch. Dem nächsten Tag sah ich ergeben und vollkommen gefaßt entgegen. Alles war dazu bestimmt, vorbei zu gehen, und auch die zwei Jahre, die ich noch voraus hatte, mußten einmal ein Ende nehmen.

Selbstüberwindung

Die beiden Sträflinge fehlten beim Morgenessen und in der Andacht, dagegen erschienen sie nach derselben als die Hauptpersonen, von ihren Wächtern vorgeführt, in der anschließenden Gerichtshandlung. Die ganze Hausgemeinde blieb feierlich versammelt. Die Feststellung des Tatbestandes durch den Herrn Vater eröffnete das Verfahren. Man hörte jetzt, daß sie nicht bloß ausgerissen waren, sondern unterwegs auch gebettelt und sogar Lebensmittel gestohlen hatten. Schwer herausgefordert und erbittert wandte sich der Herr Vater dann wieder den Geheimzeichen zu. Er glaubte jetzt den Bund körperlich in der Hand zu haben — eben in der Gestalt dieser beiden armen Sünder —, und er war nicht der Mann, locker zu lassen, bevor Herzblut floß. Die Kreuze an der Tür und die Kreuze in den Fächern an Stelle der entwendeten Papiere — hier horchte Kleiber flüchtig auf — bewiesen deutlich, daß diesmal eine gemeinsame Verabredung und daher eine gemeinsame Verantwortung vorliege. Er werde sich heute nicht erst aufs Zureden einlassen; das habe er nicht mehr nötig. Er werde jetzt solange dahin schlagen, wo er gefaßt habe, bis er den gewissen Schrei höre, auf den er seit Monaten und Jahren warte. Möge jeder, der hieran sonst beteiligt sei, mit sich

ſchlüſſig werden. Der Tag der Buße ſei herangekommen. Er diktierte für den Anfang jedem fünfzehn Hiebe.

„Hinlegen!“ befahl er dem Samberger. Bleich und angegriffen gehorchte der großmäulige Burſche. Nach dem erſten Hieb begann er zu ſtöhnen, nach dem fünften heulte er. Dabei blieb er bis zum Schluß. Tränenüberſtrömt und mit rotem, aufgedunſenem Geſicht wankte er vom Stuhl weg und ſtand dann, ſich das Geſäß reibend, ratlos herum. Preller wartete mit dem Meerrohr in der Hand auf Kleiber.

„Haſt du mir etwas zu ſagen?“ fragte der Herr Vater den Samberger.

Samberger ſetzte ſich nach dem Katheder zu in Bewegung, alles in einer gewiſſen Beſinnungsloſigkeit, erſtieg die Stufen und warf ſich formlos mit Arm und Kopf über die Bibel, die dort lag.

„Es tut mir leid“, heulte er wie ein großer Hund. „Ich werde mich ganz gewiß beſſern. Und ich — danke für die Strafe!“

So hatte ihn die Nacht auf dem Boden mürb gemacht. Eine Stille folgte.

„Und die Geheimzeichen?“ fragte der Herr Vater.

„Von den Ge—heimzeichen weiß ich nichts!“ jammerte Samberger. „Wahrhaftigen Gott, Herr Vater!“ beteuerte er, während er das tränennaſſe Geſicht vom Arm hob. „Die Zeichen haben wir nicht gemacht!“

„Stell dich dort hin!“ Der Herr Vater blickte kalt und unbewegt. „Leg dich über, Kleiber.“

Auch Kleiber war blaß, aber gefaßt, und an ſich haltend, legte er ſich über den Stuhl. Regungslos und ohne einen Laut empfing er ſeine fünfzehn Hiebe. Als Preller fertig war, ſtand er auf und trat finſter beiſeite. Der Herr Vater wartete ein bißchen.

„Haſt du mir nichts zu ſagen, Kleiber?“ fragte er darauf mit einem Warnen in der Stimme, das kaum einer von uns überhört hätte. Kleiber blieb ſtumm. „Noch zehn Hiebe!“ befahl der Herr Vater.

Nach kurzem Zaudern begab ſich Kleiber zum Stuhl zurück und legte ſich wieder über. Preller gab nun ſein Beſtes her. Wer von uns vorn ſaß, konnte ſehen, wie ſich auf Kleibers dünner Sommerhoſe dunkle Flecken zu verbreiten anfingen; das war Blut. Auch dieſe Hiebe nahm er ſtumm und verbiſſen entgegen, und ſo aufrecht, wie es ihm immer möglich war, ſtellte er ſich nachher wieder ſeitwärts. Aber ſein Geſicht war jetzt hochrot, und ſeine Lippen bebten.

Der Herr Vater wartete wieder. Immer mehr wich ihm das Blut aus dem Geſicht; ſeine Lippen waren ſchon ganz fahl. Und dann befiel ihn, wie oft in Momenten höchſter Erregung, ein nervöſes Schlucken. Ich hatte es ſchon viel an mir ſelber hervorzubringen verſucht, um dahinter zu kommen, was es bedeutete. Er zuckte zuſammen wie unter unſichtbaren Stößen, die ihn zu einem kurzen, erboſten Jauchzen veranlaßten. Ich kann es nicht anders bezeichnen. Dabei war ich mir klar darüber, daß es in dieſem Moment eine aufreizende Verdrießlichkeit, wenn nicht eine Qual für ihn bedeutete, die ihn noch mehr ſtachelte. Unwillkürlich begann ich zu zittern. Er ſah ſchon wieder ſo unermeßlich mit ſich und uns zerfallen aus, daß ich mich auf noch ſchrecklichere Dinge gefaßt machte.

„Noch ſechs!“ ſtieß er hervor. Seine Stimme ſchwankte. In ſeine Geſtalt kam eine ſchwere Unruhe, die er vielleicht bloß bändigte, weil er nicht aufſpringen und erregt hin und her laufen konnte. Sein Schlucken wurde heftiger.

Aber auch unter uns entſtand nun eine Bewegung, während Kleiber wieder und diesmal länger zögerte. Es wurde gemurrt und geſtöhnt: „Der Schuft!“ Einige Mädchen weinten laut auf. Als Kleiber ſich eben in Bewegung ſetzen wollte, ſprang Herr Ruprecht von ſeinem Stuhl. „Das geht nicht, Vater!“ rief er erregt. „Der Junge blutet ſchon!“ Wie um ihren Beiſtand zu fordern, ſah er nach der Gegend, wo ſeine Mutter ſaß, aber es rührte ſich dort nichts. Doch begriffen wir alle: es war eine große Tat,

ein Wagnis für den eigenen Sohn ſogar. Einen Moment war es wieder ſtill.

„Warum weint denn der Junge nicht?“ ſchrie plötzlich der Herr Vater laut auf. „Fünfundzwanzig Hiebe und kein Ton, das war noch nie da!“

Niemand antwortete. Herr Ruprecht ſetzte ſich und ſtützte ratlos die Stirn in die Hand. Immer mehr Mädchen weinten. Ich begriff, daß ſie auch zum Teil aus Mitleid mit dem Herrn Vater weinten. Der wandte ſich nach einem ſtoßenden Grübeln wieder an Kleiber.

„Ich erlaſſe dir die dritten Hiebe, wenn du jetzt bekennſt, daß ihr die Kreuze an der Haustür gemacht habt“, kündigte er ihm an. „Im andern Fall“ — in ſeinen halb blinden Augen erſchien jenes eiſig-glühende Glimmen, das wir ſo ſehr fürchteten — „wird mich kein Blut abhalten, deine Seele zu befreien. Rede alſo!“

Plötzlich zuckte es in ſeinen Augenbrauen. Eine erbitterte Spannung riß ſie zuſammen. Er ſchloß die Augen. Ich kannte dieſe Miene nachgerade an ihm; ſie kündigte einen Migräneanfall an. Es wurde totenſtill. Auch das Weinen verſtummte. Man hätte nun eine Nadel zur Erde fallen hören. In dieſe Stille ſagte Kleiber endlich widerwillig und mit Anſtrengung: „Wir — haben die Kreuze gemacht!“

Der alte Mann atmete hörbar auf. Mit übermenſchlicher Anſtrengung, während Samberger dem Kleiber einen ſähen Blick zuwandte — auch uns ſaß der Schreck in den Gliedern wegen dieſes Geſtändniſſes —, brachte er die Sätze hervor: „Endlich — regt ſich Gott wieder in dir. — Komm näher her. Du ſollſt nicht — aus Furcht ſprechen, ſondern aus Liebe. — Will ich vielleicht Geſtändniſſe? Eure Seele will ich, die in dieſen Kreuzen und Sternen ſich verbarrikadiert. — Sprich weiter, Kind. Warum habt ihr dieſe Kreuze an die Tür gemalt? — Willſt du mir's nicht ſagen?“

Die Luft war nun ganz bewegt von seiner gewaltigen Werbung und von seinem leidenschaftlichen Atem. Rote Flecke erschienen vor Eifer auf seinen Wangen. Das war ja das Furchtbare, daß er bei allem, was er uns auferlegte, niemals unbeteiligt blieb, ja, daß er im Leiden stets der vorderste war! Kleiber wandte finster den Blick von ihm.

„Nein", sagte er kurz und feindlich.

„Ich werde euch solange einsperren und schlagen lassen, bis es heraus ist!" herrschte ihn der Herr Vater enttäuscht an. Dazu sagte er nichts. Überlegend brütete der gichtbrüchige Mann vor sich hin. „Führt sie wieder auf den Estrich!" befahl er endlich. „Zu essen erhalten sie nichts. Gebt ihnen Wasser. — Und die Bibel!" fügte er noch hinzu.

Damit war diese Sitzung aufgehoben. Die beiden Brüder kamen und trugen den Herrn Vater weg. Er saß tief in sich zusammengesunken auf dem Tragsessel und sah niemand mehr an. Nach ihm führten zwei andere Brüder die Ausreißer ab. Wir begaben uns nach unseren Arbeitstätten.

Dieser Tag und die folgende Nacht vergingen wie ihre Vorläufer; die Ausreißer verbrachten sie auf dem alten Estrich ohne Essen und nur mit sich selber als Gesellschaft, unausgesetzt von zwei Brüdern bewacht, die dort im Gestank beteten, schrieben, rechneten, aßen und abwechselnd auf ihren Stühlen schliefen. Uns schmeckte während der vierundzwanzig Stunden kein Essen und kein Spiel. Am kommenden Morgen stand eine neue Ausprügelung bevor, wenn nichts von unserer Seite geschah, um das Geheimnis preiszugeben. Aber mochten *sie* doch sprechen! Niemand von uns würde es ihnen verdenken. Was freilich werden sollte, wenn sie es nicht taten, war uns ganz unklar. Das Wahrscheinliche war die Besserungsanstalt.

Der Morgen kam. Diesmal wurden die Sünder schon zur Andacht vorgeführt. Sie standen neben dem Katheder im Angesicht der Hausgemeinde Schulter an Schulter mit finsteren und blassen

Gesichtern. Wir warteten auf das Erscheinen des Herrn Vaters. Die Minuten vergingen und wurden zu einer Viertelstunde; der Herr Vater kam nicht. Schon dachten wir, wir sollten durch Warten mürbe gemacht werden, als die Tür aufging und er hereingetragen wurde. Er sah verfallen und krank aus. Die Augen lagen ihm tief in den Höhlen. Mit einem leidvoll glimmenden Blick streifte er die beiden Ausreißer. Ich hatte die erschütternde Vorstellung: eine Ruine wird hier hereingetragen.

Die Andacht nahm ihren Beginn wie immer. Da sie später angefangen hatte, fiel das Orgelspiel aus, aber das Gebet war lang und drangvoll unruhig, und im Betrachtungsteil nahm er keinen Bezug auf den gelesenen Text, sondern redete von anderen Dingen, die seinem stolzen, geschlagenen Herzen näher lagen. Überraschend wandte er sich dann an die beiden Sünder. Zuerst eiferte er noch einmal hitzig auf sie ein, aber dann begann er ihnen zuzureden, so männlich und beinahe kameradschaftlich, so unverhüllt seine Wunden zeigend von Seele zu Seele, daß er heute noch einmal einen Sieg feiern konnte.

„Sieh mal, Kleiber", sagte er, „du hast mich geschlagen durch deine Flucht, einen siechen, alten Menschen, hast mir das Kreuz an die Tür gemalt, hast mir deinen Fluch hinterlassen, ohne zu fragen, ob ich die Kraft haben werde, ihn zu tragen. Gut. Ich habe dich fangen lassen und habe dich wieder geschlagen, habe auch dich leiden gemacht. — Aber du hast ein langes Leben vor dir, das meine zählt noch nach Jahren. Es steht uns also nicht zu, uns miteinander zu messen. Danke deinem Schöpfer für deine Jugend und deine Kraft, und mir gib, was mir gehört. Ich muß es haben, Kind. Ich kann nicht meine Rechte aufgeben. — Tritt hierher, damit ich dich sehen kann. So. — Schau mich an, wie Gott mit mir verfahren ist, und füge mir keinen neuen Schmerz zu. Sage nur ja oder nein. Habt ihr einen Bund gegen mich oder nicht?"

Die Stunde und der Raum, die Herzen und Sinne waren nun wieder schwer von dem starken Duft dieser eifervollen und leidens-

süchtigen Persönlichkeit. Wenn er den Menschen in uns ansprach, den Schicksalsgenossen auf diesem wechselvollen Stern, hatte er immer Erfolg. Es gehörte eine Ochsenstirn dazu, ihm auch jetzt zu widerstehen. Kleiber kämpfte. Eine Bewegung durchlief ihn. Leicht fiel es ihm auch jetzt nicht.

„Wir — haben einen Geheimbund!" gab er zu. Er sah fest und bedeutsam — zum erstenmal im Verlauf dieses Prozesses — zu uns hin. Er sagte nicht: „Wir hatten!" Er sagte mit deutlicher Unnachgiebigkeit: „Wir haben!" Das wurde auch richtig verstanden. Der Herr Vater senkte nachdenkend den Kopf. Kleiber hatte uns und unsere Sache vor der Lächerlichkeit gerettet. Es war kein kleiner Moment.

„Und die Zeichen —? Haben sie die Bedeutung, die ich ihnen unterlege?"

Auch das gab Kleiber zu.

„Wirst du eure Helfershelfer angeben?"

„Nein!"

„Einen weiß ich bestimmt!" ermahnte der Herr Vater. Kleiber schwieg. Ich zitterte leise.

Der Herr Vater überlegte wieder.

„Es wird natürlich keinen Zweck haben, daß ich den Bund verbiete", sah er voraus. „Das heißt, wenn ich wollte, so könnte ich. Aber ich will nicht. Ich will es jetzt einmal anders mit euch probieren. — Aber die Befassung der übrigen Hausgemeinde mit euren Zeichen hat jetzt vielleicht ein Ende", riet er an. „Habt schließlich soviel Bünde, wie ihr wollt. Nur mengt nicht Leute hinein, die älter und erfahrener sind als ihr. Dabei zieht ihr doch immer den kürzeren; das habt ihr jetzt wieder zu eurem Leidwesen erfahren müssen." Beinahe etwas wie Spott mischte sich dabei in seine Stimme. „Geht jetzt an eure Plätze. Macht die nächste Zeit nicht mehr von euch reden. Und so Gott mit euch."

Wir hatten geglaubt, einen Sieg in Händen zu haben. Plötzlich war es allen klar, daß er der Sieger war, weil er sich selbst über-

wunden hatte. Wir waren sehr betroffen. Mit der entwichenen Spannung hinterblieb uns eine gewisse Enttäuschung. Ruhig und etwas geschäftsmäßig, weil die Gedanken nun anderswo waren, ging die Andacht zu Ende. Dann nahm uns der gewohnte Tageslauf wieder auf.

Wer noch eine besondere Auseinandersetzung des Herrn Vaters mit mir erwartete, der irrte sich. Ich war von da an nicht anders für ihn vorhanden als die übrigen, und das ist eine Stärke und Entsagungskraft, die ich nie verkannt habe. Zum Schreiben wurde ich nicht wieder gerufen, aber auch kein anderer versah diesen Dienst. Dagegen bekam ich bald darauf die Versetzung zum Schuhputzen. Es war ein Strafposten und die niedrigste Arbeit, zu der man kommandiert werden konnte.

Der Bund trat nun in eine neue Entwicklung. Es zeigte sich, daß es eine Entwicklung zum Zerfall war als direkte Folge jener Haltung, die der Herr Vater schließlich zu ihm einnahm. Geistig war er uns in jedem Fall überlegen. Vor allem gewannen nun die unter uns die Oberhand, denen die mystischen Einschläge darin unbequem geworden waren. Die Bluttaufe wurde abgeschafft, das Geheimnis aufgehoben und der Bund setzte sich ab, gerann in einen orthodoxen Kern und einen liberalen, charakterlosen Hof. Ich blieb mit Kleiber und wenigen andern im Kern. Auch die Symbole griff man an. Seit jener Predigt des Herrn Vaters war das verschränkte Dreieck ohnehin als Judenstern in Verruf gekommen; nach vielen und leidenschaftlichen Debatten einigte man sich noch glimpflich auf meinen Vorschlag, vielleicht bloß die Innenbalken wegzulassen; der Judenvorwurf war mir auch nicht recht. Künftig sah der Stern unverfänglich so aus: ✡. Aber man kann aus einem Kultus nicht Bestandteile herausbrechen, ohne ihn eben um seinen Inhalt zu bringen.

Allein auch der Herr Vater mußte für seinen letzten Sieg bezahlen. Von dieser Zeit begann sein eigener Zerfall sichtbarer zu werden.

Dreizehntes Kapitel

Ein weiſes Herz

Böſe und gute Geiſter

Der Trakt zwiſchen dem alten und dem neuen Schloß hieß nach der Art ſeines Bodenbelags „der Zementboden“. Er war ein zugiger, großer Eſtrich mit einer Anzahl von Türen, deren eine nach der Arbeitſtube ging, eine gegenüber nach dem Andachtſaal, eine nach der Wendeltreppe und eine nach der anliegenden Schuſterei. Auf dem Zementboden ſtanden zwei große Regale mit etwa achtzig Paar Schuhen, vierzig Paar für den Sonntag und vierzig für den Werktag. Die Sonntagſchuhe mußten gewichſt werden, die für werktags wurden geſchmiert. Das war meine Wochenarbeit. Dazu kamen noch die Lehrerſchuhe, die ich auf den Zimmern zu holen und wieder dahin abzuliefern hatte. In der guten Jahreszeit arbeitete ich auf dem Zementboden einſam, während der ſchlechten in der Schuſterei. In meine ſtille Tätigkeit klangen zwei Orgeln: die unſere, auf der die älteſte Klaſſe der Brüder übte, und die katholiſche, wenn ein Feiertag war. Vom Anſatz zur Wendeltreppe führte eine Tür links nach der katholiſchen Orgelempore, weiter unten eine nach der Frauenſeite im Schiff. Manchmal war mein ganzer Zementboden voll Weihrauch. Ich hörte die Geſänge und Litaneien der Katholiken. Sie waren mir bereits etwas Fremdes, Seltſames geworden; der Hochmut der Anſtalt gegenüber katholiſchem Weſen hatte auch mich endgültig ergriffen.

Der Schuhmacher, mit dem ich es zu tun bekam, hieß Obriſt und ſoll ebenfalls katholiſch geweſen ſein. Er ſelber bezeichnete ſich jedenfalls gern und mit einem gewiſſen phantaſtiſchen Schwung, der ſeine Art auszeichnete, als Katholiken; ich glaube aber heute noch nicht daran, halte es auch für ausgeſchloſſen, daß die durch-

dringend proteſtantiſche Anſtalt einen Katholiken für längere Zeit als Hausgenoſſen aufgenommen haben ſoll. Obriſt war ein ziemlich großer Mann mit luſtigem, faltigem Geſicht, das voller Schalkhaftigkeiten ſteckte, einem braunen geringelten Schnurrbart, für den er viel tat, etwas zurückgewichenem ſchütterem Haarwuchs, einem Grübchen im Kinn, und im ganzen genommen ein bereits etwas beſtandener Junggeſelle, der das Kind in ſich noch nicht loswerden konnte, während ſchon das eine oder andere Vorzeichen des reiferen Mannesalters an ihn herantrat. Dieſen Vorzeichen ſowie allen bedenklichen Gegenſtänden und Mächten des Lebens, die Anſtaltsobrigkeit eingeſchloſſen, begegnete er mit ſpöttiſcher Phantaſtik, oder an bedeckten Tagen, die auch er kannte, mit gutartig biſſiger Raunzigkeit, durch die er ſich das Unbequeme vom Hals hielt, ohne es ſich zum Feind zu machen.

Jenſeits der Anſtaltsfrömmigkeit, die er bloß als Hausordnung mitmachte, verkehrte er mit einer anſchauungsreichen Geiſterwelt, worin er, im Gegenſatz zu Kunzelmann, ſehr vergnügt und wohlbehalten lebte. Nach Gott ſelber fragte er nicht ſo viel, daß er auf die Idee kommen konnte, von ihm verlaſſen zu ſein. Deſſen Daſein ſetzte er ein für allemal voraus, und den unendlichen Raum zwiſchen ſich und ihm erfüllte er unverzagt mit lauter Seinesgleichen, denn etwas anderes als eine Art von luſtigeren Obriſten waren ja ſeine Geſpenſter und Geiſter nicht. Um den Teufel dagegen machte er einen reſpektvollen Bogen; dazu wollte er ſich nicht äußern. Fragte man ihn, ob er an den Teufel glaube, ſo ſagte er regelmäßig mit einer beſcheidenen oder beſchwichtigenden Handbewegung, er habe nicht gehört, daß dem Teufel an ſeinem Glauben etwas Beſonderes gelegen ſei. Er wußte vom Vitzliputzli und ſprach den Namen gern und mit einer gewiſſen verwandtſchaftlichen Betonung aus, in der er ſich irgendwie unterbrachte. Der Mephiſtopheles war etwas ganz anderes als der Teufel, ſo eine Art von heidniſcher Naturgewalt, im Gegenſatz zu dem chriſtlichen Gewiſſenswiderſacher und Ankläger; an den

Mephiſtopheles ſchien er ſich ebenfalls eng angeſchloſſen zu haben, da er von ihm lange Jugend und einen fröhlichen ſpäten Tod erwartete. Mephiſtopheles werde ihn einmal, ſagte er, im Hochſommer in einem Sonnenfeuerchen davonführen, ſo daß er den Tod kaum gewahr werde.

Was ich denn überhaupt glaube, warum er bei ſeiner Statur und Kunſt keine Frau nähme und kein eigenes Geſchäft anfange? Frauen und Kundſchaft würden ihm in Menge zulaufen, aber die wahre Kunſt des Lebens beſtehe darin, den Teufel und den Tod zu betrügen. Darauf müſſe ein weiſer Mann alles anlegen. Die Ehemänner und die Geſchäftsinhaber, Hausbeſitzer und ſo weiter ſtürben alle eines ſchweren, reuevollen Todes, aber die ſich mit keinem Weib und keinem Beſitz belaſtet oder ſich beizeiten daraus gemacht hätten, die ſchwänden aus dem Leben weg wie ein Gerüchlein, aber ein wohlduftendes. Nicht einmal verweſen werde er; dafür habe Mephiſtopheles ihm zu ſorgen verſprochen. Wenn man nach einem Jahr etwa ſein Grab wieder aufmachen würde, ſo könnte es ſich finden, daß man auf nichts ſtoße, als auf ein ſauberes, leeres Särglein, aus dem der Obriſt unter Hinterlaſſung eines letzten Erdenwindchens ſich ſtill hinweggehoben habe. Er möchte aber nicht unter denen ſein, die das Windchen zu riechen bekämen, denn es ſei darin aller Verdruß, Zorn, Kummer und Verluſt gründlich abgeſetzt.

Sein zweites Thema waren die Mädchen und die Frauen. Er ſagte, ſie ſeien die Räder, auf denen ein kluger Mann durchs Leben kutſchiere. Er habe bisher hundertundachtzehn Mädchen gehabt, und keine ungeküßt aus den Händen gelaſſen. Mädchenküſſe gäben hohes Alter und hielten lange geſund. Frauenküſſe dagegen zehrten und vergreiſten vorzeitig. Vor Frauen habe er ſich immer vorgeſehen. Manchmal ſchien es mir, als ob er einmal verheiratet geweſen und dieſem für ihn gefährlichen Zuſtand auf irgendeine ſubtile Art entronnen ſei, ich glaube ſogar — und es würde ihm ſehr ähnlich ſehen —, daß er ſich einfach franzöſiſch empfohlen hat.

Dabei war er eine ausgemacht liebenswürdige Natur, ein Eulenſpiegel ohne Schärfe, ein Vagabund ohne Verkommenheit.

Am Sonntag trug er einen hübſchen dunkeln Anzug, in dem er gleich nach dem Eſſen ſich unbeſchrien nach den katholiſchen Nachbardörfern oder nach dem ſchweizeriſchen Heinſelden davonmachte, wo die Religion zwar gemiſcht iſt, wo ihm aber die Mädchen wähleriſch auf beiden Seiten gefielen. Mit den andern Handwerkern der Anſtalt ging er nie. Vor Preller beſonders nahm er ſich aus allen Kräften in acht; ihm gegenüber wurde er ſtets zum Diplomaten, bekam ſeine Haltung etwas honorig Abgemeſſenes, als ob er deſſen Amtsvorſteher wäre und ihn gelegentlich einmal eines Wortes würdigte. Stets wußte er, wohin die anderen am Sonntag ihre Unternehmungen zu richten gedachten, um einen erlaubten züchtigen Spaziergang zu machen und vielleicht irgendwo ein Glas Bier zu wagen, wenn ſie ſehr verwegener Stimmung wurden. Dahin ging er nicht. Dagegen wenn irgendwo in Nollingen oder in Minſeln, auch in Schopfheim überm Berg ein Tänzchen geſchwungen wurde, da hätte man ihn finden können, aber er wußte ſich zu hüten. Die Anklage, mit katholiſchen Mädchen getanzt zu haben — ſelbſt die evangeliſchen Walzer und Polkas wären ihm vor der Obrigkeit nicht abſolut freudig erinnerlich geworden —, hätte ihm unweigerlich den Hals gebrochen. Katholiſches Weſen galt hier ein für allemal als ausgemacht minderwertig, ſittlich tieferſtehend, und ein Handwerker der Anſtalt Demutt hatte ſittlich hoch zu ſtehen, dafür wurde er bezahlt mit zweihundert Mark im Jahr.

Wie man über weltliche Vergnügungen an der höchſten Spitze dachte, kann ein Zug zeigen, den ich hier einfügen will, da ich ihn ſonſt vielleicht vergeſſe. Eines Tages wollte uns der Herr Vater die Verwerflichkeit der weltlichen Geſinnung klarmachen, die aus Augenluſt, Fleiſchesluſt und hoffärtigem Weſen beſtehe. Nachdem er lange umſonſt verſucht hatte, uns einen greifbaren Begriff von der Sache zu geben, ſagte er zuſammenfaſſend und

gipfelnd: „Seid nicht wie ſie, hütet euch zeitlebens vor ihnen, die da hingehen und ſingen: Konſtanz liegt am Bodenſee. Wer's net glaubt, mag ſelbſt hingeh'!“

Gefahrvolle Liebe

Obriſt ſang alſo nicht bloß ſolche anzügliche und im höchſten Maße zweideutige Lieder, ſondern er ging tatkräftig nach Pläſier und kam ſpätabends erfriſcht und von einer Fidelität beſeſſen nach Hauſe, die auch noch für die nächſten Tage reichte. Allmählich machte er mich zum Vertrauten ſeiner Fahrten, um die niemand außer mir wußte. Ich wurde aber noch Mitwiſſer von ganz anderen und ſchwerer wiegenden Dingen.

Seit einer gewiſſen Zeit hatte dieſer Vetter und Freund des Mephiſtopheles angefangen, ſtiller zu werden. Eine leiſe, vorerſt noch mit ſich ſelber ſpielende Traurigkeit machte ſich an ihm fühlbar, die den Reiz ſeiner Perſönlichkeit vielleicht noch erhöhte, aber allmählich zeigte er Unruhe, begann zu ſeufzen, und die Traurigkeit ſteigerte ſich zu einer phantaſtiſchen Schwermut, in der er mir manchmal ein bißchen Kopfnot verurſachte. Seine Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten wurden dringlicher, handgreiflicher. Er ſtand ſelber mit dem oder jenem Dämon in Verbindung und konnte ihn erſcheinen laſſen, aber ich durfte keine Angſt haben. Natürlich hatte ich Angſt, und es wurde aus dieſem Grund ſchon kein Verſuch gemacht, aber allein die Bereitſchaft genügte, um meinen Glauben gewaltig zu ſteigern. Ich ſah mich ſchon in einen Schein aus der anderen Welt eingewoben, und ſeine guten und böſen Geiſter leuchteten mir von Tag zu Tag mehr ein. Als Obriſt dazwiſchen einmal alles als Unſinn erklärte und vierundzwanzig Stunden lang den verwegenen Atheiſten ſpielte, ſah ich darin nichts als eine Störung, die ich bedauernd und leiſe verwundert verwartete.

Richtig empfing er mich am nächſten Morgen nach der Andacht

mit der Mitteilung, daß dieſer Herr Vater, wenn er auch ein ſtudierter Theologe ſei, nichts verſtehe. Er aber, Obriſt, habe heute nacht mit dem Vitzliputzli eine Unterredung gehabt, die nicht zum Lachen geweſen ſei. Dort auf dem unteren Ende des Bettes habe er, Vitzliputzli, geſeſſen, mit den Beinen geſchlenkert und ihm Auskunft gegeben. Durch ein unſchuldiges Kind, ſcheine es, ſei etwas zu machen. Wenn er eine Ehe mit einer Frau zum Beiſpiel durch einen Knaben, der ihm ergeben ſei, einleiten könne, ſo brauche er wegen der Folgen nicht ſo viel Sorge zu haben. Er ſei dann gegen das meiſte gefeit, und von dem Beſitz müſſe er nur jedes Jahr eine Kerze zum Altar ſtiften, ſo werde auch der ihn nicht hinunterziehen. In der Folge tat mir Obriſt viel Gutes und Liebes an, ſchenkte mir Bleiſtifte und kleine Geſchichtenbücher, die mir weggenommen wurden, worüber er ſich ſehr erboſte, Zeichenhefte und Farben, und während er immer mehr das Eſſen aufzugeben ſchien, bekam ich unvermutet eine gute Zeit. Von ſeinem Zehnuhr- und Veſperbrot erhielt ich den größten Teil, und auch von ſeinem Mittagsfleiſch hob er mir beinahe jeden Tag ein Stückchen in einem Papier auf. Indeſſen ich ein bißchen fetter wurde, magerte er ſichtlich ab.

Einmal ſprach er ſo traurig vom Leben und vom Tod, von der Verlaſſenheit, und wie ſchwer es ſei, glücklich zu werden, ohne dafür den Strafen der Dämonen zu verfallen, und ohne andere Menſchen in ſein Verhängnis hineinzureißen, daß ich ſelber ganz traurig wurde und ihn zu tröſten anfing, ſo gut ich konnte. Auf einmal fragte er mich, ob ich ihn denn leiden könne und ihm gut ſei, und ich bejahte alles aufrichtig. Lange war er darauf ſtill und arbeitete innerlich beſchäftigt vor ſich hin, während ſeine Lippen ſich in einem angelegentlichen Selbſt- oder Zwiegeſpräch bewegten. Er wurde mir wieder beinahe unheimlich. Plötzlich ſah er auf. „Willſt du mir einen Brief ſchreiben?“ fragte er, und ſeine Augen muſterten mich ſo unruhig und beſorgt, daß ich auch ja geſagt haben würde, wenn ich es nicht gern getan hätte.

„Alſo hör' zu", ſagte er und ließ die Arbeit ſinken. „Da iſt nämlich nun doch ſo eine Frau, verſtehſt du. Schön. Reich. Ja, was ſagſt du dazu? So wird man von den Geiſtern geführt. Und ſie ſieht mich gern. Lacht, ſobald ich ihr in den Weg komme, übers ganze Geſicht. Hat einen guten Ruf. Eine Ordnung auf dem Hof und im Haus — das ſagen alle. Aber ihr erſter Mann iſt beim Birnenpflücken vom Baum gefallen und hat ſich den Hals gebrochen. Das bringe ich nicht aus dem Kopf. Hätteſt du da Angſt? Ich habe. Da walten doch die Dämonen. Wer ſoll ihn ſonſt geſtürzt haben? Vielleicht lieben ſie ſie und ſind eiferſüchtig auf den irdiſchen Mann. Sie war inzwiſchen beinahe verlobt mit einem Witwer; der wird nachts auf dem Weg vom Wirtshaus erſtochen. Seit Menſchengedenken der erſte Mord in der Gegend, und der Mörder hatte dabei einen anderen im Auge gehabt; muß ſich gerade irren, damit die Witwe wieder ohne Mann bleibt. Seither, es ſind drei Jahre, hat ſich keiner mehr an ſie herangewagt. Vielleicht hat ſie auch keinen angenommen, mag ſein. Sie ſelber ſagt ſo, die anderen ſagen anders.

Was iſt wahr im Leben? Siehſt immer auf Dinge wie durch einen Schleier, auf dem fremde Geſtalten gemalt ſind. Immer biſt du in Gefahr, daß du verwechſelſt, und dann verfällſt du den Dämonen. Die Dämonen, verſtehſt du, das ſind die Geiſter, die fortwährend beinahe erſcheinen können, und die fühlſt du darum am meiſten. Die guten Geiſter ſind ganz luftig und zart, und du kannſt ſie nur ahnen. Sieh mal, ich habe nun ein ſehr feines Gefühl. Fahre ich mit den Fingerſpitzen über die Scheiben, ſo fühle ich jede Unebenheit. Aber die Unebenheiten in der Zukunft, die ſpüre ich auch nicht. Denkſt du, der Herr Vater ſpürt ſie? Der fühlt noch weniger, obwohl er weiße, feine Fingerchen hat. Es gibt keinen Weg, als mit der Unſchuld in die Zukunft zu gehen.

Vom Vitzliputzli wollte ich gern noch mehr hören, aber der erſcheint jetzt nicht. Ganz verlaſſen iſt man, ſobald man etwas vorhat. Aber er hat ja geſagt, mit einem Knaben, der mir ergeben

ist, kann ich etwas machen. Darum eben sollst du mir den Brief schreiben. Das gibt einen guten Eingang, über den die Dämonen keine Gewalt haben."

Die Werbung

Um nicht von der Frau Mutter gestört zu werden, mußte ich den Brief in seiner Schlafkammer schreiben; kam sie dazu, so konnte er sagen, daß ich sein Zimmer in Ordnung gebracht habe. Ein Briefbogen mit einer schönen roten Rose oben in der Ecke lag schon da.

„Aber du mußt alles selbst schreiben. Ich kann dir bloß sagen, was drin stehen soll. — Meinst du, man soll schreiben: ‚Sehr geehrte Frau Rütlin'? Rütlin heißt sie nämlich. Agnes zum Vornamen. Oder: ‚Liebe Frau Rütlin'? Schreib zuerst da oben das Datum."

Ich schrieb das Datum.

„Also wenn du meinst: ‚Geehrte Agnes!' Oder auch: ‚Liebe Frau Rütlin!' Oder: ‚Liebe Agnes!' Ich sage nämlich schon du zu ihr, aber von der Heirat ist noch keine Rede gewesen, und das ist so ein dunkler Punkt. Ich bin ganz verzweifelt. Schreib nur, was dir am besten vorkommt. Bist ja klug und ein guter Kopf."

Ich schrieb: „Liebe Agnes!", da er doch schon du zu ihr sagte.

„Also jetzt mußt du ungefähr so schreiben: Ich liebe die Agnes schon lange, denke Tag und Nacht an sie, magere ab ihretwegen. — Von den Geistern und Dämonen schreibst du ihr nichts; das wird sie vielleicht erschrecken. — Ich kann jetzt nicht mehr länger so weitermachen. Mein Seelenheil steht auf dem Spiel. Das kannst du ihr gut und gern sagen, ist auch buchstäblich wahr. Kniefällig bitte ich sie daher, die Meine zu werden, um mein zeitliches und ewiges Glück zu begründen. Wir werden uns katholisch trauen lassen. Darunter schreibst du: ‚Ein unschuldiges Kind hat diesen Brief geschrieben, zum Zeichen meiner Ehrerbietung und

Treue!‘ Das iſt ſehr wichtig. Du darfſt es nicht vergeſſen. Mit dieſen Worten: ‚Ehrerbietung und Treue!‘ Sie hält auf ſich und iſt ſtreng mit den Männern, verſtehſt du. Wer ſie hat, hat einen Schatz. Und: ‚Um ihr Glück zu bringen!‘ ſchreibſt du noch. Schließen mußt du: ‚In herzlicher baldiger Erwartung Ihres Geneigten Ihr‘ — Den Namen ſchreib‘ ich dann ſelber.“

Ich wußte bald nicht mehr, was ich hinſchreiben ſollte und was er in ſeiner Angſt und Liebesnot nur ſonſt ſo herausſprudelte. Er war ja ſo unruhig und ſprunghaft geworden. Doch kam ich mit dem Brief richtig zuſtande, und er lobte alles ſehr. Er wurde ganz aufgeregt vor Freude und Hoffnung, küßte mich auf beide Wangen, nannte mich ſeinen guten Geiſt und ſchenkte mir einen Taler. Mit meiner Hand ſchrieb er ſeinen Namen darunter, um nichts zu verunreinigen durch ſeine „ſündige Perſönlichkeit“. Den Tag durfte ich nichts mehr arbeiten, mußte ein Buch nehmen und leſen, aber er ſtörte mich immer wieder durch ſeine Beſchreibungen — ſie war ſchlank wie eine Zwanzigjährige, aufrecht, ſtolz, ſchnell, freundlich und gütig — und durch Äußerungen ſeiner Furcht und ſeiner Zweifel. „Es wird doch alles wieder anders kommen!“ ſeufzte er ſchließlich. „Lies jetzt, Johannes.“ Von da an ſtörte er mich nicht mehr; ich konnte eine ganze Indianergeſchichte vom Anfang bis zum Schluß hintereinander leſen.

Obriſt hatte recht; es kam ganz anders. Erſt beſann ſie ſich mit ihrer Antwort, und dann verſchob ſie ihn aufs Warten, konnte ſich noch nicht entſchließen, ſchätzte und liebte ihn aufrichtig, aber zum Heiraten war ſie noch nicht reif. Noch ſtanden die Schatten der Dahingegangenen zu dicht an ihrem Weg; ſie würde nicht wagen, an ihnen vorbei zur Kirchentür zu gehen. Ich begriff nun, daß in den beiden Menſchen Gleichklänge lagen, Schüchternheiten, Zartheiten, die ſie füreinander vielleicht ſehr geeignet machten, in denen ſich jedes beim anderen ſicher aufgehoben fühlen konnte, aber er hatte durch ſeinen Entſchluß einen Vorſprung vor ihr, den ſie zuerſt einholen mußte. Über ihre Antwort war er etwas niederge-

ſchlagen und enttäuſcht, da er eigentlich nach den angewandten Mitteln auf eine Zuſage gehofft hatte.

„Aber wenn nicht du geſchrieben hätteſt, Johannes, ſondern ich mit meiner Hand, an der das Unheil hängt, ſo hätte ſie womöglich kurz abgeſchrieben und mir die Freundſchaft gekündigt, mich nie mehr vor ihre Augen kommen laſſen. Es iſt ſchon viel, daß ſie ſich das gefallen läßt."

Er wurde jetzt noch ſtiller und beſinnlicher, gab das Herumtanzen in den Dörfern ganz auf, wandte ſich ausſchließlich ſeiner Agnes zu, blieb aber gleichzeitig auch immer öfter den Hausandachten fern mit der Angabe, daß er keine Zeit dazu habe, die Arbeit dränge. Tatſächlich waren Konfirmandenſchuhe zu machen, vierundzwanzig Paar auf einmal, und man ließ ihn zufrieden. Während der Andachten war ich vielfach durch das Bewußtſein ſeines Fehlens im Saal abgezogen. Ich fühlte ihn nebenan in dem Zimmer, in welchem Bernhard von Weimar die Belagerung Heinfeldens geleitet hatte, horchte auf ſeine einſamen Arbeitsgeräuſche und dachte unzulängliche, aber ehrlich verwunderte und andächtige Gedanken über das Leben der Menſchen dort draußen, woher dieſer einfache ſtarke Strom von Schickſal und freiem Frauenermeſſen zu mir her drang. Zu denken gab mir ferner ſeine ſtille Um- oder Rückwandlung zum Katholiken, die auch wieder ihre merkwürdigen Noten hatte. Die katholiſche Kirche nebenan haßte und verſpottete er, machte ſich luſtig über das „Geplärr" der Kirſauer und Ratmatter, denen ſie gehörte, und über ihren „dummen Aberglauben". Aber in Minſeln war alles ſchön, gut, rührend, großartig. Heimlich war er zweimal dort in der Meſſe geweſen, um mit Agnes im gleichen Raum zu ſein, und das war ſo gut, als wäre er mit ihr im Himmel geweſen, obwohl er ſich vor ihr verborgen hatte, um ſie nicht zu verſtimmen. Viel verkehrte er in dieſen Tagen der Schickſalsfurcht, die er ohne Agnes leben mußte, mit den Heiligen, von denen er Bilder bei ſich trug. Auch das waren Menſchen, die vom Sturm der Gefühle ergriffen,

bei den Dämonen ins Geſchrei gekommen und vom Feuer des Daſeins verſengt worden waren. Ob ihr Ziel Gott und Chriſtus, das ſeine aber Agnes Nätlin hieß, das verſchlug ihm wenig; die Hauptſache war ihm die Herznot und die Unentrinnbarkeit, und darin fühlte er ſich mit ihnen verwandt, abgeſehen davon, daß er die Bilderchen von ihr hatte und ſie darum ohnehin als Wegmarken ſeines Glücks oder Unglücks betrachtete.

Zwei Sonntage gingen aber vorbei, an denen er ſie überhaupt nicht geſehen hatte, und am dritten Montag fand ich ihn traurig und verzagt. Sich ihr wieder brieflich zu nähern, wagte er nicht. Er fing von neuem an zu grübeln, zweifelte ernſtlich an ſich und ſchmiedete Pläne, wie er mich mit ihr zuſammenbringen könnte. „Du haſt einen ſeelenvollen Kinderblick“, ſagte er. „Der bannt die Dämonen, und der Vitzliputzli kann dann weiterhelfen.“ Außerdem wünſchte er, mir Agnes zeigen zu können, damit ich ſeine Beſchreibungen beſtätigt finden und ihm recht geben ſollte. Es kam nie dazu. Auch zum Photographen war ſie nicht zu bewegen geweſen. Ich ſah ſie aber innerlich als eine edle Frauengeſtalt, von Dunkelheiten umgeben und darin kämpfend, und fing an zu beten, daß Gott der Agnes Nätlin aus ihren einſchüchternden Lebensverſtrickungen heraushelfen wolle. Nebenher begann ich von ihr zu träumen, ſüße, werte Träume von unbeſtimmbarem, doch beglückendem Gehalt, von denen auch im Lauf des Tages eine erhebende und kräftige Wirkung auf mich überging. Es war, wie wenn ich einen Glockenton aus jener Welt erſtmalig von fern vernommen hätte, und dieſer ſonore, getragene Klang tat mir in der ſonſtigen niederen Begebnisloſigkeit meiner Gegenwart wohl und half mir weiter wie die Stimme einer Mutter oder älteren Schweſter.

Noch mehr Dämonen

In diesen Tagen wurde auf dem Kirchhof der Gemeinde ein Mädchen begraben, das an der Geburt eines unehelichen Kindes gestorben war; das Kind begrub man mit ihr. Wir erfuhren davon nichts, aber Obrist hörte von der Sache in Minseln, und erzählte sie mir. Mir fiel gleich der Ton auf, in dem er das tat. Ihm hing etwas Besonderes an der Geschichte, ein Schauer, ein Wahrzeichen. Er war ergriffen, von Mitleid und Kummer erfüllt, und infolgedessen ging auch ich herum, als wäre alles anders gekommen, wenn ich zur rechten Zeit hätte eingreifen können.

Einige Tage später, als ich nach der Nachmittagsfreistunde bei ihm eintrat, fand ich ihn untätig, kopfhängend, und so in sich versunken, sozusagen in sich selber eingestürzt, daß er meinen Eintritt kaum zu beachten schien. Er hatte die Faust zwischen den Zähnen, sah ganz ratlos und verwaist aus, und als ich ihn noch einmal ansah, bemerkte ich, daß er Tränen in den Augen hatte. Ich wagte nichts zu sagen und machte mich still an meine Arbeit.

Nachher nahm auch er die seine wieder auf. Etwa eine Stunde arbeiteten wir stumm vor uns hin. Immer dringender kam in mir das Gefühl auf, als sei noch ein Drittes hier in der Stube, eine fremde, namenlose Macht, die mit einem von uns anzubinden im Sinn habe. Um sechs Uhr steckte ich ihm die Lampe an. Es regnete draußen, und der Wind ging stark. Ich dachte an das arme Mädchen in der Erde und an die unbehütete kleine Seele des Kindes, die jetzt vielleicht da draußen in der Kälte herumflatterte, denn Obrist hatte gesagt, solche Seelen könnten nicht heimfinden. Als ich wieder zu meinem Platz beim Ofen zurückkehren wollte, rief er mich an.

„Sieh mal hinter den Ofen!“ sagte er ruhig und mit der gewissen Stimme eines Mannes, der mehr sieht als andere. „Kannst du etwas unterscheiden?“

Es war einer jener gewaltigen runden Öfen mit einem Eiſenmantel und innen gemauert, die, einmal ordentlich eingeheizt, durch die ganze Nacht warm halten. Aber etwas Beſonderes bemerkte ich nicht hinter ihm, dagegen wurde mir jetzt etwas eigenartig zu Mute, hatte doch ich ſelber an die Anweſenheit eines unſichtbaren Unbekannten in der Stube gedacht.

„Da ſitzt Vitzliputzli mit dem kleinen Kind im Arm", ſagte Obriſt ganz einfach. „Er will mit mir ſprechen, aber ich will jetzt nicht. — Komm, ſetz' dich hierher; ich werde dir etwas erzählen. Mag er alles hören; er hat mir zu ſchlecht mitgeſpielt und mich zu lange zappeln laſſen. Ich bin ein Chriſt, das ſoll er nicht vergeſſen, und wenn ich will, ſo kann ich ihn büßen machen. Keiner wird ihn freiſprechen."

Ich gehorchte, aber er war ſo beunruhigt und erzürnt trotz der Gehaltenheit, die er über das Erſcheinen des Vitzliputzli bewies, daß er noch eine ganze Weile brauchte, bis er ſprechen konnte.

Während er dies dann tat, ſah ich faſt mit Augen, wie ein geheimnisvoller Ring, der ſchon längere Zeit um uns lag, ſich nun vollends ſchloß. Drinnen ſaßen wir, Agnes, Obriſt und ich, umgeben vom gedrängten Kampf der Geiſter, von bewegter Dunkelheit und von zum Teil feierlichen, zum Teil hinfälligen Stimmen. Außen um uns herum lag ein Kreis von Feuer und zürnender Helligkeit des Verhängniſſes. Zuerſt erinnerte er mich noch einmal an das tote Mädchen und das Kind, das vordem in ſeiner Mutter ſicher gewohnt habe, und das zu ſeinem Verderb von den Dämonen herausgelockt worden ſei, und dann ging er zu ſeinem Anteil daran über.

„Sieh mal, in der gleichen Zeit iſt da ſo ein Müllerkerl in Minſeln, der ſich an meine Agnes macht, ein Burſch — größer als ich, ſtolz, breit, reich, na, alſo ein — Ausbund. Und wer bin ich? Das heißt, wenn ich will —! Aber ich will nicht ſo, verſtehſt du. Hoffart gegen Hoffart — das tut nie gut. Weiß aber jetzt, was dort für ein Kampf vor ſich gegangen iſt die letzte Zeit. Die

Dämonen ſind wieder an der Arbeit geweſen. Dein Brief — vielleicht konnte er gar nicht eindringen, verſtehſt du. Möglicherweiſe muß man mit ganz anderen Mitteln vorgehen. Das wird ſich finden. Alſo der Müllerburſch — ums Haus geſchlichen iſt er ihr nicht, nein; breit und ſtolz hineingetrappt. ‚Will dich haben!‘ Gibt ſolche üppigen Semeſter. ‚Bin der und der! Alſo her mit der Sache!‘ Und eine Frau, mußt du wiſſen, iſt auch nicht von Eiſen oder Holz. Sie vor allem hat lang keinen rechten Kerl mehr geſehen. Hat ja wie im Kloſter gelebt. — Die beiden Sonntage, die ich ſie nicht traf, da war ſie nicht mit ihm, gewiß, das war ſie nicht!“ Aber ſeine vergrämten Züge ging ein ſtilles Leuchten der Freude. „Ganz in der Heimlichkeit hat ſie ſich ſchon frühmorgens aufgemacht, um in Schopfheim und dann in Adelshauſen Bekannte zu beſuchen. Der Kerl hatte nämlich geſchworen, mir die Knochen im Leib zu zerſchlagen, wenn ſie mir noch ein Wort und einen Blick gönnt. ‚Alſo gut, vergnüg‘ dich allein!‘ —

Mir, als ich an ihre verſchloſſene Tür kam, fiel ſchon ſo ein langer Schlagtot auf, der mir Augen machte, als ob er mich freſſen wollte. Dachte mir aber weiß Gott nichts dabei, hatte ja bloß die Agnes im Kopf. Ging ins Wirtshaus, ließ mir ein Bier geben, ſaß und grübelte. Zwei-, dreimal kommt der blonde Dickkopf mit dem ſchiefen Hut am Fenſter vorbei. Dann ſtapft er breit durch die Tür und ſetzt ſich in den Winkel gegenüber, fängt an, mich anzuſtarren, bis es mir zu dumm wird und ich ihm den Rücken zudrehe. Hab‘ wahrhaftigen Gott nichts gemerkt. Bin dran vorbeigekommen wie der Reiter überm Bodenſee. Siehſt du, das iſt Frauengüte. Wäre ſie dageblieben, ſo zierte ich vielleicht auch den Raſen. Oder er zierte ihn, denn wenn der Zorn über mich kommt, dann kenne ich mich nicht mehr, und niemand kennt mich.

So auch am zweiten Sonntag. Da ſetzt er ſich ſogar an den Tiſch nebenan, fängt an, Reden zu führen, mich wie aus Verſehen anzuſtoßen, aber — wie eine Fliege, verſtehſt du, ſo empfand ich

ihn. Störte mich, veränderte wieder meinen Platz. Wäre ich nicht ſo verſunken geweſen in ſie, ſo hätte es grobe Händel gegeben, und wir wären — entweiht geweſen, alle. — Das iſt die rechte Frau, das mußt du dir merken, in der man wohnen kann wie in einer Kirche, wo einen nichts Gemeines berühren darf, wo man alles um ſich her vergißt. — Ging nach Hauſe, wie von Gott behütet. Zwei-, dreimal knackt und kracht es im Gebüſch neben dem Weg, als ob ein großes Tier mitgeht. Hätte ich ihn angerufen — na, es war Nacht, und kein Menſch weit und breit. Und es iſt noch kein Stern vom Himmel gefallen, um einem Unſchuldigen zu helfen. Aber ich ging — an ihrer Hand, verſtehſt du.

Aber daß ſie bei allem ſo ſchweigt, das iſt das Schwere. Das iſt das tiefe Geheimnis. Das heißt — noch ein tieferes Geheimnis gibt es da: das droben auf dem Kirchhof. Ja — das hat der blonde, ſtolze Müller auf dem Gewiſſen, der meine Agnes — belagert. — Zu denken: einer hat ſo ein Mädchen und ein Kinderſeelchen ins Grab gebracht, muß ſie beide verantworten vor dem himmliſchen Richter — und geht hoch aufgerichtet, kühn und unbändig umher, als ob nichts wäre. — Dabei die Agnes ſchweigt. Ich habe für ganz ſicher erfahren, daß ſie alles weiß. Und ſchweigt weiter. — Sieh mal, geſtern nacht, da ließ mir das keine Ruhe, ging noch um neun nach Minſeln. Es regnete. Nun, warum ſoll's nicht regnen. Als ich ins Dorf kam — alles dunkel und ſtill, aber vom Feldweg aus ſehe ich, daß ſie noch Licht hat. Bis an ihren Zaun kann ich heran, näher nicht. Könnte drüber ſteigen, warum nicht, hab' aber nicht den Mut, in ihr — Schweigen zu treten. Verſtehſt du; ſie ſitzt da, flicht ſich die Zöpfe auf, iſt ganz ernſt, ein bißchen abgemagert, ſcheint mir, und auch blaſſer als ſonſt. Hat ſo langſame, traurige Bewegungen. Ich halte mich an ihrem Gartenzaun feſt und — die Augen fangen mir an zu laufen. Alſo heule wie ein Schloßhund. Und dann bläſt ſie das Licht aus, und ich gehe wieder nach Hauſe. Nach ein Uhr war ich zurück. Stand noch lange droben am Kreuz. Es blitzte über der Baſler

Ebene. — Und dann ſtand ich vor dem Kirchhof. Saß eine Nachtigall drin und ſang Rache. — Konnte er nicht das Mädchen nehmen und mir die Agnes laſſen? Alles muß er haben, der Gewalttäter!"

Trübe verſtummte er, und für heute blieb er wortkarg, in ſich gekehrt. Ich wagte nicht, ihn durch Fragen zu ſtören, hätte auch, genau beſehen, nicht gewußt, was hier für mich zu fragen oder zu bemerken geweſen wäre. Bald läutete es zum Abendeſſen, zur Hausandacht und zum Tagesbeſchluß. Draußen ging noch immer der Regen nieder. Nachts wachte ich einmal auf und hörte eine Nachtigall in den Kaſtanien ſchlagen. War es dieſelbe, die auf dem Friedhof Rache geſungen hatte? Und was wurde es mit dem Vitzliputzli, der mit dem Kinderſeelchen auf dem Arm auf ihn wartete? Sicher beſprach ſich Obriſt nun mit ihm, nachdem er ihn zur Rede geſtellt hatte. Ich kam mir ſehr einſichtsreich und weiſe vor, als ich dachte, daß die Dinge jetzt auf die Entſcheidung zutrieben. Dabei ſchien mir alles unüberſichtlicher und dunkler als je, und ich bewunderte Obriſt, daß er nicht den Mut verlor und weiterkämpfte. Das einzige, was ich richtig begriff, war ſo viel: die erſten beiden Männer der Frau Rätlin waren fraglos auf gewaltſame Weiſe um ihr Leben gekommen. Der dritte aber hatte ſeinerſeits jene beiden unſchuldigen Weſen ins Grab gebracht und reckte die gottloſe Hand nun nach ihr ſelber aus. Dieſen Sachverhalt fand ich unter allen Umſtänden ſchreckend, und auch ich war jetzt feſt davon überzeugt, daß die Dämonen die Hand im Spiel hatten. Vielleicht war es aber Frau Rätlin, die geprüft werden ſollte, und Obriſt war zu ihrer Erlöſung auserſehen. Dieſe Auffaſſung gefiel mir ſehr, und darüber erfreut verfiel ich wieder in Schlaf.

Stärkere Mittel

Darüber ging wieder ein Sonntag hin. Obriſt hatte ſich für den ganzen Tag Urlaub genommen; ich ſah ihn nicht, wußte auch nicht, wohin er gegangen war. Daß er in Minſeln ſei, ſchien mir ausgeſchloſſen, aber ſonſt konnte ich mir nichts denken. Am Montag nach der Morgenandacht — dieſe Stunde war bei uns immer beſonders troſtlos und grau — fand ich ihn nicht fröhlich, aber geſammelter und von einer neuen Spannung aufgenommen. Er empfing mich mit einem raſchen, zärtlich prüfenden Blick, als wollte er ſich überzeugen, daß ich ihm noch zugetan ſei, verbrachte aber die erſte Stunde in einer milden Schweigſamkeit. Erſt in der Zehnuhrpauſe löſte er ſich daraus Er ging in ſeine Kammer und brachte ein Käſtchen zurück. Als er es aufmachte, lag ein goldenes Kreuz zum Umhängen darin, das er, wie ich nicht zweifelte, für Agnes gekauft hatte. Ich tat einen Ausruf der Freude, ohne eigentlich zu wiſſen, warum, aber das Zeichen eröffnete doch wieder eine Ausſicht, deutete auf Hoffnung.

„Ich bin nämlich nicht ſo ſehr arm", ſagte er mit der ſtets innerlich belebten, aber ſeltſam ungleichen, vielfältigen Stimme, die er hatte; es ſchien, als wäre ſie nicht recht an ihren Ort gebunden. „Nur ſchüchtern bin ich, verſtehſt du. Darum mache ich ſo viele Späße und verſtelle mich. Man muß alles aufwenden, um nicht in die Hände der Dämonen zu fallen."

Er fragte mich, ob mir das Kreuz gefalle, was ich nur bejahen konnte; ſogar einen tiefen Eindruck machte es mir.

„Erſt wollte ich ein Herz nehmen", nickte er. „Aber danach kann das Unglück greifen. Eine Frau iſt vor den Dämonen nicht ſicher, wenn ſie ein Herz ſo offen trägt. Das iſt Eitelkeit, und an Eitelkeit hängt ſich immer zuerſt der Fluch der Vergänglichkeit. Das Kreuz aber iſt ein heiliges Zeichen und feſt; da habt ihr nämlich unrecht mit eurem Judenſtern. Vor dem Kreuz fürchten ſich alle Dämonen. Wer weiß, ob der Müllerburſch nicht auch einfach

ein Dämon ist. Niemand kennt sich hier aus. Man muß sich an die festen Zeichen halten, die der Erlöser gegeben hat. Aber" — seine Miene wurde wieder ein wenig zweifelnd und unruhig — „es muß wieder durch deine Hand gehen —!"

Das versprach ich ihm gern und rasch, er jedoch schüttelte den Kopf, ohne etwas dazu zu äußern. Langsam trug er den Schmuck oder Talisman nach der Kammer zurück, und als er sich wieder gesetzt hatte, blieb er noch eine ganze Zeitlang still.

„Wir wollen da nicht viel Worte machen", sagte er dann sehr ernst. „Wenn du mich nicht ganz besonders liebhast, so kann aus der Sache nichts werden. — Sei mal still; rede jetzt nichts." Seine Stimme senkte sich beinahe zum Flüstern. „Du mußt die nächste Nacht an meiner Hand nach dem Kirchhof hinaufgehen und dort das Kreuz auf das Grab des armen Mädchens legen", murmelte er blaß, „ein Vaterunser zur Erlösung des Seelchens sprechen und das Kreuz zurücknehmen. Ich werde wachen, daß dir die Dämonen nichts tun. — Auch Vitzliputzli wird da sein. Das ist im Grund ein guter Geist. Der Mephistopheles hat ihn auf mein Geheiß ein bißchen gequält. Jetzt ist er sehr willig. Und gegen den Mephistopheles, wenn er schlechte Laune hat, schützt uns das Kreuz. — Heute nacht um zwölf komme ich an dein Bett. Willst du aufstehen, dann tu es, zieh dich ohne ein Wort an und komm mit. Willst du nicht, so segne dich Gott. Mich findest du am andern Morgen nicht mehr hier. Nachtragen wird dir keiner was, denn du bist unschuldig, und was du tust oder läßt, ist von Gott eingegeben. — Jetzt kein Wort mehr. Denke heute nur noch an Agnes; ich tue es auch." —

Gleich darauf war gemischter Chorgesang, dann wurde ich von einem Bruder zum Orgeltreten aufgefordert, nachher war Katechismusstunde, welcher sich das Mittagessen anschloß. Aber man kann ja denken ohne Gedanken, mit dem Gefühl, mit den Sinnen, die einen neuen Inhalt haben, während die Gedanken ihre Pflichtwege gehen und Alltagsarbeit verrichten. Ich sang seit einiger

Zeit zweite Stimme, und war eben dabei, der führende Sänger zu werden. Aber wenn ich ſang: „Du bereiteſt vor mir einen Tiſch gegen meine Feinde!“ ſo ſchluchzte unter meiner Stimme das Schickſal der Suchenden und Sehnſüchtigen, mit denen ich verbunden war. Beim Orgeltreten fand ich, daß ich ebenſoviel Furcht hatte, als Liebe zu Obriſt und Verehrung für Agnes. Anderſeits empfand ich ſtarke Luſt, die Nachtigall Rache ſingen zu hören. Beim Katechiſieren der Brüder wieder fühlte ich das ernſte, bedeutungsvolle Schweigen einer fernen ſchönen Frau, zu welcher ich mit dem Kreuz den Weg durch Nacht und Grauen bahnen ſollte, und ich nahm wieder ein Augenmaß von meiner Wichtigkeit. Aber dachte ich das alles weg, ſo war ich niemand, irgendein ſtrafverſetzter Schuhputzer. Seltſam und wunderbar wurde das immer, ſobald man mit Menſchen zu tun bekam.

Nach der Nachmittagsfreiſtunde fand ich die Schuſterei leer. Obriſt war, wie man mir ſagte, nach Säckingen gefahren, um Leder zu kaufen. Ich wunderte mich darüber, denn mir hatte er davon nichts geſagt. Den Abend verbrachte ich allein auf dem Zementboden, obwohl es kalt war und peinlich zog, allein ich wagte mich nicht in die Schuſterei wegen des Vitzliputzli und der andern Geiſter. Aber auch der große Zementboden hatte ſeine Schreckniſſe. Die Winkel, wohin mein Licht nicht reichte, lagen dunkel und brauten fühlbar Ungemeines. Mit blauer Kälte drang durch das eine Fenſter hinten das Licht des Abends herein. Immer wieder regnete es. Die Wendeltreppe herauf zog von Zeit zu Zeit ein Seufzen, daß es mir eiſig den Rücken hinunter lief. Dahinter wußte ich die leere, große katholiſche Kirche mit dem einſamen blutigen Lichtchen vor dem Altar. Da hatte das arme verführte Mädchen gekniet und auf die Heiligen gehofft. Endlos zogen ſich die beiden Stunden bis zum Abendeſſen. Wenigſtens war ich von da an nicht mehr allein und wurde auch nichts mehr von mir verlangt. Mechaniſch ſang, betete und ſtieg ich mit den anderen die Treppe hinauf.

Als wir alle im Bett lagen und der Bruder nach dem Löschen des Lichtes sich entfernt hatte, konnte ich mich endlich rein und unbeeinflußt den Gedanken an die Mitternacht hingeben. Vor dem Zubettgehen hatte ich noch einen Blick aus dem Fenster nach dem Kirchhof getan, dessen hohes, dunkles Kreuz ich in einer ziehenden Mondhelle unterscheiden konnte. Vergebens wartete ich heute auf die Nachtigall. Als der Bruder nach zehn wiederkam und sich schlafen legte, war ich noch wach. Ich wußte nun nicht mehr, ob ich mich fürchtete. Trotzdem war ich ganz Furcht, wenn auch in einem anderen Sinn; ich war sozusagen vollkommen in eine übergewaltige heilige Lebensfurcht aufgenommen, von welcher aus ich nun klarer den schmerzlich-starken Wunsch erkannte, dem toten Seelchen die Hand zu reichen. An meine Wichtigkeit dachte ich jetzt nicht mehr. Plötzlich begann nun doch die Nachtigall zu schlagen, und zwar gleich so heftig und leidenschaftlich, daß ich erschrak. Trotzdem fand mich Obrist in tiefem Schlaf, als er leise kam, um mich zu wecken. Beinahe hätte ich aufgeschrien, so gespannt waren meine Nerven, doch erhob ich mich schnell und leise, nahm beinahe besinnungslos meine Sachen, um mich draußen anzuziehen, und ohne daß ein Wort gewechselt wurde, in tiefer Selbstverständlichkeit verließ ich an seiner Hand auf dem Weg durch den Andachtsaal und über die Wendeltreppe das Haus.

Die Auslösung

Es hatte eben wieder geregnet. Die Bäume tropften in der Finsternis. Sonst war es ganz still. Eine heilige Weite und Höhe schien über allem Leben zu liegen. Wir zwei kamen mir ganz klein und unbeachtet vor, aber dann zitterte unwillkürlich mein Herz und schwoll gewaltsam auf, und das erinnerte mich an die geheimen Mächte, zu denen wir in Beziehung standen, und hinter ihnen lauerten vielleicht gewaltige überirdische Verbände, von denen der Vitzliputzli und der Mephistopheles nur unbedeutende Vor-

poſten waren. Größer als ſie, ſchien mir allerdings, war immer noch das begrabene Mädchen mit dem kleinen unbeheimateten Seelchen und dem unfaßbaren zielloſen Unglück. Größer war ſicher auch der Müllerburſch. Und mindeſtens ſo ſtark war das Schweigen der Agnes Rütlin.

Obriſts Hand war heiß und unruhig, aber nachher, als er ſah, daß ich wacker ausſchritt, kühlte ſich ſein inneres Fieber; ich fühlte, wie er ſtill und geduldig wurde. Das Kreuz hatte er mir gleich vor der Anſtalt um den Hals gehängt. Das leuchtete nun ſtreng und doch voll ernſter Liebe und Erwartung durch die regenſchwere Dunkelheit, die immer einmal ein ſchwacher Schimmer von dem dahinter verborgenen Vollmond geiſterhaft durchflog. Im Wald droben rief ein Käuzchen. Hinter der Bahnlinie erhob ſich hoch und ſchwarz das Kruzifix des Kirchhofs. Das Herz klopfte mir raſch auf, und ein Stoßgebet entfuhr mir. Bittend drückte Obriſt meine Hand in der ſeinen. Seltſam war mir, wie in langen Abſtänden der Rhein aufſeufzte. Und dann ging von Zeit zu Zeit ein in der Näſſe halberſtichtes geheimnisvolles Dröhnen oder eine unterirdiſch donnernde Stille durch die Wälder.

Ich hielt mich nun immer näher zu meinem Begleiter. Mir war, als ob Geiſter kühl über meine Stirn ſtrichen und andere drohend und beunruhigend mich ihre Anweſenheit fühlen ließen. Auch Vihliputzli fühlte ich um uns, aber ſeitdem ich wußte, daß er vom Mephiſtopheles auf Befehl gequält wurde, betrachtete ich ihn mehr als unſeresgleichen, als einen guten, treuen Kumpan, der uns aber auch nicht weit helfen konnte. Als wir uns dem Kirchhof näherten, ſtellte ich mit Bedauern feſt, daß die Nachtigall nicht ſang, obwohl es mir unſagbar ſchaurig geweſen wäre, wenn ſie es getan hätte. Auch Obriſt ſchien flüchtig aufzuhorchen, aber dann ließ er gedankenſchwer den Kopf wieder hängen. Die Kirchhofspforte war nicht verſchloſſen. Obriſt öffnete ſie vollends, und langſam, von Feierlichkeit und den Myſterien des Geweſenen empfangen, traten wir ein.

Auch die Stille hat ihre Grade, und ſie iſt der Vertiefung fähig. Hier trat ſie mir entgegen als eine Macht, die heilig, unwiderſtehlich mit Gefangenſchaft ſchlug, fürſtlich reſidierend im Namen des Todes, deſſen Kaiſerreich alle anderen Kaiſerreiche überragt, in ſich ſchließt, überdauert, deſſen dunkel glänzende Kathedrale das Weltall iſt, als deſſen Prieſter die Jahrhunderte zelebrieren, deſſen Portale die Jahrtauſende ſind, und auf deſſen Säulen die Götter zu Bildern erſtarren. Der einzige Lebende, den er um ſich duldet, iſt der Engel der Stille, der die Friedhöfe hütet, der unſterblich iſt, und der Vergangenheit ſchafft, wo er zwiſchen die Atmenden tritt. Mir ging das Herz ſtark, aber ich hatte keine Angſt, während ich neben Obriſt wie träumend zwiſchen den dunklen Gräberreihen mit den alten Steinen und Kreuzen hindurchſchritt. Bloß vor dem hohen ſchwarzen Kruzifix in der Mitte fürchtete ich mich etwas, aber als wir uns ihm näherten, flößte mir ſein altes riſſiges Holz Vertrauen ein, und ich berührte es leicht beim Vorbeigehen. Hinter ihm begannen die neueren Gräber, und jetzt wurde ich doch ſehr beklommen. Ein gepflegtes altes Grab iſt Poeſie, ein neues iſt allemal Erdenweh, und mehr oder weniger ungeläutert umſchweben es noch alle Bosheiten, Laſter und Mühen, denen der ſtille Einwohner einſt ausgeſetzt war, oder die er ſelber erregte. Doch waren auch dieſe Gräber alle wenigſtens angepflanzt; ganz zuletzt aber kamen wir zu einem nackten Grabhügel, auf dem nichts lag als ein dünner Blechkranz, und das war das Grab des unglücklichen Mädchens mit dem toten Kind im Arm. Sogleich war wieder alle Angſt wie weggeblaſen. Ich wurde ganz ruhig und weit, und alles in mir war Anſchauuung. Aber ich verſtand nicht das mindeſte von dem, was ich anſchaute, und das war mein Glück. Ich glaubte eine Leichenſtätte bei Nacht zu ſehen, währenddeſſen ſah ich unter der Führung meines guten Engels einen poeſievollen Roman, und der ſtumme Jammer unter dem Raſen beglückte mich mit der warmen Sehnſucht, Geſchehenes unge-

ſchehen zu machen, als ein kleiner Chriſtus in dies Grab hinabſteigen und alles zu einem ſchöneren Daſein wieder auferwecken zu können.

Ich nahm das Kreuz vom Hals und wunderte mich dabei, daß meine Hand zitterte; ich hatte mich nicht für aufgeregt gehalten. Gleich darauf zitterte der ganze Menſch, da mich fror und mein Leib ſich in ſein Bett zurückſehnte. Schlotternd legte ich das Kreuz auf den Grabhügel nieder. Meine Zähne ſchlugen nun ſo heftig aufeinander, daß ich eine ganze Zeitlang unfähig war, zu ſprechen. Obriſt ſtand mit geſenktem Kopf und gefalteten Händen da und wartete geduldig auf das Vaterunſer. Schon wollte ich verzagen und die Sache aufgeben, und verwirrt ſah ich zu ihm auf. Er war bleich. Über ſein gutes, treues Geſicht liefen Tränen herab. Meinen Blick erwiderte er nicht, trotzdem ging mir ſeine Erſcheinung ſo zu Herzen, daß ich mich zuſammenriß. Vor Betroffenheit ſprach ich das ſeelenerlöſende Vaterunſer ſchnell hintereinander mit lauter, klarer Stimme. Ich hatte das Gefühl, daß der Engel der Stille mir ſelber dabei zuhörte. Mein Herz war jetzt nur ein kleines, halb eingefrorenes Klümpchen Vergänglichkeitsvorgefühl, und als ich fertig war, überkam mich eine ſolche Beſtürzung, daß ich mich nicht mehr zu regen wagte. Aber nun ſah mich Obriſt an, und an ſeinem freundlichen, dankbaren Lächeln, das mich ermunterte, nun auch noch das letzte zu tun, gewann ich neuen Mut und meine Lebenswärme zurück. Ich nahm das goldene Kreuz vom Grabhügel auf und hing es mir wieder um. Obriſt faßte meine Hand, und nach einem letzten Blick auf die Ruheſtatt der verunglückten Erdenpilgerin wandten wir uns, um den Friedhof zu verlaſſen.

Ein blaſſer Mondſchein flog wieder durch die feuchte Welt, beleuchtete hier die Kreuze und die Blechkränze, und ließ droben einige Wolkenumriſſe aufſchimmern. Ich hatte nicht gedacht, daß die Nacht dieſe große Verlaſſenheit des Lebens ſei; weil ich nachts immer ſchlief, ſo glaubte ich in der Nacht alles wohlgeborgen.

Welche Furcht mußten vielleicht die Tiere draußen ausstehen, bis es wieder licht wurde! Wir waren etwa zehn Schritte vom Kirchhof, als plötzlich die Nachtigall zu schlagen begann. Unwillkürlich blieben wir beide stehen. Sie sang wirklich Rache mit einer leidenschaftlichen, beinahe übergewaltigen Stimme, und so lange wir den Bahnhofweg hinuntergingen, hörten wir sie noch; sie beherrschte die ganze Gegend. Aber im Anstaltshof hörten wir sie nicht mehr. Hier war es vollkommen still und mitternächtig. Nur der Rhein rauschte und seufzte.

„Das erlöste Kinderseelchen ist jetzt bei dir", hörte ich Obrist leise erklären, „Da bleibt es, weil du es erlöst hast, indem du ein guter Mensch bist. Denn wenn du auch Fehler gemacht hast, und noch viele machen wirst, wirst du doch immer ein warmes Herz haben. — Auf unserem ganzen Lebensweg sammeln wir nämlich vertriebene und verwaiste fremde Seelen in uns auf. Mit denen treten wir vor den himmlischen Richterstuhl. Mußt so denken, Johannes: von heut an hast du angefangen, Vater zu werden. Wirst jetzt immer mehr deinen eigenen Weg geführt. Nur vor den Dämonen mußt du dich vorsehen!"

Er führte mich in meinen Schlafsaal zurück und wartete, bis ich wieder im Bett lag. Dann küßte er mich auf den Mund, daß ich lange nachher in einer stillen Verwirrung lag; bald war es mir, Agnes hätte mich geküßt, und bald, die geheimnisvolle jüngste Tote auf dem Friedhof droben. Aber dann nahm die Natur ihr Recht, und ich schlief bis zum nächsten Morgen selber wie ein Toter. Ich überhörte sogar den Gesang der Brüder und mußte besonders geweckt werden. Erst das klare, kalte Wasser im Brunnen brachte mich ganz wieder zu mir, und da war ich geneigt, alles, was ich in der Nacht erlebt hatte, für einen Traum zu halten. Es war mir auch nicht möglich, jene Welt und diese als dieselbe zu erkennen, eher hätte ich glauben können, daß mit dem Eintritt der Dämmerung die Welten unmerklich vertauscht werden. Aber doch hatte ich mir aus aller Angst dieser Nacht wieder

etwas Lebensraum für meine gefangene Seele geraubt, und die nächſten Monate trug ich ein wenig leichter an der Zeit mit ihren Regeln und Bedrohungen.

Sieg über Müllerburſchen und Dämonen

Obriſt jedoch nahm ſich am nächſten Sonntag — es war Oſtern — einen derben Knotenſtock, ein Herz und das geweihte goldene Kreuz, fand gegen ſeine Erwartung keinen Feind mehr vor — der plötzlich ausgewandert war —, dagegen eine weiche und zugängliche Frau, der es gefiel, ihn heute zu ihrem Verlobten zu machen. Aber ſie tat es immer noch nicht ohne Furcht und Zittern. Das Kreuz nahm ſie mit einer gewiſſen Inbrünſtigkeit an ſich. „Das ſoll uns vor dem Böſen beſchützen!“ ſagte ſie. Ihren Liebhaber ließ ſie, wie ich aus manchem merkte, nicht darben, aber jede Art von Plänen und Zukunftsrechnungen lehnte ſie heute und auch für die nächſten Monate ſtreng ab, ſo daß Obriſt noch einmal unruhig und beinahe verzagt wurde. Er begann wieder von den Dämonen zu ſprechen, und war bereits vor einem neuen Verhängnis auf der Hut. Aber eines Sonntags — die Welt blühte wieder, und die Vögel hatten ſchon die erſte Brut heraus — ſchlüpfte auch der erſte Vogel der neuen Zukunft aus dem Oſterei ihrer Brautſchaft. Die Brautleute hatten ſich dahin geeinigt, ſich wohl hier aufbieten und trauen zu laſſen, gleichzeitig aber wollte Agnes ihren Beſitz verkaufen und mit ihrem Mann nach Argentinien ziehen. Dieſe Welt lag ihr zu ſchwer auf der Seele, und die Wege waren ihr zu verworren. Zu viel Tote ruhten unerlöſt und drohend in der Erde, und die Luft war voll von Gefahren. Wenn ein Menſch auf der Welt das verſtehen konnte, ſo war es Obriſt.

Es kam alles ohne weitere Störungen ſo, wie ſie es ſich dachten. Obriſt kündigte hier ſeine Stellung. Vier Wochen ſpäter fuhr er als junger Gatte in einem neuen Anzug, den nicht der

Anstaltschneider gemacht hatte, denn den hielt er für einen Pfuscher, mit der gewesenen Agnes Rätlin nach Bremen, um nach Argentinien überzuschiffen. Zum Abschied hatte er mir einen prachtvoll illustrierten und gebundenen Gulliver und dazu noch Onkel Toms Hütte geschenkt. Den Onkel Tom konnte ich behalten; den Gulliver tauschte man mir gegen einen Bismarck aus, den ich nie las. Ich bekam eine Postkarte mit Ansicht von Bremen und dann einen Brief aus Argentinien zum großen Aufsehen und Neid der übrigen Bubenschaft. In einem späteren Brief stellte er mir vollends in Aussicht, mich nach meiner Konfirmation nachkommen zu lassen. Er wollte mir die Reise und alles bezahlen. Seine Agnes wünschte mich kennenzulernen. Dazu hatte er ein Schuhgeschäft angefangen, das sich günstig anließ, parlierte schon ein wenig Spanisch, und in zwei Jahren, so sah er voraus, konnte er einen gescheiten und anstelligen Jungen wie mich gut gebrauchen. Wochenlang dachte ich an nichts anderes. Im Hof spielte ich die große Person mit meinen Aussichten; es war ja lange her, seitdem ich meinen letzten Glanz hatte spielen lassen können. Natürlich schrieb ich ganz in zustimmendem Sinn. Obrist antwortete noch einmal, aber dann traten bei mir und um mich vollkommen neue und unerwartete Dinge ein, über denen ich ihn und die Agnes Rätlin und Argentinien vergaß. Als ich nicht mehr von mir hören ließ, stellte auch er die Korrespondenz ein.

Viel später, als ich wieder in einer Verfassung angekommen war, in welcher man sich an seine fernen Freunde erinnert, nahm ich den Faden noch einmal auf. In dem zähen Gedächtnis der Frühzeit hatte sich die Adresse frisch erhalten. Inzwischen hatten die Eheleute, wie ich, ihren Wohnsitz gewechselt, doch bekamen sie richtig meinen Brief, und Obrist antwortete auch bald, aber doch nicht so rasch wie früher. Es ging ihnen weiterhin gut. Sie hatten zwei Kinder und wünschten sich kein drittes; niemand dort zulande hatte mehr als zwei. Mein Platz war daher reichlich besetzt, zumal da auch noch ein Geselle und ein argentinischer Stift

ſaßen. Er wiederholte zwar herzlich, wenn auch nicht ſtürmiſch, die frühere Einladung, blieb ſogar dabei, daß er mir die Reiſe bezahlen wollte; aber mir war, als ob die Sache nicht mehr den früheren Schimmer hätte, und mich mahnte etwas, es dabei bewenden zu laſſen. Ich antwortete mit einem Gedicht, worin ich Agnes Rütlein als ſein Glückstütlein und ihn als einen glücklichen Finder darſtellte, der in ſelbigem ſeine Kinder gefunden habe. Und da er mir geſchrieben hatte, daß ſie jedes Jahr eine große Kerze an den Hauptaltar ihrer Kirche ſtifteten, um die Dämonen weiterhin von ihrem Haus fernzuhalten, und daß Agnes das Kreuz nicht von ihrem Hals laſſe, ſo reimte ich noch etwas von Kreuz und Reiz, und von Kerzen und Herzen. Daß ich ſeine Einladung annehmen wolle, ſtand nicht darin, und auf den ganzen Brief antwortete er ein wenig unzufrieden, ja, es ſchien, als ob er meinen Ton aus irgendeinem Grund als ungehörig empfand, ohne daß er es ſagte. Vielleicht ſteckte ſeine Agnes dahinter. Nun, mochte das ſein, wie es wollte, ſo hielt ich im ſtillen meine Glückwünſche aufrecht, aber da ich ihnen offenbar doch nicht mehr gegen Dämonen beizuſtehen haben würde, denn gegen die waren ſie nun bei der katholiſchen Aſſekuranz ſorgfältig verſichert, ſo nahm ich die beiden Briefe und verbrannte ſie ſchnell, bevor ich die neue Adreſſe auch auswendig wußte. Außerdem ſorgte ich wieder für einen Wohnungswechſel. Ein nächſter Brief, wenn ſie einen geſchrieben haben, hat mich nicht mehr erreicht, und eine Weile genoß ich meine leiſe trauernde Freunde darüber, bis abermals bei mir der Wind ſich drehte und auch dieſes Zwiſchenſpiel Vergangenheit wurde. Denn wie keiner ſich von einem Weibe trennt, ohne daß er ein anderes im Auge hat, ſo wird uns auch kein Erlebnis zu Vergangenheit, bevor uns ein neues mit Glaubens- und Liebesgewalt erfaßt.

Vierzehntes Kapitel

Neues Leben

Der Anarchist

Einige Zeit nach diesen Geschichten kam die Frau Mutter in das alte Schloß, um Obrists Nachfolger zu inspizieren. Es war ein Bayer mit rötlichbraunem Haar. Auf dem Scheitel, den er sehr sorgfältig zog, glänzte es in zwei glatten Bahnen, aber seitwärts baute es sich zu breit ausgelegten Lockengalerien aus, die er eifrig beaufsichtigte; er hatte immer einen Spiegelscherben auf dem Werktisch liegen. Die hohe Frau fand soweit alles in Ordnung.

„Na, und wie ist's mit dem da?" fragte sie dann, mit dem Kopf auf mich weisend. „Tut er auch gut?"

Der Schuster begann mich sofort zu loben; er konnte mich leiden, und meine Schulkenntnisse imponierten ihm. Die Frau Mutter hörte ungläubig und wie zerstreut zu.

„Ja, bei dem sind immer die Anfänge gut", schnitt sie ihm dann die weitere Rede ab. „Sehen Sie sich mit ihm vor. Er ist ein Anarchist; er fällt denen in den Rücken, die ihm wohltun." Dann wandte sie sich an mich. „Du wirst noch viel Schuhe putzen müssen, du Einspänner, bis du einsiehst, was zu deinem Heil dient. Hast du nicht wieder eine Verschwörung angezettelt?"

Ich schwieg, und nachdem sie meine Figur noch mit einem mißtrauischen Blick gemessen hatte, entfernte sie sich, um andere Bezirke heimzusuchen.

Wester, der Schuhmacher, hatte über diesen Englischen Gruß sehr verwundert dreingesehen, und ich mußte ihm nun alles haarklein erzählen, während er im Spiegelscherben nachsah, ob er sich der Frau auch würdig präsentiert habe. Bei der Gelegenheit ent-

deckte er einen Miteſſer auf ſeiner Naſe, den er ſofort umſichtig auszudrücken begann.

„Sieh mal an, da biſt du ja auch wirklich ein Anarchiſt“, meinte er dann verwundert mit einem Seitenblick nach mir; ſeine Hauptaufmerkſamkeit galt immer noch der Naſe. „Weißt du, was das iſt?“ Eben das hatte ich von ihm erfragen wollen. „Das iſt ein Menſch, der an nichts glaubt und mit Revolvern und Bomben gegen die Kaiſer und Könige vorgeht. Alle Anarchiſten werden hingerichtet oder nehmen ſonſt ein ſchlimmes Ende, das mußt du dir merken.“ Der Miteſſer war heraus, und er richtete nun die Augen aufmerkſam auf mich. „Komm mal her“, ſagte er, „ich will deine Hände anſehen und dir in die Augen gucken. Ich werde dir dann ſagen, ob du wirklich ein Anarchiſt biſt, und was für ein Ende du nimmſt.“

Mit wichtiger Miene betrachtete er meine Hand, dann ſtarrte er mir in die Augen, und nachher blickte er lange ſchweigend aus dem Fenſter, die Hände im Schoß und mit einem Fuß irgendeinen Takt klopfend.

„Tja“, machte er dann ſehr ernſt, „alſo etwas los iſt mit dir, das ſteht feſt. Du haſt ſehr tiefe Löcher in den Augen, und deine Finger ſind lang. Ich will nicht ſagen, daß es mit dir ſchief gehen wird. Du gehſt mit offenen Händen; Diebe machen immer die Finger zu, verſtehſt du. Aber ſo etwas Anarchiſtiſches iſt ſchon an dir, da hat die Frau Mutter ſogar recht. Ich werde dir jetzt einmal vierzehn Tage lang zuſehen und dir dann ganz genau ſagen, wie es bei dir ſteht. Es gibt zu denken, daß du die Höheren herausforderſt, und das iſt Auflehnung. So arme Leute wie du und ich müſſen ſich unterordnen, ein für allemal. In Demutt muß man ſich demütigen mit zwei t; das iſt ein weiſer Mann, der das gefunden hat.“

Er ſprach nun noch vieles über das Thema. Dann ging er dazu über, mir zu erklären, daß der Heilige Geiſt ihn zu ermahnen beginne, ſich hier als Seminariſt zu melden, um nachher mit dem

Zeugnis der Armut in die Welt hinauszugehen. Und da ich doch ſo klug und ein guter Schüler ſei, ſo ſolle ich ihn zum Eintrittsexamen vorbereiten, was ich ganz beſtimmt könne, wenn ich nur wolle. Er verſprach mir eine Geige, wenn ich ihm den Dienſt tue, und er wolle immer für mich beten.

Nach einem gewiſſen erſten Aufgrünen meines Lebens bis etwa zu meinem zwölften Jahr war ich in ein trübes, ziemlich kahles Vegetieren hineingekommen. Mein ganzes Sein und Tun außerhalb des Phantaſiebereichs vollzog ſich ſelbſt zu Obriſts Zeit unter dem Geſichtspunkt der Pflicht. Ich war ein genauer, zuverläſſiger Schüler geworden, aber die Schule machte mir außer dem Rechnen keine Freude mehr. Das Rechnen liebte ich, weil es nichts mit Moral zu tun hatte, weil es mich mit keiner Perſon oder Gewalt verband, die unerfüllbare Anſprüche an mich ſtellte oder unverſtändliche Erwartungen auf mich ſetzte. Ein Dezimalbruch iſt ein Dezimalbruch. Man löſt ihn und bleibt niemand etwas ſchuldig. Die Geſchichte enthält ſchon Grundſätze, die wir nicht mit aufgeſtellt haben. Sie erheben ſich zuerſt unvermerkt aus Daten und Geſchehniſſen, durch die wir vertrauensvoll und neugierig gemacht werden ſollen, um dann plötzlich rieſengroß dazuſtehen und uns in Bann zu ſchlagen. Seitdem ich mit Geſchichte zum erſtenmal zuſammengeſtoßen war, flößte ſie mir Widerſtreben und Abneigung ein. Die Römer waren mir gleichgültig, und wenn ſie mir läſtig wurden, ſo haßte ich ſie. Für das Weſen der Griechen hatte ich überhaupt kein Verſtändnis; was ich aus ihren Taten und Leiſtungen lernen ſollte, das ging mir nicht im mindeſten ein. Die anderen Knaben begeiſterten ſich für Achill oder Hektor. Im erſteren ſah ich nur einen ins Rieſengroße proſtizierten Raufbold, und Hektor erſchien mir irgendwie lächerlich und ärgerlich; ich ſchämte mich immer ein bißchen, wenn ich ihn im Vergleich zu Achill ſympathiſch fand. Ich konnte das alles nicht verſtehen; ich ſah keinen Sinn darin. Das wurde auch nicht beſſer mit der Völkerwanderung, obwohl ich witterte, daß hier

irgend etwas auf mich lauerte, das mich vielleicht anging, aber ich konnte es nicht finden, und der Lehrer war weit davon entfernt, es mir zu zeigen. Mit wachsender Unbefriedigung stieg ich nun, Jahreszahlen und Kaisertafeln auswendig lernend, durch die Jahrhunderte herauf, nahm mit stummem Trotz und mit Wehmut Kenntnis von der Einführung des Christentums, bezweifelte den Missionaren ihre Verdienste, war aus ganzem Herzen gegen Karl den Großen, der die Sachsen mit dem Schwert in die Taufe trieb, dann für Friedrich II. und gegen den Papst, und statt an der Mißbilligung gegen Friedrichs geheimes Heidentum teilzunehmen, umgab diese Tatsache in meinen Augen den gebannten Kaiser mit einer wunderbaren Gloriole. Ich haßte die Spanier in Mexiko, und da hatte ich viele Mitgänger, begeisterte mich für die Indianer in ihren Kämpfen gegen die Weißen, wenn ich auch ihr Pathos, wie es mir aus Coopers Lederstrumpf entgegentönte, ein bißchen verachtete, genau so, wie mir die ersten Christen zu Neros Zeit leicht ein Unbehagen bereiteten, gegen das ich umsonst kämpfte, da ich eigentlich bereit war, sie zu bewundern. Irgend etwas leicht Verlogenes, Verunreinigtes, absichtsvoll Unwahres war es, was mich auf allen Spuren der Geschichte beunruhigte. Ich will mich wirklich nicht damit brüsten, diesen Grund etwa schon eingesehen zu haben. Ich sah gar nichts ein, ich lernte auswendig, was mir vor die Augen kam. Man mußte mich nur ein wenig schütteln, so prasselte es um mich von Jahreszahlen und Triumviraten, wie von erfrorenen Zwetschen um einen Zwetschenbaum. Die Schlacht von Cannä und was Alexander im Jahre 356 in Pella getan hatte — er hatte sich zur Welt bringen lassen —, wußte ich so genau, als wäre ich dabeigewesen. Aber wie eine Schlacht zum Beispiel gemacht wurde, wie ein Schiff damals aussah, was Rom für ein Lokal war, von alldem hatte ich keinen Schimmer. Es war, als hätte sich die ganze Geschichte nur in der leeren Luft und zum Teil auf Papier zum Auswendiglernen abgespielt. Alexander war der gleiche käsige Schemen wie Cäsar,

und Athen konnte man genau ſo ins Taſchentuch ſchnauben und davontragen wie Paris oder Moskau; es war nur Drüſeninhalt.

Dafür ſtörte einen im weiten Rußland, wenn man die dortige Geographie zu lernen hatte, weit und breit kein Menſch und kein Datum. Die Städte waren nichts als kleine Kreiſe mit beigedruckten Namen und die Gebirge vielbeinige kriechende Raupen, die nicht von der Stelle kamen und die man an ihrem Ort zum Eintrocknen gebracht hatte. Völker wohnten offenbar nicht in den räumigen Provinzen, wenigſtens hörte man nichts davon. Tiere gab es nicht einmal in Norddeutſchland, das doch ſchon ziemlich nahe lag. Vielleicht wäre es für mich ein Glück geweſen, zu erfahren, wie die Leute in Tibet ſich kleideten, und wie ſie lebten; mit fünf Worten war das nebenher zu ſagen, und dann war man in Lhaſa ein bißchen daheim. Aber außer dem Kreis Sächingen war die Welt wohl ein Loch, eine weite, geſtaltloſe Papierwüſte. Im übrigen: „Konſtanz liegt am Bodenſee, wer's nit glaubt, kann ſelbſt hingeh'." Alle Städte, Flüſſe, Nebenflüſſe und Gebirge wußte ich ſo genau, als wären ſie mir auf den Leib geſchrieben, wie die Rolle einer Schauſpielerin, und ich darf dabei nicht einmal ſagen, daß es mich viel nach jenen außergeographiſchen Bezügen verlangte. Ich ahnte nichts von ihnen, glaubte all die Namen wie die chriſtliche Lehre, ſchleppte halb verwundert wie eine geheime Sündigkeit die dumpfe Stubenluft in meinem Schädel durch die Vierteljahre und war noch ſtolz auf mein Wiſſen.

Nicht zu ſprechen von der bibliſchen Geſchichte, von den Religionsübungen und von den chriſtlichen Memorierſtunden! Ich ſah von fern zu, wie ich immer mehr zum Lippenbekenner herabſank, konnte nichts dagegen tun, ſowenig wie gegen mein Naſenbluten, das mich damals häufig überfiel, und gewärtigte ſorgenvoll das Eintreffen des Fluches, der auf das Lippenbekenntnis ganz beſonders gelegt iſt. Viel hatte ich mich um eine richtige Unterbringung jener hohen Anſprache als Anarchiſt in meinem Charakterbild bemüht. Zweifellos meinte die ſcharfe Frau dieſen ungün-

ſtigen Zug damit, und ich war wenigſtens froh, zu wiſſen, was ein Anarchiſt überhaupt iſt. Den Fluch trug ich künftig wie eine ſchädliche Auszeichnung mit einer gewiſſen Verlegenheit und ganz ohne Hochmut. Hochmütig wäre ich gern auf meine Aufſätze geweſen, weil ich mein Geſchriebenes wirklich für etwas Beſonderes hielt, aber Herr Ruprecht tadelte es als unzutreffend, als nicht der Wirklichkeit und Wahrheit entſprechend, und betroffen erfuhr ich, daß man bloß ſchreiben durfte, was alle anderen beſtätigen können. Das gelang mir aber nie oder nur ſelten, und ſo trug ich ungenügende Aufſatzzenſuren davon. Auch meine Zeichnungen, die ich außer der Schulſtunde anfertigte, wurden als lügenhaft oder übertrieben abgelehnt. Ich machte Berge, wie ich ſie mir vorſtellte, Ungeheuer, hohe Häuſer, Schiffe und Palmen, und erregte viel lachendes Ärgernis mit meinen Sonnen und Monden, weil ſie nie rund waren, und weil ſie ihre Strahlen ſtets ungleich verteilten. Auch ich war verzweifelt darüber; Selbſtgerechtigkeit lag mir immer fern. Selbſt von meinem Klavierſpiel wurde ich einmal aufgeſtört mit der Bemerkung: „So ſpielt man nicht Klavier!“ Ich hatte mir einige Geläufigkeitsübungen ausgedacht, die mich ungeheuer intereſſierten, aber ſie ſtanden nicht im Zweigli und entſprachen auch noch nicht meiner Stufe. „Wenn du Unſinn treiben willſt, ſo wird man dir das Klavierſpiel überhaupt entziehen!“ bedrohte man mich. Mein Baum wollte alſo an keinem Zweig blühen.

Nur in der Sprachlehre, die außer dem Rechnen Herr Johannes gab, kam ich durch die unbedingte Verehrung, die ich dem Lehrer entgegenbrachte, zu kargen Erfolgen, obwohl das Feld hart und ſtachlig war, aber wie durch ein Wunder gab ich faſt immer die richtigen Antworten, denn wenn ich von einer Theorie nichts begriff, ſo war es die der Grammatik. Das heißt, wenn er ſagte: Vorvergangenheit, ſo war mir alles klar; ſobald ich aber hörte: Plusquamperfekt, ſo hatte ich ein Brett vor dem Kopf und mußte die richtige Antwort aus der Stellung der Frage erraten. Außer-

dem hielt ich mich noch ans Singen, wo wir es ebenfalls mit Herrn Johannes zu tun hatten, und wo ich eine vollkommen unbeſtrittene und auch ſtets anerkannte Herrſchaft ausübte. Ich ſang abſolut ſicher, taktfeſt und mit ſo viel Verſtändnis, daß ich an ſchwierigen Stellen manchmal den ganzen Chor führte; während ich friſch und warm vorausſchrie, fühlten ſich die anderen Stimmen mir taſtend nach, bis nach der zehnten oder zwanzigſten Wiederholung die Sache feſt ſaß. Einmal gelüſtete es mich, meine Macht zu ſpüren; ich tat, als ob es mir langweilig wurde, und gähnte. Richtig vermißten die anderen, die Brüder einbegriffen, den Leithammel, und fielen um. Obwohl ich auf dieſe Folge gehofft hatte, tat es mir doch ſofort leid, weil ich Herrn Johannes dadurch einen Verdruß verſchaffte, und ſchuldbewußt ſah ich nach ihm. Er klopfte ab. „Natürlich, Schattenhold hat gegähnt, und alles purzelt durcheinander!“ ſagte er ärgerlich. Ich ſenkte beſchämt die Augen und ſang durch den Reſt der Stunde wie ein Erzengel. Im Singen vergaß ich meine Minderwertigkeit, das Trödelgeſchäft zwiſchen mir und den höheren Mächten, meinen Ungnadeſtand und den frühen Anarchismus meines unbefriedigten Schweifens — etwas war nämlich wirklich daran — ſowie das dürftige Philiſterium meiner Lern- und Gehorſambefliſſenheit. Vollends auf die Feſte zu, wenn die alten, mächtigen Notentafeln aufgeſtellt wurden, die den ambroſianiſchen oder ſonſt einen ehrwürdigen Lobgeſang enthielten, lebte ich auf einer heiteren und kaum noch bekümmerten Seinsebene über mir, ohne viel darüber nachzudenken, warum dieſer gehobene Zuſtand hier zur Wirkung kam, während ich überall ſonſt damit nur Niederlagen erlitt. Wir hatten ein uraltes Lied in C-dur, das mit der Sekunde, alſo mit D anfing, mit Zwei, wie wir ſagten; das ſchien mir der überhaupt erreichbare Höhepunkt der Sang- und Feſtlichkeit, und ich war unausſprechlich ſtolz und beglückt über dieſen Anfang, der alle anderen bekannten Anfänge mit ſeiner geheimnisvollen Regelloſigkeit in den Schatten ſtellte. Durch die nächſte Zeit begann ich keines der Lie-

der, die ich komponierte, anders als mit der Sekunde. Sie wurde mir zum Wahrzeichen des Ungewöhnlichen, der Freiheit, des Ich inmitten des Alltags und des Du-Sollst, und wochenlang ging ich so eingebildet herum, als hätte ich es selber erfunden.

Aber noch ein anderes „D" existierte unter einigen von uns. Der Johannesbund lebte immer noch in der Form eines etwas obskuren Verschwörerklubs mit Kleiber als geistigem Oberhaupt. Man wußte eigentlich nicht, was man wollte; es war genug, daß man zusammenblieb und einander in der ungünstigen Meinung über das vorhandene Leben, über die Obrigkeit und Gott von Zeit zu Zeit bestärkte. Die Bibel, auf die wir uns stützten, war ein sogenanntes Sechstes Buch Mosis, das auf dem Umweg über einen Knecht vom Meierhof in unseren Besitz gekommen war. Niemand von uns wurde klug daraus, und das war auch nicht nötig. Unerläßlich war aber ein besonders charakterfestes Fluchen, Schwören und Lästern, worauf periodisch sorgfältige Examina stattfanden. Neue Mitglieder wurden nicht mehr aufgenommen. Ein pflichtgemäßer Hochmut herrschte unter uns und hielt das Trüppchen räudiger oder angesengter Ehrenmänner hinlänglich aufrecht, wenn der Blitz wieder einmal unter sie schlug. Kleiber allerdings genoß ein natürliches Ansehen als Ausnahmecharakter mit Recht, und ich behauptete meine Stellung als guter Kopf. Aber sonst befand ich mich in der richtigen Gesellschaft, um vielseitig aufgeklärt zu werden. Immerhin erfuhr ich hier etwas, während mir die offizielle Schule alles schuldig blieb. Richtig rechnen oder schreiben konnte keiner der Helden, aber sonst wußten sie alles, was sie nichts anging, und sie waren unermüdlich und großartig im Mitteilen.

Es kamen auch andere Dinge vor, aber die machten mich nicht neugierig; dazu hätte ich ihre Vollbringer doch mehr achten müssen. Streckenweise verdächtigten sie mich daher als Verräter und Mucker — Kleiber ausgeschlossen, der seit seinem Ausbruch wußte, wer ich war —, und hatten nicht ganz unrecht. Ich hatte wohl

Zeiten, wo ich aufrichtig läſterte und Gottes Namen ſchändete, aber dann hörte ich wieder heimlich das Gras im Himmel wachſen, entwarf eine Geographie des Tauſendjährigen Reiches nach der Apokalypſe, oder zählte mit Eifer die Anzahl der Perſonen, die in den vier Evangelien vorkamen, weil ich einen myſtiſchen Aufſchluß davon erwartete. Ab und zu unternahm ich private Bußübungen in aller Stille, entzog mir Eſſen oder Schlaf, verwehrte mir einen geliebten Anblick, zum Beiſpiel „beſtrafte" ich mich dadurch, daß ich einen ganzen Tag lang Herrn Johannes nicht anſehen durfte oder mir verbot, Klavier zu ſpielen. Gelang es mir, die Aufgabe zu erfüllen, ſo war ich nicht ſehr beglückt, aber entſchädigte mich durch einen geiſtlichen Hochmut, der mit dem gottloſen abwechſelte. Mißlang es mir, ſo hatte ich mit Heine etwas Pläſier, kam mir aber doch ſehr anfechtbar vor. Nur wenn ich mir vornahm, eine Woche lang den Namen Jeſus nicht mit den anderen beim gemeinſamen Leſen oder Beten auszuſprechen, drang ich lückenlos durch, aber wohl war mir dabei erſt recht nicht, und am wenigſten wußte ich, was das eigentlich bedeuten ſollte, ja, ich kam mir damit ein wenig dumm vor, und nur, weil ich nichts Beſſeres wußte, blieb ich dabei genau bis zur vorgeſetzten Stunde.

Marie Claudepierre

Als ſchon alle neuen Zuzügler des Frühjahres angekommen zu ſein ſchienen, tauchte plötzlich noch wie eine Mondelfe ein ſchönes Franzoſenkind unter der Mädchenſchar auf. Eines Abends — draußen ſchwamm die Welt in einem gewitterhaften Schwefelgoldglanz, aus dem es leiſe und glückhaft donnerte — ſaß ſie im Eßſaal auf der Mädchenbank, lachend, friſch, klug, ungebändigt, und ſah neugierig nach der Knabenſeite hinüber. Ich war dies Jahr gerade hoch genug hinaufgerückt, um in ihrem Blickfeld zu ſitzen. Als einer der erſten hatte ich ſie bemerkt, und auf einen Moment

ſtanden unſere Augen fragend und freundlich aufeinander. Unwillkürlich lächelte auch ich. Ich wurde in der letzten Zeit viel wegen meines düſteren Blickes beredet, aber bei dem holden und herzerquickenden Anblick wurde es mir hell im Kopf und leicht ums Herz. Sie wandte ſich gleich an ihre Nachbarinnen, um, wie ich wohl ſah, über mich Nachrichten zu bekommen. Nun, ich kannte ja meinen Ruf hier. Ihre Augen wurden groß, und ihr Blick bekam einen verwunderten Ausdruck, während ſie meine Figur noch einmal, jetzt mit ſichtbarer Unruhe, überflog. Dann wurde der Herr Vater hereingetragen. Man erhob ſich zum Beten, und das Eſſen nahm ſeinen Verlauf.

Ich blickte noch oft nach der neuen Lichtgeſtalt, aber ſie ſah nicht mehr her. Sie war wohl wenig jünger als ich, hatte, wie man nachher erfuhr, raſch hintereinander beide Eltern verloren, und war infolge irgendwelcher Beziehungen vielleicht bloß für einſtweilen hierher untergebracht worden; ſie nahm ſich unter den anderen Weibern auch aus wie ein Paradiesvogel im Hühnerhof. Um ihre leichte, bewegliche Geſtalt ſchwebten alle Reize der geſegneten Landſchaft, aus der ſie ſtammte. Auch ohne es zu wiſſen, ſah ihr jeder ſofort die Franzöſin an; wer mehr Erfahrung hatte, wies ſie dem Genfer See zu, deſſen nördliches Ufer ihre Heimat war. Aber ihre Mutter ſtammte vom Züricher See. Unwillkürlich, während meine Augen immer wieder nach ihr gingen, dachte ich an meinen erſten Abend hier in der Anſtalt, und die Empfindungen, die mich dabei überfallen hatten. Ich ſah, wie ihr Geſicht ernſter wurde, wie eine ſtille Trauer über ihre Haltung kam, als das Lied geſungen wurde — diesmal: „Wann krieg' ich mein Kleid, das mir iſt bereit, vor Gott zu beſtehn, und mit ihm zur Hochzeit des Lammes zu gehn?“ — und wie während der Textverleſung und der Betrachtung die ſtumm mitdröhnende Hoffnungsloſigkeit dieſes Platzes ſie zu erſchüttern begann. Der Text aus 3. Moſe 14 enthielt die Verordnung über die Ausſätzigen, die Wiederaufnahme der ausgeſtoßenen Kranken, wenn ſie geſund

geworden waren, und die weitläufig beschriebenen Zeremonien und Opfer dabei, ein langes, unverständliches, gewichtiges Kapitel von siebenundfünfzig Versen, deren keiner uns geschenkt wurde. Es wurde wieder alles auf Gott und seine Weisheit bezogen, und wie immer blieb für uns nichts übrig, als die Demut und die Ergebung in die absehbare Folge unserer Jahrzehnte. Diese Nacht träumte ich, daß ich den gichtbrüchigen alten Mann, der unser aller Schicksal war, überfiel und halt- und maßlos mißhandelte. Sein künstliches Gebiß sprang ihm aus dem Mund. Er schrie mit furchtbar dröhnender Stimme gellend und weltverlassen. Und schließlich warf ich mich wild aufweinend vor ihm nieder. Ich schluchzte zuerst siebenmal, dann elfmal, dann neunmal. Am anderen Tag ging ich herum wie ein Verurteilter und wagte den Herrn Vater nicht anzusehen. Ich bezweifelte und begrämte mich, wie ich es noch nie getan hatte, nicht so sehr wegen der Traumroheiten an sich, sondern weil meine erste Antwort auf den Liebreiz Marie Claudepierres eine wüste Haßentladung gegen einen immerhin ehrwürdigen Greis gewesen war.

Acht Tage später — ich stand auf dem Zementboden und putzte Schuhe — kamen zwei kleine Weiber mit einem Korb voll zerrissener Mädchenstiefel, die sie in der Schusterei abliefern sollten. Die eine trug die braune Anstaltstracht, die andere Schwarz. Die Schwarze war Marie. Scherzend strebten sie von der Wendeltreppe der Schusterei zu, aber plötzlich bemerkte Marie mich, und wie unwillkürlich blieb sie stehen und betrachtete mich wieder mit ihren fragenden Blicken. Ich hatte Schuh und Bürste sinken lassen und sah ihr mit leichtem Herzklopfen ebenfalls entgegen. Meine Schürze starrte vor Schuhschmiere und Wichse. Auch die Jacke glänzte fettig bis über die Ellbogen hinauf. Aber daran dachte ich erst hinterher. Sie war in der Nähe noch schöner, als es mir von weitem geschienen hatte; vor allem war sie heller und gütiger, und ihr Mut schien keine Grenzen zu haben. Eben war es, als wollte sie mich anreden, da wurde hinter der Tür des Andachtsaales das

Räuſpern der Frau Mutter hörbar, und der Griff der Falle ging herunter. „Komm ſchnell“, ſagte die Braune haſtig und zog Marie, die widerſtrebend gehorchte, mit dem Korb weiter. Die Frau Mutter mußte noch Maries letzten Blick nach mir und meinen antwortenden aufgefangen haben, aber wider Erwarten ſagte ſie nichts dazu. Ohne mich weiter zu beachten, folgte ſie den Mädchen, um die Ablieferung und nebenher den Schuſter zu überwachen, damit nichts vorfiel, was nicht zur Sache gehörte. Aber als alle wieder gegangen waren — ich hatte noch einen verſtohlen leuchtenden, übermütigen Streifblick von Marie erhalten — und ich eben umſtändliche Betrachtungen über ihre Vorzüge anſtellen wollte, bemerkte ich auf dem Boden ein Blättchen Papier, das vorher nicht dagelegen hatte. Schon ahnungsvoll angeregt ging ich darauf zu, hob es auf und entfaltete es. Es enthielt folgende Worte: „Warum machſt du nicht Frieden mit dem Herrn Vater?“ Ein Name ſtand nicht darunter, auch die andere Seite enthielt keine weiteren Hinweiſe. Ich las die Worte zum zweiten- und drittenmal und legte das Blättchen zwiſchen zwei Seiten eines Buches, in dem ich heimlich nebenher las; es war die Jugendgeſchichte von Thomas Platter, die ich ſehr liebte, weil ſie den Werdegang und Aufſtieg eines armen Jungen beſchrieb. Nachher brachte ich den Zettel in den Erinnerungen des Miſſionars Doktor Krapf unter, einem Buch, das ich von meinem Vater her beſaß, und das mein teuerſter Beſitz war, den ich nie in andere Hände gab.

Wir hatten hier ja auch ſchon ſchöne Mädchen gehabt, aber ſie waren nur noch größere Mucherinnen geweſen als die anderen, und hatten ihre Schönheit dazu benutzt, um ſich Liebkind bei der Obrigkeit zu machen. Davon war bei Marie nicht die Rede, im Gegenteil ſah man, daß ſeit ihrem Auftreten an dieſem Platz ein neuer Zug in die Weiber kam. Nachdem man ſie früher kaum gehört hatte, ſelbſt wenn ſie ſpielten, gab es jetzt Mittagſtunden, wo es beinahe toll zuging auf dem Kiesrechteck vor dem Haus.

Ein Gelächter jagte das andere. Neue Spiele erſchienen auf dem Plan, die man noch nie geſehen hatte, und denen die Lehrerin zuerſt gegenüberſtand wie die Henne dem Teich, auf dem ihre Küken ſchwimmen. Zum Glück fand dieſer Umſchwung an ihr trotz ihrer Bigotterie keine Spielverderberin, und in den deutſchen und ſogar franzöſiſchen Reigen, die nacheinander aufklangen, ſang ſie ſchließlich gottergeben mit. Sie war eine Perſon mit einem ſozuſagen ſtändig über ſich und andere verwunderten Schwergewicht, ziemlich maſſigen Gliedern, langſamen Bewegungen, waſſerblauen Augen, die ſtändig zu bitten ſchienen: „Macht bloß keine Ungezogenheiten um Gottes willen!“, einem kleinen, rötlichen Kützchen von zuſammengewundenem Haar auf dem Wirbel, und wenn ſie abends ihre Zähne putzte, ſo putzte ſie ebenſoviel Lücken mit. Sie ließ ſich Jungfer Roſalie nennen, mit dem Nachdruck auf der zweiten Silbe, und ſie und alle Mädchen brachen bei jedem unerwarteten Vorkommnis einſtimmig in den Ruf „Bililh!“ aus. Es ſollte urſprünglich heißen: „Ich bi—tte dich!“ aber die Mehrzahl der Laute blieb an den Zahnſtummeln der Reſpektsperſon hängen, und nun redeten auch alle Mädchen, als ob ſie bloß Stummeln im Mund hätten.

Allmählich hörte man von Spannungen mit der Frau Mutter, die gegen den neuen Geiſt einen wachſamen Krieg eröffnete. Es ſollten die althergebrachten Spiele getrieben werden; die neuen verfolgte ſie als jungenhaft und wild und die Reigen als leichtfertig. Die Mädchen ſchmollten, und wenn ſie die hohe Frau aus Hörweite glaubten, ſo fingen ſie doch wieder mit den neuen Sachen an. Schließlich wurde Marie hart angelaſſen und fand an der Jungfer eine Fürſprecherin. Am nächſten Mittag ſpielten die Mädchen überhaupt nicht. Es ſtellte ſich heraus, daß Marie der Kopf auch dieſer Demonſtration war. Jetzt ſollte ſie Strafe erleiden, aber Jungfer Roſalie, nun die wahre Mutter der Waiſenſchar und mit Marie wieder jung geworden, machte eine Kabinettfrage daraus. Das alles erfuhren wir aus dritter Hand, als der

Sturm ſchon vorbei war. Die Frau Mutter, die bei der Bewegungsunfähigkeit ihres Mannes hier auch als Hüterin des Anſtands waltete — beim Eſſen mußten alle Jungenhände auf dem Tiſch liegen; ſie war eine abgeſagte Feindin unſerer Hoſenſäcke, und das Bockſpringen war uns ebenfalls aus Anſtandsgründen verboten —, überlegte es ſich drei Tage lang, und fand dann — wahrſcheinlich auch ein wenig unter der Beeinfluſſung ihrer männlichen Umgebung — die Verantwortung für den Verluſt einer ſonſt ſo brauchbaren Perſon, wie es Jungfer Roſalie war, zu groß. Die neuen Spiele behaupteten den Platz, und das zählte zu den unerhörteſten Vorgängen, die überhaupt erlebt worden waren. Marie wurde zur Heldin des Tages. Ich prägte damals das Wort: „Der heilige Georg hat den Drachen erſchlagen. Das iſt noch nichts. Marie Claudepierre hat die Frau Mutter überwunden.“ Das Wort ging von Mund zu Mund; Herr Bunzlker, unſer dritter Lehrer, ſprach mich daraufhin an und lachte gewaltig. Einen Tag lang war ich auch wieder einmal ein Held.

Aber nachdem einmal das Eis bei den Mädchen gebrochen war, gab es kein Halten mehr. Die chineſiſche Mauer, die ſie bisher von uns und der ganzen übrigen Welt abgeſchloſſen hatte, ſchwand in dem naſſen Vorſommer, als ob ſie aus Salz geweſen wäre. Nach dem Ablauf des erſten Monats hatten ſie ihren Bewegungskreis über die ganze Hofweite ausgedehnt. Jungfer Roſalie gluckerte von Anfang ein bißchen hinterher und machte mit ihren waſſerblauen, verwunderten Augen Vorſtellungen, denn da ſie immerhin die Verantwortung dafür übernehmen mußte, daß tatſächlich keine Zuſammenkünfte mit Knaben ſtattfanden, ſo hatte ſie nun viel zu laufen und wenig Vergnügen. Wo die Mädchen ſpielen wollten, da ſcheuchte ſie uns weg, und bald waren wir nicht mehr Herren in unſerem eigenen Hof. Mit ſtummem Staunen wohnten wir anfänglich dieſem Umſchwung bei; dann fuhr er uns ſelber in die Knochen. Bald ſchwebte mittags über dem Raum zwiſchen dem Schloß, dem Tor und dem Mühlenbach ein neuer,

bisher völlig unbekannter Ton der Lebensvergnügtheit. Durch die Hallen des Wagenschuppens klang mit dem Gezirpe der Schwalben das Gezwitscher unserer bisher so verachteten Schicksalsgenossinnen, und manchmal auch ihr herzhaftes Geschrei und Gelächter. Wer hatte hier bisher ein Mädchen über die Bänke zwischen den Kastanien springen sehen? Das war jetzt der regelrechte Weg aus den Verstecken zum Sammelplatz vor dem Schloß. Sie sprangen wie die Gazellen, Marie immer am kühnsten und am anmutigsten.

Schließlich brachen sie in die Ställe ein. Neben Fritz, dem Anstaltspferd, und den Kühen hatten wir einen blinden Esel und einige Schafe, alle genau dieselben Höhlenbewohner wie wir. Niemand kam in die Ställe zu den Tieren, als wer hinkommandiert war. Von den Mädchen hatte bisher noch keines überhaupt auch nur die Schwelle mit der Fußspitze berührt; das Betreten eines Stalles durch weibliche Personen galt unausgesprochen als ein unzüchtiger Akt. Eines Tages beschloß Marie, die Tiere zu sehen, und hing sich der Lehrerin an, damit sie die kleine Weiberbande, die sich um sie gebildet hatte, hin begleitete; das lehnte Jungfer Rosalie aber entsetzt ab. Dann steckte sie sich hinter die Küchenmagd, damit sie mit Siegrist, dem Knecht, spreche. Als ihr das zu lange dauerte, fing sie den Alten selber ab. Der sah das schöne Kind zuerst groß an und schwieg verwundert. „Tja, da ist der Stall", sagte er dann. „Macht, was ihr wollt. Nur treibt mir keinen Unfug." Niemand hatte ihm das zugetraut. Zufällig stand ich in der Nähe, als sich dies neue Wunder abspielte. „Wieviel Schönes und Gutes es doch gibt!" ging es mir ungefähr durch den Kopf. Ich regte mich nicht, sah aber gespannt zu, was weiter geschehen werde.

Wie eine Windsbraut stob die Bande nach dem Stall. Dort hielt Marie sie auf. „Jetzt ganz ruhig!" mahnte sie erfahren. „Sonst machen wir die Tiere scheu." Dann ging die Tür auf. Die Schafe blökten. Bald darauf kam Marie mit dem alten Esel her-

aus. „Du armes Tierchen!“ hörte ich sie eifrig bedauern. „Gar niemand kümmert sich um dich. Und es ist überhaupt nicht wahr, daß du dumm bist. Sogar sehr klug siehst du aus. Die Menschen sind dumm, nicht du.“ Das blinde Tier schnupperte in die Luft. Die Sonne schien. Die Schwalben schossen pfeifend am Tor vorbei. Bunte Schmetterlinge gaukelten herum wie betrunken. Plötzlich streckte der Esel den Hals und stieß ein lautes, erregtes Geschrei aus: „I—ah! I—ah! I—ah!“, daß der ganze Hof davon widerhallte. Halb klang es sehnsuchtswild, halb freudig erregt. Ich verharrte gebannt. Darauf warf er sich zu Boden und wälzte sich in der Sonne dankbar und angelegentlich auf dem Rücken. Marie stand mit glänzenden Augen dabei. Auf einmal bemerkte sie mich. Einen Moment hielten wir äugend einander gegenüber. Dann winkte sie mir mit dem Kopf, näher zu treten. Der forschende Ausdruck war wieder in ihrem Blick.

„Du, warum gehst du nicht zum Herrn Vater?“ stellte sie mich zur Rede. „Nicht einmal geantwortet hast du mir. Was bist du denn für einer?“

Sie betrachtete mich mit leichtem Stirnrunzeln und etwas unzufrieden, aber um ihre Lippen und in der Tiefe ihrer Augen spielte irgendein übermütiges Lächeln. Ich schwieg einen Augenblick. Dann besann ich mich auf meine Verpflichtungen als Johannesbündler.

„Ich — habe beim Herrn Vater nichts zu tun“, versetzte ich spröde. „Wenn er mich will, kann er mich holen lassen.“

Sie zog die feinen Brauen ein bißchen hoch.

„Soll ich ihm denn sagen, daß du bereust?“ fragte sie verwundert. Sie war an meiner Stelle bei ihm Vorleserin geworden.

Ich schüttelte den Kopf. Unschlüssig und auch etwas enttäuscht wandte ich mich ab. Ich wußte nicht, sollte ich gehen oder noch auf etwas Besseres warten. Aber sie schien einen Begriff von meiner Verfassung zu haben. Rasch trat sie mir näher.

„Du, ich will dir nicht Bekehrung predigen, das mußt du nicht

von mir denken", ſagte ſie ſehr ernſt. „Aber ich will, daß es hier luſtiger wird. — Ich habe viel von dir gehört. Früher warſt du anders. — Wir wollen uns etwas zum Geburtstag des Herrn Vaters ausdenken. Machſt du mit?"

„Zuerſt kommt bei uns Herr Johannes daran", entgegnete ich bockig.

Sie lachte.

„Tu dich nur nicht ſo wichtig. Alle geht ihr herum, als wenn ihr Eſſig getrunken hättet." Noch einen Moment betrachtete ſie mich mit blitzenden Augen; halb war ſie auch zornig über mich. „Es iſt gut, zuerſt euer Herr Johannes. Ein Wunder, daß ihr wenigſtens den gelten laßt. — Rede mit den andern, und ſchreibe mir dann."

„Wenn ihr ſicher bei uns mittut", mißtraute ich noch.

„Wir ſind luſtige Mädchen. Wir haben keinen Eſſig getrunken."

„Aber Tinte", ſagte ich plötzlich eiferſüchtig. „Ihr ſpielt die Wohlerzogenen beim Herrn Vater."

„Seh' ich ſo aus, du Affe?" fragte ſie erſtaunt und in beleidigtem Ton. Die Röte ſtieg ihr in die Wangen.

„Du nicht", lenkte ich ein. „Aber die anderen."

„Gut, daß du das ſagſt", beſänftigte ſie ſich. „Mir ſoll hier keiner Mauscherei nachreden. Aber wie ihr's treibt, das iſt erſt recht dumm. Weshalb verderbt ihr euch alles? Iſt denn das angenehm?"

Ich mußte über die offene Verwunderung ihrer Frage lachen.

„Nein, angenehm iſt es nicht", gab ich zu. „Aber man hat uns auch danach angefaßt."

„Wenn man fröhlich iſt und das Rechte tut, iſt alles nur halb ſo ſchlimm", bemerkte ſie freundlich im Ton des Selbſtvertrauens. Ihre Augen lächelten wieder.

Die anderen Mädchen kamen jetzt aus dem Stall heraus. Dazu begann die halbe Hausgemeinde um uns und den Eſel zuſammen-

zulaufen. Er lag jetzt ganz behaglich auf dem Rücken, alle viere in der Luft, und ab und zu stieß er einen schnaufenden oder grunzenden Ton aus. Die Sonne beschien seinen abgescheuerten alten Bauch und die mageren Rippen, während er mit den blinden Augen und den vergnügten langen Ohren halb aufmerksam, halb träumerisch auf die Versammlung um ihn herum lauschte. Es war für alle ein großes Ereignis. Aus dem Stall blökten die Schafe; sie wollten auch heraus. Erwachsene stießen jetzt zu uns, zuerst einige Brüder. Die nahmen sofort eine Stellung ein wie die Jünger, als die Frauen die Kinder zu Jesus brachten. Aber von ihnen ließen wir uns schon lange nichts mehr sagen. Es gab einen richtigen Streit, ja, ein großes Gezänke erhob sich um das Tier. In diesem Moment langte Herr Johannes auf dem Platz an.

„Was ist denn hier los?" fragte er verwundert.

Sofort gab man ihm Raum. Der Senior erstattete erbost Bericht. Herr Johannes hörte schweigend zu und überging dann die ganze Gesellschaft mit den Augen.

„Wer hat denn das Tier herausgelassen?" fragte er.

„Ich", sagte Marie.

„Und wer hat es dir erlaubt?" forschte er weiter.

„Der Knecht Siegrist."

„Sieh mal an, den hast du auch schon im Garn?" Seine Brille funkelte wieder. „Ja, wenn es der Knecht Siegrist erlaubt, dann können wir alle nichts dagegen tun. — Soll das jetzt jeden Tag so sein?" fragte er noch halb verlegen, wenigstens tönte es so, wenn er es sicher auch nur spielte.

„Bloß, wenn die Sonne so schön scheint", bat Marie errötend und schüchtern.

„Wir wollen mit dem Knecht Siegrist sprechen", entschied er sich. „Für heute bringt den Hans wieder an seinen Ort; es wird ohnehin gleich läuten. — Ihr", wandte er sich an uns Jungen, „habt heute nach dem Kaffee keine Freizeit, weil ihr gegen die Brüder frech wurdet. — Und ihr", sagte er zu diesen, „könnt Ge-

ſchelteres tun, als mit denen da Zank anfangen. Wir werden in der nächſten Pädagogikſtunde repetieren, wie man ſich Achtung bei Kindern verſchafft. Geht jetzt an eure Arbeit."

Die erſte Unterrichtſtunde in der oberen Klaſſe hatte er zu geben; es war Rechnen, und es herrſchte nun eine geheime Feſtlichkeit, ein liebenswertes Einverſtändnis unter uns. Er war nicht weniger genau als ſonſt, aber er gab heute dem ſo verhaßten kaufmänniſchen Rechnen mit Elle, Gros und Ballen eine neue Form, kleidete jede Aufgabe in ein kurzes, ſpannendes oder komiſches Beiſpiel, und erlebte heute nicht eine Fehllöſung. Wir aber erfuhren nebenher, wie es beim praktiſchen Gebrauch dieſer Rechnungen zugeht, und bekamen einen Begriff von der Geiſtesverfaſſung, ſogar von der äußeren Umwelt des Kaufmänniſchen. Es wurde daraus eine der ſpannendſten, unterhaltendſten und fruchtbarſten Schulſtunden, die ich überhaupt erlebt habe. Unterſuchte ich ihr Licht genauer, ſo ging es wieder auf Marie zurück. Wenn nämlich Herr Johannes ſchmunzelnd ſagte: „Sieh mal an, den haſt du auch ſchon im Garn?", ſo hieß das, daß er bereits ſelber darein geraten war und ſich darin nicht unglücklich fand. Und wer fühlte ſich nicht ſonſt von ihrem Liebreiz und ihrer geſunden, gerechten Fröhlichkeit bezaubert! Der zweite Lehrer, der dritte Lehrer, die Mägde, die Handwerker, ja ſelbſt der Herr Vater, wie man hörte, alle ſahen, daß ſie einen Strahl von dieſer Sonne auf ihre Blumentöpfe ableiteten. Wer irgend konnte und es ſich getraute, ſuchte ſeine Sprachkenntniſſe hervor, um ſie an ihrer ſchnellen, hüpfenden Redeweiſe zu galvaniſieren und wieder zum Kniſtern zu bringen. Manchmal gefiel es Herrn Johannes, mit ihr ein bißchen gegen uns Partei zu bilden, indem er zu ihr auf Franzöſiſch eine Bemerkung über uns oder einen von uns machte.

Aber einmal machte er eine über ſie zu mir. Es war in der vielgefürchteten Sprachlehre, dem einzigen Fach, in dem es bei ihm Pfötchen gab. Er ſchlug nie heftig. Es war vielleicht im Grund nur eine etwas ſchmerzhafte Neckerei. Auch hieb er nicht mit dem

Stock auf die flache Hand, sondern ließ den Sünder die fünf Fingerspitzen zusammennehmen, und da klopfte er ein bißchen oder auch ein wenig ernster drauf. Außerdem liebte er es, das Ohrläppchen umzudrehen, oder bei ganz krauser Laune gab es Nasenstüber. Nun war er bei der Bildung der Vorzukunft für das Zeitwort „lieben", und hatte schon zwei Bänke hindurch lückenlos Pfötchen ausgeteilt. Die Sache näherte sich bedenklich Maries Platz, und ich hielt es für an der Zeit, ihr schnell schriftlich die Lösung zustecken zu lassen. Er fragte ruhig weiter, bis wirklich Marie mit verblüffender Sicherheit die richtige Antwort gab. Ein Veilchen betrachtete er sie schmunzelnd.

„Ich könnte euch Deutschen jetzt eine Rede darüber halten, daß euch das Franzosenkind alle beschämt", sagte er dann zu uns. „Aber das wäre wahrscheinlich ungerecht, und ich kann mir mehr Spaß machen, wenn ich sie frage, mit welchem Kalb sie gepflügt hat. Laß uns einmal hören, Marie. Nun?"

Marie wurde rot.

„Schattenhold hat mir geholfen", gestand sie freimütig.

„Auf welchem Weg?"

Sie brachte meinen Zettel hervor. Er las ihn.

„Ich würde sie nicht gefressen haben", bemerkte er darauf zu mir. „Auch dies ist — welche Zeit?"

„Vorzukunft", sagte ich unsicher.

„Sehr gut. Vorzukunft, das ist nämlich so eine Art von Naseweisheit. Denn sieh einmal: Auch ich würde an deiner Stelle geliebt haben, aber das ist noch kein Grund, einen alten Mann wie mich hintergehen zu wollen. Dafür bekommst du jetzt ein Pfötchen, und die Marie bekommt auch eins, weil sie dabei mitgetan hat. Ich würde euch nämlich nicht geliebt haben, sondern ich liebe euch Präsens. Aber der Herr stäupt nicht bloß jeden Sohn, den er aufnimmt, sondern auch die Töchter."

Ich nahm mein Pfötchen entgegen. Da Herr Johannes einmal beim Improvisieren war, erhöhte er sie auf zwei mit der Be-

merkung: „Wer lieben will, muß leiden!“ Ich kam mir irgendwie öffentlich begutachtet und schon halb verlobt vor. Ob Marie mit ihrem Pfötchen auch so beglückt war, weiß ich nicht. Ich wagte für heute keine Unternehmung mehr nach ihrer Gegend, nicht einmal einen Blick.

Wieder im Bereich des Geistes

Eines Morgens, als wir auf den Herrn Vater zu warten hatten, blätterte ich vor der Andacht so die Sprüche Salomonis durch, die ich sehr liebte, und ersah hintereinander drei Worte, die mir einen unerwarteten Eindruck machten. „Ein weiser Sohn ist seines Vaters Freude, aber ein törichter ist seiner Mutter Grämen“, stand am Anfang des zehnten Kapitels. Das zwölfte eröffnete sich mit dem Spruch: „Wer sich gern läßt strafen, der wird klug werden; wer aber ungestraft sein will, der bleibt ein Narr.“ Und der Beginn des achtzehnten lautete so: „Wer sich absondert, der sucht, was ihn gelüstet, und setzt sich wider alles, was gut ist.“ Gewiß hatte ich diese Worte vorher auch schon gelesen oder wenigstens gesehen, ohne daß sie mir besonders auffielen, aber nach der langen Dürre meiner Rechthaberei und bei dem lauen Regen des Menschlichen, unter den ich jetzt wieder geraten war, fand ich mich bereit für jeden guten, forthelfenden Zuspruch. Meine Gedanken gingen suchend weiter und kamen zum jungen Salomo, der zu Gott gesagt hatte: „Ich bin ein kleiner Knabe, weiß weder dies noch das“, und der dann um ein gehorsames Herz bat, um das Gute tun und gerecht richten zu können. Dies Verhalten schien dem meinen genau entgegengesetzt zu sein. Da war irgend etwas demütig Heiteres, bescheiden Frohes, an dem ich es hatte fehlen lassen. Immer hatte ich an meiner „Sünde“ trotzend gerüttelt und mich eigenbrötlerisch auf meine Fehlbarkeit versteift. Jetzt bekam ich erst einen fernen, scheuen Begriff davon, was Sünde überhaupt

war, daß es nur ganz wenige wirkliche Sünden gibt, die dann gleich unsühnbar sind, und daß mein Vergehen lediglich in meinem geistigen Hochmut bestand und in einer Verblendung der Gedanken, nicht richtig erkennen zu können. Mit einer heilig milden Betroffenheit verließ ich heute den Andachtsaal, ohne für diesmal viel von dem gehört zu haben, was der Herr Vater sagte.

Das schlüssigste und hellste Wort aber — da ich doch einmal wieder den Überfällen des Geistes ausgesetzt war — erreichte mich unter Maries Blicken bei einer der nächsten Abendandachten. Plötzlich, während ich ihren freien, klugen Kopf betrachtete, stand mir freudig die Ermahnung des Apostels vor den Augen: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet." Das war wie ein geheimnisvoller Zirkel, der mich jetzt aufnahm und sich um mich schloß. Tagelang ging ich umher in einer stillen inneren Festlichkeit, als ob ich mich darauf rüstete, Gott zu begegnen, so wenig ich gerade in jener Zeit an ihn oder an Christus dachte. Ein wunderbarer Zustand hatte mich ergriffen; das war alles. Eines Morgens nahm ich ein schönes Stück Zeichenpapier und malte mit Goldtinktur folgende Buchstaben darauf: „F. — G. — A." Das hieß: „Fröhlich. Geduldig. Anhaltend." Den Zettel heftete ich von innen mit Reißnägeln an meinen Pultdeckel. Immer nun, wenn ich das Pult öffnete, fiel mir der Zuruf des Apostels wie ein Vater- oder Freundeswort in die Augen.

Noch einige Tage ging ich umher mit diesem frohen Schreck über mich selber, und betrachtete noch einmal alles, so ehrlich und aufrichtig ich konnte. Ich brauchte jetzt keine weiteren Ermahnungen mehr, um wach zu werden; ich war es ganz. „Wer sich gern läßt strafen, der wird klug werden!" klang immer näher und überzeugender die Stimme des Weisen aus fernen Zeiten und Räumen zu mir her. Eine staunende Ergriffenheit erfaßte mich über dem Gedanken, daß dies Wort nach so vielen Hunderten, ja Tausenden von Jahren immer noch seine frische, lebendige Wahrheit behielt. Mir wurde ganz einfach und ehrfürchtig zumute ohne

alle geistlichen Überklugheiten. Eines Nachmittags nahm ich beim Aufseher Urlaub, um den Weg zum Herrn Vater anzutreten. Was mit mir geschehen würde, das würde geschehen. Nebenher war mir so, als ob ich dort außer ihm in einem neuen, weiteren Sinn mich selbst finden sollte, denn immerhin stammte ich aus protestantischem Geist, wenn auch aus katholischem Geblüt, und jetzt führte bei mir der Geist. Als ich nach so langer Zeit wieder allein vor der hohen, steilen Tür stand, bekam ich Herzklopfen. Durch die Flurfenster herein brach die Sonne in feierlichen Strahlen und teilte das weite, hallende Treppenhaus in Lichtschächte und breite, tiefe Schattenschläge.

Voll Bangnis und Kindesscheu klopfte ich an und trat ein.

Ich fand ihn wie immer allein in der Mitte des großen Zimmers. Mit seinen halbblinden Augen blickte er nach der Tür.

„Wer ist da?" fragte er, als ich reglos dastand und keinen Laut hervorbrachte. Noch einen Moment zauderte ich.

„Ich, Schattenhold", sagte ich dann mit stockender Stimme.

Ein Augenblick verging, ehe er antwortete.

„Es ist gut, daß du den Weg wieder hierher findest", bemerkte er. „Tritt näher. Was willst du?"

„Ich — will abbitten —!" brachte ich hervor. „Ich bereue, daß ich das damals mit den Kreuzen gemacht habe —!"

Er schwieg wieder, ja er schien mich beinahe zu vergessen. Wie suchend blickte er an mir vorbei in eine Ferne, in welcher er vielleicht eben verweilt hatte, und von der ich, das fühlte ich demütiglich, noch keine Ahnung hatte. Immer höher stieg diese neue, verstehende Achtung, die ich für ihn jetzt hegte, in meinem Gefühl.

„Weißt du, was du eigentlich mit diesen Kreuzen getan hast?" fragte er mich endlich. „Ich meine, kannst du mir heute sagen, was du im Grund damit ausdrücken wolltest?"

Ich dachte nach. Zu meiner großen Verwunderung war mir plötzlich alles unbegreiflich. Ich verstand nichts mehr, und fast erschrocken sagte ich: „Nein, ich weiß es nicht."

Der Ton der Wahrhaftigkeit in dieser Aussage fiel auch mir auf. Er horchte flüchtig hin und senkte dann den Kopf. Nachdem er noch eine Weile denkend vor sich niedergesehen hatte, nahm er von neuem das Wort.

„Ich würde dir", sagte er in freundlicherem Ton, „wenig darauf halten, wenn du aus Zerknirschtheit kämst, um dir mit der Abbitte wieder bessere Zeiten zu erkaufen. Aber man hat mir in den letzten Wochen Gutes über dich gesagt, und da fing ich an, auf dich zu warten." Er faßte mich plötzlich voll in den Blick. „Ich träumte außerdem heute nacht von deiner Mutter. Sie stand da und forderte Rechenschaft von mir, was ich nun für dich getan hätte. Ich sagte: ‚Das will ich Ihnen sagen, Frau Schattenhold—!' Aber dann besann ich mich ganz vergebens."

Er verstummte wieder, und auch ich hatte nichts zu sagen. Ich stand da wie geblendet und halb betäubt. Ich fand ihn gealtert. Die Linien in seinem Gesicht waren tiefer geworden, und neue hatten sich eingegraben, die ich vorher nicht bemerkt hatte. Er kam mir vor, wie der Erzvater Jakob in seinem Unglück, und zum erstenmal ahnte ich von ferne, was es heißt, alt zu werden und dem Grab entgegenzugehen. Ganz andere Gedanken mußten es sein, die ein solcher Mann dachte, als die mich bewegten, andere Wünsche, andere Vorstellungen. Mir klopfte das Herz schnell und ängstlich. Bangend und in Furcht fragte ich mich, ob ich in seinen Tagen auch so groß und gerecht bestehen werde wie er. Hier roch es übrigens immer noch nach Büchern und kaltem Tabakrauch, und ein Spürchen seines geliebten Kölnischwassers schwebte dazwischen. Die ihn genauer kannten und ihm eine kleine Freude machen wollten, schickten ihm immer einmal ein Fläschchen.

„Hast du unterdessen in der Musik Fortschritte gemacht?" fragte er dann lächelnd. „Setz' dich ans Harmonium und spiele mir etwas vor. Kannst du einen Choral? Jesu, meine Freude? Ziehe die Flute, den Prinzipal und die Baßkoppel. Und spiele langsam."

Wie träumend ging ich zum Harmonium. War dies derselbe Herr Vater, der meine Freunde Kleiber und Leuenberger hatte blutig schlagen lassen? Ich öffnete den Deckel, zog die angewiesenen Register und spielte. War ich befreit? War er befreit? Ich wußte es nicht. Geister durchschwebten die Stube, die früher nicht darin gewesen waren, und horchten mit auf meine Klänge. Wie erleuchtet empfand ich, daß Freiheit etwas ist, was aus weiten, tiefen Himmelsräumen hervorbricht und als Gnade über den Menschen kommt, wenn er vielleicht lange genug gekämpft hat.

„Nicht schlecht", lobte er. „Einige Harmonien haben nicht ganz gestimmt. Ein musikalischer Mensch muß nämlich jedes Lied, das er hört, aus dem Kopf nach dem inneren Ohr richtig nachspielen können. Es gibt zuviel Leute, besonders Frauen, die auf dem Klavier von teuren Lehrern gedrillt werden, und können kein Volkslied nach dem Gehör vortragen. — Spiele jetzt den Choral, den du am meisten liebst."

Ich brauchte mich nicht lange zu besinnen. Sofort begann ich in Es-dur nach dem württembergischen Gesangbuch den Choral: „Der Glaub' ist meines Lebens Ruh", dessen warme und schöne Melodik es mir schon lange angetan hatte. Der Durchführungsteil enthält für das Spielen aus dem Kopf eine harmonische Falle, aber ich kam gut darüber hinweg.

„Das ist keine schlechte Wahl", anerkannte er. „Und diesmal hast du auch rein gespielt. Sieh dir auch den anderen Choral noch einmal an. Anfang und Ende jeder Leistung ist das richtige Durchdenken. — Und jetzt wollen wir schreiben. Setz dich wieder an deinen Platz. Du wirst alles in der alten Ordnung finden. Nimm Papier und Feder. Und mach keine Fehler."

Auch hier war der Raum voll Sonne und irdisch-überirdischem Glanz. Der Dompfaff, der mich gleich erkannt und mich schon lange angepiepst hatte, kam herbeigeflogen, sobald ich wieder an meinem Platz saß, um mir zuerst mit dem linken Auge und dann mit dem rechten zuzusehen. Darauf zupfte er an dem Blatt Papier,

auf dem ich schrieb, rannte zum Tintenfaß, wenn ich die Feder eintauchte, flog zwitschernd auf und beschrieb einen Bogen durch das Zimmer, kam zurück und setzte sich mir auf den Kopf, wozu er aus vollem Hals pfiff: „Wer nur den lieben Gott läßt —!" Den Rest verschluckte er auch jetzt. Alle Bücher sahen feierlich und wohlwollend auf mich herab. Die Bilder Luthers und Ulrich Zwinglis schienen mich zu bewillkommnen; sogar Calvin schien geneigt zu sein, es noch einmal mit mir zu versuchen. Früher hatte ich sie gedankenlos betrachtet; heute begriff ich, daß sie große Männer gewesen waren, und daß ich nichts war. Das beruhigte mich und machte mich fröhlich. Mit dankbarer Genauigkeit schrieb ich nieder, was der Herr Vater mir diktierte. Es war eine Abhandlung über die Gnade, die heute manches für mich enthielt. Mir schien, mein Begriffsvermögen sei größer geworden, aber doch war ich zu scheu, um mich tiefer damit einzulassen. Bis gegen das Abendessen schrieb ich. Niemand wußte, wo ich geblieben war. Vom nächsten Tag an war ich vom Schuhputzen befreit.

Droschken, Posaunen, Ivanhoe und das Prädikat

Siegrist und das Pferd Fritz waren lange Zeit die unveränderlichen Originale bei uns gewesen. Sie galten als unzertrennlich, und man kannte oder dachte sie nur gleichzeitig. Siegrist, ein angehender Fünfziger, war vom christlichen Standpunkt aus betrachtet vielleicht der Unbotmäßigste von allen Hausgenossen. Beim Beten faltete er die Hände bloß, wenn es ihm paßte, und bei den Morgenandachten erschien er höchstens, wenn es draußen regnete oder es ihm zu kalt war. Diese Gelegenheit benutzte er, um noch ein Schläfchen, manchmal auch einen richtigen Schlaf zu machen, so daß sein Schnarchen oder Schnaufen sich wie Waldesrauschen durch die Predigt des Herrn Vaters zog. Dann versetzte ihm der zweite Knecht einen Rippenstoß, und auf ein paar

Minuten hörte man bloß den Herrn Vater, worauf mit einem tiefbeſeligten Schluchzen oder Gluckſen das träumeriſche Gebläſe im Winkel hinter uns wieder einſetzte. An einem Morgen herrſchte draußen ein ſolcher Regenſturm und gab ſich Siegriſt ſo ausſchweifend ſeiner Andachtsinbrunſt hin, daß der Herr Vater ſich kaum zu Gehör brachte. Ich kam nachher gerade dazu, als die Kalamität beſprochen wurde und der Herr Vater lachend zu Herrn Ruprecht bemerkte, ſo gehe das nicht weiter; etwas müſſe geſchehen. Als ich mich gemeldet hatte, fragte er mich, ob eigentlich die alten Orgelpfeifen noch auf dem Eſtrich exiſtierten. Ich wußte es nicht und mußte nachſehen gehen. Nach einigem Suchen entdeckte ich in einer Kiſte etwa zwanzig alte Zinnpfeifen. Ich probierte gleich einige von ihnen; ſie tönten wie der Wind in Telegraphendrähten, und es gingen mir in der Eile eine ganze Menge Verwendungsmöglichkeiten durch den Kopf. Der Herr Vater vernahm meinen Bericht mit Zufriedenheit und beauftragte mich, am nächſten Morgen ſechs blaskräftige Jungen mit je einer Orgelpfeife zu verſehen. Sobald Siegriſt ſchnarche und er mit der Predigt einhalte, ſollten ſie blaſen, und damit ſolle ſo lange fortgefahren werden, bis das gute Gewiſſen geſtört ſei, auf dem Siegriſt ſo ruhig ſchlummere.

Am nächſten Tag war immer noch ſchlechtes Wetter. Der Herr Vater begann zu ſprechen, und Siegriſt begann zu ſchnarchen. Der Herr Vater hielt ein, und wir ſetzten die Orgelpfeifen an, worauf ſich ein greuliches Geſauſe und Geheul erhob. Die wenigſten der Hausgenoſſen hatten davon etwas gewußt. Bei den Mädchen ſchrien einige auf. Von Siegriſt wurde nachher erzählt, er hätte verwundert die Augen geöffnet, einen Moment um ſich geſehen und gehorcht und dann auf dem Stuhl eine noch bequemere Lage geſucht, um ſeine Andacht fortzuſetzen. Wir bliſen dieſen Morgen noch große Töne, auch am nächſten einige, aber als ſchließlich Siegriſts Gebläſe nach dem Abſetzen unſeres Sturmes ungeſtört weiterſauſte, verzichtete der Herr Vater etwas ärgerlich lachend

auf die Fortführung seiner verspäteten Erziehungsmühe, und für die Zukunft entband er ihn ausdrücklich von der Pflicht, die Andachten zu besuchen. Dazu sagte Siegrist nichts. Aber als es wieder regnete, erschien er wie immer an seinem Platz in der Andacht und begann zu schnaufen, sobald der Herr Vater zu predigen anfing. „Ich weiß gar nicht", sagte er in seiner bedächtigen, brummigen Redeweise, als noch einmal die Sprache darauf kam, „was er eigentlich von mir will. Ich gehe gern in die Andachten und habe nur nicht immer Zeit. Man will doch auch schließlich in den Himmel kommen. Wozu ist sonst die Schinderei da unten?"

Die Andachten des Siegrist gaben auch zu einem anderen Zwischenspiel Anlaß. Der Herr Vater behandelte den Glauben. Jeder Lehrer weiß, daß es kaum ein Ding im Himmel und auf der Erde gibt, das einer begrifflichen Erfassung einen so tückischen Widerstand entgegensetzt wie der christliche Glaube. Draußen herrschte zweifelhaftes Wetter, aber es war dabei warm und wohlig. Nachdem verschiedene Versuche des Herrn Vaters an verschiedenen Subjekten gescheitert waren, griff er, um endlich die gewünschte Dämmerung in den Köpfen zu erzielen, zu einem anschaulichen Mittel. „Nun paß einmal auf", sagte er zu dem Jungen, den er vor sich hatte. „Sieh nicht zurück. Draußen regnet es, und man kann vielleicht nichts auf dem Feld machen. Siegrist hat noch nicht geschnarcht, aber das kommt auch manchmal vor. Wird er nun bei dem Wetter in der Andacht sein?" Der Junge besann sich einen Moment. „Ich glaube", erwog er. Der Herr Vater lächelte. „Gut", sagte er. „Du glaubst. Ist nun das das Glauben, von dem wir hier sprechen oder ist es ein anderes Glauben?" Und damit war man plötzlich auf dem lange umsonst gesuchten Weg zum christlichen Glauben. Es blieb aber die ganze Stunde still in dem Wetterwinkel hinter uns, und Siegrist war in Wahrheit nicht dagewesen.

Ich sagte schon, daß auch das Pferd als Original betrachtet wurde. Fritz war das größte Tier seiner Art in der ganzen Gegend.

Wir nannten es immer „das troſaniſche Pferd“ oder „den Fritz von Troſa“. Wenn der Herr Vater einmal nach Heinſelden fuhr, um dort eine Erbauungſtunde abzuhalten, ſo lief er vor der alten, wackeligen Droſchke ſo gnädig und gravitätiſch, als hätte man ihn zum Spaß vor einen Kinderwagen geſpannt. Wer aus der Gegend am Weg ſtand, und Fritz kam mit dem Kaſten daher, Siegriſt ſaß im Radmantel ernſt und ſteif auf dem Bock, der grüßte auf jeden Fall, ob er jemand darin ſah oder nicht, gerade ſo, wie wenn die Equipage des Großherzogs vorbeigefahren wäre mit einem galonierten Kutſcher vorn und einem Diener hinten. Der Herr Vater war eine Reſpektsperſon weit im Land herum. Ich bin aber überzeugt davon, daß nicht mehr halb ſoviel Leute gegrüßt hätten, ſobald ein anderer Kutſcher auf dem Bock und ein anderes gewöhnliches Pferd in der Deichſel mit der Droſchke erſchienen wäre.

Eines Tages hörte man aber folgende Geſchichte. Der ſchon bekannte Bruder des Herrn Vaters und des Herrn Johannes, Elias vom Züricher See, hatte ſich zum Beſuch angeſagt und ſollte mit der Droſchke durch Siegriſt und Fritz vom Schweizer Bahnhof in Heinſelden abgeholt werden. Es war Sonnabend, und niemand hatte Zeit, mitzufahren. Nur die Magd Kathrin, ebenfalls eine alte Vertrauensperſon des Hauſes, die ſchon viele Sträuße mit der Frau Mutter ausgefochten hatte, und vor Marias Zeiten die einzige geweſen war, die ſich nicht vor ihr fürchtete, mußte zum Zahnarzt, da ſie vor Schmerzen nicht mehr wußte, wo ſie bleiben ſollte. Als Siegriſt abfuhr, war ſie ſchon vorausgegangen; die Droſchke hatte ſie zornmütig abgelehnt. Je weiter ſie aber von der Anſtalt wegkam, um ſo beſſer wurde es mit ihrem Zahn, und einen Büchſenſchuß von der Meierei beim unteren Tor ſetzte ſie ſich auf einen Wegſtein und ſah ſich die ſchöne Gegend an, von der ſie ja die Woche hindurch wirklich wenig vor Augen kriegte. Dann kamen Fritz und Siegriſt mit dem alten Kaſten angewackelt, der ohne weiteres bei der Magd hielt und ſie ſo ſelbſtverſtändlich in

seinem Innern aufnahm, als hätte sie noch nie jemand anderen gefahren. Aber damit noch nicht fertig, kam oben auf der Landstraße die Fahrt noch einmal zum Stehen, und Kathrin kletterte aus dem Kasten zu Siegrist auf den Bock, obwohl es dort doch zog, aber dafür waren nun die Felder der Anstalt zu Ende und brauchte man keine unerwünschten Beobachter zu fürchten. Wie die Folge zeigte, waren sie aber doch nicht ohne solche ausgekommen.

Indessen scheint nämlich nach dem zweiten Halt das Fahrzeug überhaupt nicht mehr richtig in Schwung geraten zu sein. An der Landstraße standen auch so hübsche Apfelbäume mit gekälkten Stämmen. Links glitzerte der Rhein. Rechts blickten fröhlich die Rebenhänge und der Wald herab. Die Sonne schien. Samstagsgefühle nahmen überhand. Fritz fand am Straßenrand grünes Gras und saftige Kräuter die Fülle. Und nachdem Herr Elias auf dem Bahnhof in Heinfelden eine Viertelstunde umsonst gewartet hatte, machte er sich mit einer dort gemieteten Droschke selbständig auf den Weg. Vor dem Städtchen begegneten sich dann die beiden Fuhrwerke und wechselten ohne große Erregungen die Fahrgäste aus. Herr Elias fuhr mit Siegrist nach Demutt zurück und Kathrin mit dem Stadtkutscher nach Heinfelden, wo sie zwar nicht den Zahnarzt aufsuchte, aber Verlobungskarten bestellte. Eine Woche später überraschten die neuesten Brautleute alle erwachsenen Personen der Anstalt mit der Nachricht, daß sie im Herrn einig geworden seien, miteinander in den heiligen Stand der Ehe zu treten. Siegrist hatte der Magd die Abfassung des Textes überlassen, und da sie nicht bloß eine fromme und unabhängige — sie hatte es vor Jahren Herrn Elias gegenüber bewiesen —, sondern auch eine gebildete Persönlichkeit war, so war die Anzeige zu dieser ungewohnten Form gekommen.

Am Abend nach dem Bekanntwerden der Jubelbotschaft bliesen wir noch einmal auf den Orgelpfeifen, aber diesmal ehrenhalber und harmonisch abgestimmt. Das Paar kaufte in der Nähe unter

den Katholiken ein kleine Wirtſchaft aus ſeinen Erſparniſſen und fehlte in keiner Sonntagspredigt. Kathrin horchte dann aufmerkſam und heilsbegierig auf die Worte des Herrn Vaters, und Siegriſt nahm die Gelegenheit wahr, um den Weg zum Himmel, für den ihm die Geſchäfte der Woche ſo wenig Zeit ließen, auf ſeine Weiſe wieder um ein Stückchen zu fördern, aber jetzt puffte ihn nicht mehr der zweite Knecht wach, ſondern ſeine liebe Frau.

Das beſte an der Geſchichte ſchien mir aber die Erklärung Kathrins, daß ohne Marie Claudepierre vielleicht doch nichts daraus geworden wäre. Sie hatten ſich ſchon lange gern geſehen und einander geärgert, wo ſie konnten, ohne deshalb viel miteinander zu reden. Als nun aber Marie mit dem Anliegen wegen des Eſels zu Kathrin üm Vermittlung kam und Siegriſt der Kathrin eine grobe Antwort gab, lief das Faß über, und nach drei Tagen voll verhaltener Wut fand ſie, daß das nicht mehr auszuhalten ſei. Aus der Ausſprache, die ſich dann entwickelte, ergab es ſich, daß man vielleicht ganz gut ab und zu einander ein bißchen mehr als bisher das Wort gönnen könne, und die aufs höchſte getriebene Spitze dieſer neuen Geſprächigkeit war die Verlobung auf dem Bock der Droſchke hinter dem Rücken der ganzen Anſtalt und des braven Pferdes Fritz. Kathrin lohnte Marie das Ergebnis mit einem ſchönen großen Stück von ihrem Hochzeitskuchen, und nie kam ſie ſonntags zum Gottesdienſt, ohne ihr irgend etwas mitzubringen. Aber Siegriſt hielt darauf, immer wieder feſtzuſtellen, daß er den Eſel herausgelaſſen habe, bevor Kathrin ihm über den Kopf gekommen ſei. Auf dieſe Weiſe erhielt er ſich ſeine Unabhängigkeit vom ſtarken Geiſt ſeiner Frau.

Neben dieſer Verlobungsgeſchichte lief lange unbemerkt eine zweite einher. Seit ihrer Auflehnung gegen die Frau Mutter hatte der damals dritte Lehrer, Herr Bunziker, eine Auge auf die Jungfer Roſalie geworfen. Er war ein helläugiger, frommer, gerechter und innerlich unabhängiger Mann, der ſchon ſelber dies und jenes

für die Gerechtigkeit hauptsächlich unsertwegen gewagt hatte. Die schöne Revolte des schweren alten Mädchens, wozu es durch Maries lichte Anmut erweckt worden war, und dann die mütterliche Beharrlichkeit auf dem guten neuen Weg machten ihm einen so ernstlichen Eindruck, daß er daraufhin auf geraden und auch auf krummen Pfaden eine Annäherung an sie anbahnte.

Als die einzige männliche Lehrkraft, die nicht zur Dynastie Cranach gehörte, hatte er eine etwas abseitige Stellung, aber als ehemaliges Demutter Pflegekind und gewesener Demutter Seminarist und Bruder lebte er geistig ebenso tief in der Tradition der Anstalt wie etwa sein Freund Ruprecht, der zweite Sohn des Herrn Vaters. Schwarz, sehnig, von mittlerer Größe, klug, lebhaft, sehr einfach trotz vieler Belange und Fähigkeiten, die über das Mittelmaß der Lehrer bei weitem hinausgingen, von fröhlichem Gemüt, sehr musikalisch — hatte er nur den einen Fehler, daß er furchtbar rauchte. Wenn man in seine Stube trat, so brummte einem zunächst aus ziehendem und in den Ecken ungeheuer geballtem Gewölk sein dröhnender Baß entgegen, ohne daß man etwas von ihm sah, einesteils vor Rauch, anderenteils, weil einem zunächst die Augen übergingen. Über seinem Schreibtisch erhob sich ein phantastischer Burgbau von leeren Zigarrenkisten und Streichholzschachteln, die er kunstvoll zu Torwölbungen und Türmen aufrichtete. Die Architektur war ihm längst über den Kopf gewachsen, und wenn er noch eine Weile so weiter baute, so mußte er außerhalb seines Zimmers Platz nehmen, um zu rauchen und zu arbeiten. Er war ein guter Orgelspieler, aber an Herrn Johannes reichte er nicht heran. Dagegen machte er mehr mit der Geige, und oft hörte man sie aus dem hochschwebenden Fensterchen seiner Zelle im Torbau durch einen besonders schönen Abend oder eine Mondnacht wie eine Nachtigall schluchzen und werben, während Jungfer Rosalie hinter ihrer Gardine oder am offenen Fenster saß und darauf horchte. Außerdem sang er gern und herzhaft, überhaupt hatte seine Stimme etwas sehr Kräftigendes und

Treues, etwas, das Vertrauen erweckte nicht bloß zu ihm, ſondern auch dem, der ſie hörte, zu ſich ſelber.

Hier bereiteten ſich aber Veränderungen vor, die ſchon tiefer in unſer aller Daſein eingriffen, als es die Verlobung des Knechtes mit der Magd getan hatte. Als triebfroher, zielbewußter Mann, der er war, gab es für ihn bald keine ordentliche Unternehmung mehr, die er nicht unter dem Geſichtspunkt ſeiner Begeiſterung für Jungfer Roſalie ſtellte. Doch nicht genug an den laufenden Gelegenheiten, erfand er auch noch neue dazu. Den erſten Begriff vom Ernſt der Lage bekam ich auf einem ſogenannten großen Spaziergang. Alljährlich im Juli wurde mit uns ein eintägiger Ausflug in die weitere Umgebung der Anſtalt unternommen, entweder auf den Dinkelsberg nach fernen unbekannten Dörfern, ins Wieſental oder ins Wehratal. Dies Jahr führte uns Herr Bunziker ins Wehratal. Sonſt war er bei gemeinſamen Ausflügen friſch mit der Spitze vorausgelaufen und hatte ſich den ganzen Tag um die Weiber aller Altersgrade wenig bekümmert. Diesmal folgte er befehlshaberiſch am Schwanz des ganzen Zuges in einem dichten Mädchentrupp Seite an Seite mit der Jungfer Roſalie, mit welcher er fraglos ſehr heuchleriſche und geſpielt ehrenwerte Geſpräche pflog. Die Unterhaltung ergab, aus der Ferne eingeſchätzt, ein äußerſt würdiges, beſonnenes, aber verwickeltes und raffiniert weitblickendes Anſehen, und es war bei den Realiſten unter uns bereits eine feſtſtehende Tatſache, daß wir heute nicht viel von ihm zu faſſen kriegen würden. Es war neuerlich auch ſolch eine ungewohnte und ganz unbequeme Überlegenheit an ihm. Man fand längſt nicht mehr den guten Kameraden in ſeiner Geſellſchaft, der er vorher manchen geweſen war. Er hielt mehr auf Hoheit, zog auf einmal eine Standesgrenze, eröffnete moraliſche Belehrungen, wo er früher mit einem raſchen Witz oder einer wohlverdienten Tachtel die Sache geordnet hatte, kurz, er befand ſich nach vielfachem Urteil in einer ungünſtigen Entwicklungsperiode, und man wußte jetzt nicht, was

aus ihm werden sollte. Die erste Stunde unseres Weges wurde daher ausgefüllt mit einer ausgedehnten verärgerten Mauleret und einer eifrigen Diskussion darüber, ob er jetzt auch solch einen Demutter Zwingherrn und Hochmutsgeist aus sich machen werde, wie man andere kennengelernt hatte, oder ob doch der gute Kern in ihm wieder die Oberhand gewinnen würde. Man hoffte in seinem eigenen Interesse das letztere.

Aber gerade ich war dazu ausersehen, seine Liebesgefühle heute noch heftig zu verletzen. Ich hatte überhaupt einen Unglückstag. Zuerst setzte ich mich auf ein Wespennest, und dann rutschte ich über eine Felsenplatte in die Wehra hinab. Die Wehra ist ein Bergflüßchen, das am Hochkopf im Schwarzwald entspringt und sich durch ein Felsental ungebärdig und lärmend zum Rhein durcharbeitet. Links von unserem Weg blitzten und schäumten die Wasser des Flusses. Rechts lag ein schmaler Streifen Wildgras. Dann stiegen schon die Felsen in die Höhe, auf denen ab und zu eine einzelne Tanne stand, oder durch deren zackige Lücken da und dort ein Stückchen Wald vorbrach. Über uns leuchtete der blaue Himmel, in dessen unendlichem Raum vielleicht ein Raubvogel kreiste. Man mußte hier drunten auf der Talsohle sehr laut sprechen, um verstanden zu werden. Wie wir uns aber nun so predigend dem Flüßchen nach aufwärts zogen, kam mich ein kleines Bedürfnis an; zudem hatte ich ja nasse Füße, und dergleichen soll wirken wie das Wasserziehen der Sonne im Gewölk. Den Mädchentroß hinter uns umsichtig bedenkend, denn ich war immer ein dezentes Gemüt gewesen, ließ ich ein wenig voraus und schlug mich dann seitlich über den Grasstreifen zu einer Felswand, die mir einen guten Eindruck machte und mein Vertrauen erweckte. Eben war ich im besten Tun oder Lassen und hatte sonst nichts im Sinn, als ich plötzlich in großen, befremdenden Sprüngen neben meinem Schatten an der Felswand einen anderen, viel breiteren und höheren auftauchen sah, dessen Gegenstand sich in unverkennbarer Eile meinem Standort näherte. Verwundert

blickte ich mich um, hatte aber kaum des Herrn Bunziker zornentflammtes Angeſicht erkannt, als ich auch ſchon ein Sortiment von ſechs oder acht rüſtigen Ohrfeigen vereinnahmte und dazu ſeine in ſittlicher Auflehnung bebende Stimme vernahm: „Du Schweinigel, ſchämſt du dich nicht, vor allen Mädchen ſo da zu ſtehen?“ Nun, ich hatte heute ſchon andere Jungen in ähnlicher Lebenslage bemerkt, ohne daß irgend jemand irgend etwas dabei gedacht hätte. Ganz verwirrt ſtand ich da und ließ alles über mich ergehen, und was ich vorher bloß dem ernſten Fels gezeigt hatte, das konnten nun infolge meiner Beſtürzung ſchätzungsweiſe alle Hausgenoſſen zur ſcham- und gramvollen Kenntnis nehmen. Ein neuer Beweis dafür, daß blinder Eifer nur ſchadet.

Der Vorfall machte unter der Jungenſchar ſehr ſchlechten Eindruck. „Man muß jetzt den Schnellzug nehmen und nach Baſel fahren, wenn man etwas nötig hat“, hieß es ſpöttiſch. Aber es kam noch ſchlimmer. Die Jungfer Roſalie erklärte, müde zu ſein, und Herr Bunziker beſtimmte infolgedeſſen, daß man auf das eigentliche Ziel des Ausfluges, den Bärenfelſen, Verzicht leiſten müſſe. Aber wegen des Bärenfelſens ging man überhaupt ins Wehratal, und bei uns erhob ſich ſchweres Gebrumm. Auch die Mädchen waren nicht alle zufrieden; beſonders Marie betrachtete mit verlangenden Augen den hohen, kühnen Felſenzacken, von dem man eine herrliche Umſchau übers Land hatte. Über das ganze Gemaule hörte er charakterfeſt hinweg. „Es iſt nichts mehr los mit ihm, ſeitdem er ein Maitlſchmöker (Mädchenriecher) geworden iſt!“ kopfſchüttelte Kleiber aufrichtig erſchreckt. Es wurde Mittagsraſt beſtimmt am Fuß eines Waſſerfalls. Der Platz war ſchön; dagegen ließ ſich nichts einwenden. Aber wir rotteten uns abſeits zuſammen, die Blicke ſtarr und anklagend zum Bärenfels hinaufgerichtet, und der Waſſerfall deckte unſere wenig reſpektvollen Reden. Am Bärenfelſen ließ ſich Räuber ſpielen wie nirgends ſonſt. Da hatte es Klüfte und Höhlen, Waſſerrinnen, durch die man vor dem Gendarmen abfahren konnte, Baumwirrniſſe und

wildes Unterholz, und wir hatten eigentlich darauf gerechnet, daß dies Jahr die jungen Weiber auch mittun würden. Um alle Hoffnungen hatten uns die Plattfüße der Jungfer Rosalie gebracht. Nachher sollte hier auf der Wiese gemeinsam mit den Mädchen gespielt werden, aber wir waren aufsässig und zu nichts zu brauchen. Wir verpolterten jede Unternehmung, verbrüllten jedes Lied, und die Hälfte war überhaupt nie vorhanden; entweder krebsten sie im Wasser oder gingen auf Erdbeeren aus. Kurz, man hatte noch nie einen so verpatzten und unwürdigen „großen Spaziergang" gehabt, und auf dem Heimweg waren wir bereits so weit, uns vor unseren Nachkommen zu schämen, daß wir im Wehrtal gewesen waren, ohne den Bärenfelsen zu erklimmen und dort Räuber zu spielen.

Aber das Maß der Unbequemlichkeiten, die uns aus dieser Liebe erwuchsen, war noch lange nicht voll. Bald mußten wir den Mädchen in unserer Mittagspause Schaukeln unter den Kastanien machen. Dann sollten wir sie wieder abnehmen, weil die Frau Mutter wegen Gefährdung der Anständigkeit einschritt. Am Sonntag mußten wir mit dem Nachmittagsausgang warten, weil Herr Bunzlker noch mit der Jungfer Rosalie poussierte. Oder der Ausflug wurde abgekürzt, weil er mit ihr im Fremdenzimmer vierhändig Klavier spielen wollte; manchmal begleitete sie ihn auch zur Geige. Er bekam einen idealistischen Schwung an den Leib und setzte es sich in den Kopf, uns französische Lektionen zu geben — natürlich frühmorgens in unserer Freistunde, die wir sonst zum Lesen oder zum Markenschachern hatten. Endlich verabredeten die beiden miteinander, daß am Sonntagabend für unser ungebildetes Geschrei im Hof Erzählungstunden eingeführt werden sollten. Anstatt zu unseren Ballspielen oder Räuberfahrten hatten wir uns also künftig im Andachtsaal zu versammeln, wo Herr Bunzlker Scotts Ivanhoe beweglich und anschaulich vorzutragen anfing, von uns in diesem Tun zunächst mit sehr geringer Gegenliebe gefördert und durch geheimen Widerstand sogar ernsthaft

geſtört. Den Front de Boeuf und Brian machte er brav ſchwarz, um uns für ihn zu intereſſieren, während der Ivanhoe den Weibern zum Entzücken in der Weiße und Seelengröße eines Erzengels erſtrahlte. Vollends Ivanhoes geliebtes Ding machte jeden Engel zum Landbriefträger. Es war rötlichblond wie die Jungfer Roſalie, hatte eine milde Stimme wie ſie, war gebildet, gefühlvoll und unausſprechlich ſanft, alles wie die Jungfer Roſalie. Fünfzig Pfund Gewichtsunterſchied ſpielten keine ſo große Rolle, darüber ſah Herr Bunziker liebreich hinweg, und wir taten ſchließlich dasſelbe. Und daß das Judenfräulein hohe Türme behende auf ſeinen zierlichen Füßen erklomm, während die Jungfer Roſalie nicht einmal auf den Bärenfelſen kam, davon war jetzt auch nicht mehr lange die Rede, denn die Geſchichte fand allmählich Anklang. Für den edlen Ivanhoe wollte ſich freilich niemand von uns recht erwärmen. Den überließen wir den Weibern, die über ihn Tränen der Rührung ſchnaubten. Wir erhitzten uns für den König Richard Löwenherz und die Böſewichte, für die ſich eine ſtarke und einflußreiche Partei bei uns bildete.

Aber auf einmal war dieſe Geſchichte fertig, und eine andere begann. Es kam nun die ebenſo anſtrengende wie überirdiſche Hiſtorie vom blinden Beatus und ſeiner ſchönen, reinen, guten Tochter. Da lernten wir erſt recht, was für Güte und Unſchuld es in der Welt gab. Ordentlich ſtrapaziert kamen wir aus jeder Erzählungſtunde wieder ans Licht des gemeinen Tages. Blaß und in finſterer Schweigſamkeit ſaßen wir nachher vor unſerem Teller übelriechender Reisſuppe und erwogen, ob es ſich bei ſotanen Umſtänden noch lohnte, weiterzuleben. Die Mädchen waren vollends aufgelöſt, und viele verzichteten für dieſen Abend auf die Fortſetzung ihrer Ernährung. Die Liebe und Opferfähigkeit feierten vernichtende Orgien. Die Bosheit erſchien unſäglich einleuchtend mit ſämtlichen Hauern, Schauern, Zähnen und Tränen, knirſchend, giftriefend, und ſtets zu unſerer aufrichtigen Beunruhigung in vollendeter Ohnmacht. Man begriff gar nie recht,

warum eigentlich die guten Leutchen in die unkomfortable Höhle über dem Thuner See flüchteten und sich von Kräutern und wildem Honig ernährten, wenn ihnen doch nichts passieren konnte, da Gott so atemlos und aufreibend über ihnen wachte. Den Schmachtroman hatte natürlich die Jungfer Rosalie beigesteuert, und es ist leider die blutige Wahrheit, daß uns in dieser passionierten Zeit alles zuwider wurde, die Jungfer, die Mädchen, Herr Bunzliker und wir selber. Einige von uns kamen sich vor wie ausgelaugte Lebemänner, die nichts mehr zu hoffen hatten. Andere bekamen einen Heiligkeitsrappel und besuchten bloß noch notgedrungen die öffentlichen Örtchen. Kurz, die Verwüstungen waren schrecklich und unübersehbar. Schließlich gipfelte das Ganze in einem Lied, das sich aus der Seele des Herrn Bunzliker rang, und das er auch selber komponierte. „Herr Gott und Vater, so nenn' ich dich", lautete es, „siehe dein Kind und blick auf mich. Bricht dann des Leidens Dunkel herein, wolltest du dennoch mein Vater sein. Und in des Todes finstrer Ruh gib deinen Segen noch dazu." Das Lied mußten wir wacker lernen, was wieder Freistunden kostete, und zum Geburtstag der Jungfer Rosalie singen. Die Mädchen sangen überhaupt vier Wochen lang nichts anderes mehr; sie waren vollkommen beatustoll und für das Zusammenleben verloren. Wenn ich manchmal daran dachte, daß dies alles eigentlich durch Marie in Bewegung gesetzt worden war, so wunderte ich mich sehr darüber, was für tiefe Schatten doch manchmal große Lichterscheinungen werfen können.

Noch ein anderes von ihm gedichtetes und komponiertes Lied hatten wir zu singen: „O du Stadt von lautrem Golde, schöngeschmückte Gottesbraut, ach, ich habe schon von ferne deine Herrlichkeit geschaut." Über dies Lied dachte ich lange nach. Schließlich gaben mir die Kapitelüberschriften Luthers im Hohen Lied Salomonis die richtige Wegleitung. Mit der Stadt aus lautrem Golde meinte er natürlich seine Jungfer Rosalie, und mit der schöngeschmückten Gottesbraut ihre Seele. Sie war eines

Tages zu unſer aller Beſtürzung mit einem Mund voll tadelloſer weißer Zähne, wie eine Siegerin lächelnd, unter den Mädchen erſchienen, nachdem wir ſie ſolange nur mit etwa fünf oder ſechs unanſehnlichen, aber ſympathiſchen Stummeln gekannt hatten. Dazu waren ihr über Nacht infolge der Liebe oder ſonſt eines wundertätigen Mittels viele neue Haare gewachſen, ſo daß jetzt anſtatt des rötlichen Kickels eine ganze volle Krone ihren Scheitel beſchwerte. Ich konnte ſchon verſtehen, daß er ſie „ſchöngeſchmückte Gottesbraut“ nannte, und der Ausdruck „Stadt“ ſchien mir angeſichts ihrer blühenden Natur auch nicht ſehr übertrieben. Obendrein erinnerte ihre rötliche Haarkrone wirklich an Gold, und daß er ihre Herrlichkeit erſt von ferne geſchaut haben wollte, wundert mich nur ſolange, bis ich bedachte, daß er ja immer noch nicht mit ihr verheiratet war. Die ganze bild- und klangreiche Auszeichnung gönnte ich ihr aber von ganzem Herzen, denn ſie war wirklich ein treue, aufrichtige und viel freiere Seele, als es ihr bei ihrer Langſamkeit mancher zugetraut hätte, ja, ſeitdem ſie Zähne und neues Haar hatte, ſchien ſie auch mir in gewiſſer Weiſe vom männlichen Standpunkt aus beachtenswert, und in der Folge machte ſie mir einen immer tieferen und ernſthafteren Eindruck. Sie iſt denn auch eine tüchtige und großherzige Mutter geworden, wie ich es vorausſah, die ſich neben ihrem Mann und dilettierenden Lehrer ein heilſames Maß von Unabhängigkeit bewahrte.

Noch vieles könnte ich erzählen, was in dieſem Sommer bei uns anders wurde. Auch Herr Ruprecht, der zweite Sohn des Herrn Vaters, hatte Feuer gefangen und brannte lichterloh. Aber ſein geliebtes Ding befand ſich nicht hier, ſondern es weilte in Tübingen in Württemberg. Jeden Tag empfing er Briefe und ſchrieb er ſolche von zehn bis zwanzig Seiten Umfang. Das Glück ſeines Freundes, des Herrn Bunziker, hatte ihm den Mund wäſſerig gemacht. Schließlich dichtete auch er, aber er hatte es auf Hohenſtaufendramen abgeſehen, und zwiſchenhinein machte er

Schweizer Feſtſpiele. Auch ein großes Zwiegeſpräch zwiſchen Chriſtus und dem Teufel fertigte er an und führte es vor dem Herrn Vater auf; er ſelber ſprach den Erlöſer und weinte heiße Tränen dazu, aber der Satan war unverbeſſerlich. Übrigens ſtellte er einen Chriſtus dar von einer Leibeslänge, die alles Volk um einen ganzen Kopf überragte; den Teufel agierte ein kleiner, runder Bruder mit ſchwarzen Knopfaugen, der die Zähne fletſchte und grinſte, daß es den guten Fliegen an den Wänden davor grauſte. Aber Marie Claudepierre ſtieg inzwiſchen auf das Kathederpult des Herrn Vaters hinauf und rief von dort herab mit lauter, heller Stimme: „Er iſt gerichtet!“ Eine Veranſtaltung, die ihm dann doch ſo in die Knochen fuhr, daß er tot hinfiel. „Er iſt erlöſt!“ ſagte jedoch Chriſtus leiſe und weinte ſtärker.

Indeſſen erwog aber Herr Ruprecht, daß ſo viele und ſo wichtige Hochzeiten, wie ſie bei der Charakterſtärke der Beteiligten beſtimmt bevorſtanden, auch beſondere Vorbereitungen bedurften. Außerdem befand man ſich in gehobenen Umſtänden. Außerdem war man notoriſch muſikliebend. Außerdem hatte man ſowieſo ſchon Jahr um Jahr bei vielen Anläſſen einen handfeſten, zuverläſſigen Poſaunenchor vermißt. Alſo wurde ein Poſaunenchor gegründet. Herr Ruprecht übernahm das Engliſche Horn, Herr Bunzlker, da er doch einmal eine Baßſtimme hatte, die Poſaune, aber bald ſattelte er zum Waldhorn über, damit die Freunde bei ihren Wanderungen zu ihrer Liebe zweiſtimmig blaſen konnten. Brüder und ſogar Handwerker ſtürzten ſich in Unkoſten und ließen ſich einreihen. Der zweite Knecht übernahm das Bombardon; er übte und brüllte in der Knechtekammer beim Tor, daß das Vieh Zuſtände bekam. Der Schuſter bewarb ſich um Herrn Bunzlkers freigewordene Poſaune, um ſich bei den Obern in Gunſt zu ſetzen, da er den Eintritt bei den Brüdern immer feſter ins Auge faßte. Wenn er nun nicht Aufſätze ſchmierte und Rechnungen zuſammenkratzte, ſo riß er an ſeiner Poſaune, und das General-

ſtabszimmer Bernhards von Weimar wurde ihm faſt zu eng. Durch die nächſten Wochen herrſchte in der Anſtalt und in der näheren Umgebung ein Höllenlärm. Vom ſogenannten Storchenneſt, dem Horſt des Herrn Bunzlker, jammerte annoch das Waldhorn, bis es gelernt hatte, zuverläſſig melodiſch zu klagen. Am Rhein drangſalierte Herr Ruprecht das Engliſche Horn. Er hatte dabei dunkel das Beiſpiel des Demoſthenes vor Augen, der ſeine Reden an einem brauſenden Seeſtrand übte, um ſeine Stimme zu ſtärken. Im Gartenhäuschen ſaß der Gärtner wie ein roter Teufel und fauchte jeden durch die Tuba an, der ſich ihm nur von weitem zu nähern wagte. Oben in der Nordecke des Gartens, wo die Eiſenbahnzüge vorbeiratterten, war ein Bruder poſtiert, der durch eine Kavallerietrompete, die ihm ſein Onkel aus Sachſen geſchickt hatte, unheilbare Luftzerreißungen vollzog. Aber nach vier Wochen einſamer Qual kamen ſie zuſammen, um ſich zum erſtenmal durch ihre neuerworbenen Ausdrucksmittel gemeinſam auszuſprechen. Sie hatten als erſte Stufe den Choral „Nun danket alle Gott!“ gewählt, und ſie dankten in allen Tönen und Nebentönen, die ihnen zur Verfügung ſtanden. Herr Ruprecht blies mit hingebender Anſtrengung und hochrot vor Erregung quinten- und oktavenweiſe daneben, fand aber doch immer wieder zur Melodie zurück und landete eine Quart zu tief. Das Waldhorn des Herrn Bunzlker tönte, als ob es im Stimmbruch läge, und da Jungfer Roſalie gläubig zuhörte und ſich ganz auf ihn verließ, ſo fanden wir die ernſte Bedenklichkeit ſeines Geſichtsausdrucks vollauf gerechtfertigt. Vor jedem der Bläſer ſtand ein Junge, der ihm das Notenblatt hielt. Ich hielt es auf ſeine Bitte dem Schuſter; er wollte in der ſchweren Stunde gern etwas Bekanntes um ſich haben. Zum Lohn ſtieß er mir den Auszug der Poſaune einmal vor die Kniefcheibe und einmal vor den Bauch, ſo daß ich nicht mehr wußte, wo ich ſtehen ſollte. Es war ein große und triumphierende Unternehmung, denn nachher befanden ſich wider Erwarten alle noch am Leben, wenn auch in ſtark verminderter Form.

Schließlich begann, von der allgemeinen Liebesluft angeregt, auch der Schuster eine Anbandlung mit einer Magd vom Meierhof, wurde aber überrascht, zur Rede gestellt, und wenig fehlte, daß er „flog". Er gelobte weinend Besserung und alles, was dazu gehörte, und mit der Gelegenheit brachte er seine Meldung als künftiger Bruder an, über die man sich Bedenkzeit vorbehielt. Jetzt schob und bearbeitete er wieder nichts als seine Posaune und flüsterte er nur noch über seinen Rechenaufgaben. Von Herrn Johannes aber, der ihn in Arbeit gehabt hatte, sprach er nur in den höchsten Tönen. „Das ist ein gerechter, furchtbarer und weitblickender Charakter!" lobte er, während er in seinem Spiegelscherben den richtigen Verlauf seiner Lockengalerie kontrollierte. Aber abends überraschte er die ganze Hausgemeinde damit, daß er sich plötzlich vom Tisch erhob und mit großer Deutlichkeit und von sich selbst ergriffenem Nachdruck folgende Erklärung abgab: „Ich, Emanuel Wester, gebe hiermit kund, daß ich ein schlechtes Subjekt bin und einen sündiger Artikel habe. Ich bin das Prädikat der Unkeuschheit und das Verbum der Liederlichkeit. Mein Adjektiv ist: ‚Unzulänglich!', aber ich will mich erheben, wie die Schrift sagt. Ich ersuche um die heilige Fürbitte aller erweckten Brüder, die Bescheid in Sachen wissen. Die Herren Lehrer wage ich nicht zu belästigen." Von diesem Tag an begann er, mir durch Ermahnungen lästig zu fallen. Nebenher fing er heftig an, Gott zu lieben, zu beten und zu singen. Dazu liebte er den Herrn Vater, die Frau Mutter und alle obrigkeitlichen Personen, die sein Auge erblickte. Mit den Brüdern suchte er Himmelsfreundschaften, aber über den Wandel der Handwerker sprach er sich geringschätzig aus. Kurz, die versetzte Liebe war ihm in den Geist gefahren, wofür er mir nur zu bemitleiden schien.

Fünfzehntes Kapitel

Der Friedenssommer

Die Huldigung

Es war Hochsommer. Das Korn nahm nicht mehr an ihm teil; es lag, soviel davon uns gehörte, von uns gebändigt bereits in der Anstaltscheune. Der lange Ziegelacker, auf dem es gestanden und im Wind geweht hatte, lief kahl, wie eine Narbe durchs Haar, zwischen Kartoffel- und Rübenfeldern zur Straße hinunter; er stürzte einem geradezu entgegen, wenn man dort vorbeikam, als wollte er nach seinen hunderttausend schlanken, freundlichen Kindern fragen, die ihm die Sense gefällt und der Wagen davongeführt hatte. An die Ernte hatten sich die Ferien der Brüder angeschlossen. Für uns gab es keine Ferien; wen einmal die Anstalt besaß, der sah sein Vater- oder Mutterhaus auf viele Jahre nicht wieder. Dafür fiel in die Ferienzeit Jahr für Jahr der Geburtstag des Herrn Johannes, an dem sich die Brüder zu unserer Genugtuung nur durch Briefe beteiligen konnten. Ab und zu wurden einige Wendungen daraus bekannt, wie: „Ich möchte Ihnen heute meine ehrwürdigsten Glückwünsche in die Quere legen!" oder: „Möge es Ihnen noch lange vergönnt sein, die große Freude und die Ehre unseres Unterrichtes zu genießen!"

Der diesjährige Geburtstag hatte eine besondere Bedeutung, da es der letzte war, den er in der Anstalt verleben sollte. Mit dem kommenden Frühjahr wollte er sich zur Ruhe setzen und nach Basel übersiedeln. Eine Veranstaltung von besonders eindrucksvollem Schwung war daher wohl am Platz, und der Rest des Johannesbundes nahm vor allen anderen die Ehre für sich in Anspruch, die Formen dieser Feier zu bestimmen und auch ihren Inhalt beizusteuern. Jede andere Unternehmung wurde von vornherein gesperrt, aber über die Ausübung des Monopols, das wir an uns

gerissen hatten, wurden wir lange nicht einig, bis uns die Freunde des Herrn Johannes aus der Verlegenheit rissen. Eines Tages nahm nämlich Herr Ruprecht mit uns Fühlung und überreichte uns eine Festdichtung, die ihm zwei Herren aus dem Reich zugeschickt hatten mit der Bitte, sie an die geeigneten Hände zur Aufführung weiterzugeben. Die Namen der Herren waren einigen von uns wohlbekannt, wenn man diese selber auch nur selten und noch nie zusammen hier gesehen hatte. Die Dichtung fand unseren ungeteilten Beifall; sie gab uns genau die Stellung, die wir uns zu dem Ehrentag wünschten, und auch der Jubilar schien uns darin hinreichend gefeiert. Mit Eifer wurden die Rollen ausgeschrieben und verteilt. Die Nächsten dazu waren wir selber, doch konnten wir auch befähigte Außenstehende nicht entbehren. Ferner brauchten wir eine Anzahl Mädchen, vor allem Marie Claudepierre; darüber gab es bloß eine Stimme. Die Hauptrolle wollte einer der Herren selber sprechen, und das betrachteten wir als unseren größten Clou. Am Abend vor dem Festtag trafen sie miteinander von Säckingen her ein. Herr Johannes hatte sie vom Bahnhof abgeholt, und wer die drei alten Freunde miteinander durch das Tor eintreten sah, der fühlte eine starke Herzbewegung, eine Ahnung von männlichem Wesen, von klarer, ausgereifter Treue und auch von den Beziehungen des alten Mannes außer uns in der weiten, geheimnisreichen Welt draußen.

Der Tag leitete sich ein mit einem hohen, strahlenden Sommermorgen. Er hatte schon dadurch eine gute Empfehlung bei uns, daß er nicht durch das allmorgendliche Geräusper und Gekrächze der Brüder eröffnet wurde; an Stelle ihrer eintönigen Lieder erklang in den Ferien um fünf der helle Ton der Hausglocke. Bevor sie verklungen war, standen wir alle auf den Füßen und zogen uns eilig an. In großer Geschäftigkeit gingen wir daran, die schon am Tag zuvor in den Freistunden gebundenen Girlanden und Kränze im großen Lehrsaal aufzuhängen. Leitern wurden geschleppt, Hängelampen angerempelt und Zylinder zerbrochen,

Wachen gegen den Jubilar mit großer Vollmacht ausgestellt, Nägel in die Wände gehämmert, daß der Kalk sprihte und große Löcher entstanden, und als es zur Suppe läutete, war das halbe Schloß demoliert, aber die Inschriften hingen. Einige von uns, die dazu besonderes Geschick besaßen, hatten Sprüche und Glückwünsche gemalt. Bei meinem geringen Talent, andere anzustellen, fiel immer von allem, was ich anordnete, der größte Teil der Ausführung auf mich selber. Von den neun großen Inschriften hatte ich allein fünf gemacht, und sie konnten sich sehen lassen. Die Anfangsbuchstaben prangten als Inkunabeln in Rot und Gold. Die gotische Schrift herrschte durchaus. Antiqua hatte ich nie leiden können; ich sehe sie heute noch nicht gern. Auch die Texte hatte ich bestimmt; ich war bei weitem der schriftkundigste Kopf der ganzen Prophetenschule, eine wahre Bibelkonkordanz. Aber am meisten Kunst war von mir an die Inschriften über dem Pult gewandt. In Erinnerung an jene ergreifende Szene zwischen Jesus und Johannes, dem Jünger, am See nach der Auferstehung, die ich schätzte wie wenige andere, lautete sie: „Dieser Jünger stirbt nicht!“ Höheres und Leidenschaftlicheres ließ sich über den verehrten Mann nicht mehr äußern; das fühlte ich auch ganz deutlich. Darüber stand für sich allein blau schwimmend der Name „Johannes“, dessen großes J in dem symbolischen Sechseckstern unseres Bundes ruhte. Noch einmal mochte dieses schicksalreiche Zeichen aufleuchten und dann verlöschen. Das große Blatt hatte einen Kranz von Buschnelken, Rittersporn, Eisenhut und Rosen, die mit Ausnahme der letzteren sämtlich aus unseren kleinen Gärten stammten.

Während der Ferien frühstückte der Herr Vater mit den Seinen droben und spät; den Vorsitz über die verminderte Hausgemeinde überließ er dem Bruder. Aber heute war der „Herrentisch“ nicht so verwaist wie sonst. Links und rechts von dem alten Mann auf den Ehrenplätzen saßen seine beiden Freunde, tüchtig und furchtlos dreinschauende Männer in seinem Alter. Der eine war

aus Pommern hergekommen, wo er als Oberförster die dortigen Wälder an der Wasserkante hütete. Der andere, ein Regierungsingenieur, hatte es aus Mittelfranken nicht so weit gehabt; er stand dem Bahnsystem eines ganzen großen Bezirkes vor, und hatte gegen zwanzigtausend Untergebene unter sich. Sie ehrten ihn beide sehr, wenn sie ihn auch gelegentlich ein bißchen bekriegten, um ihn nicht zu mächtig werden zu lassen. Während des Frühstücks hatten wir den Oberförster, einen wetterfesten Mann von kritischem Blick, sich mannhaft dafür einsetzen hören, daß Herr Johannes vor seiner dauernden Übersiedlung nach Basel vor allen Dingen endlich die immer versprochene Fahrt nach Pommern unternahm, um seine Wälder und Hirsche kennenzulernen, aber der Regierungsingenieur wollte nichts genehmigen, ohne daß Herr Johannes versprach, ein Rundreiseheft von wenigstens fünftausend Kilometern mit ihm in Oberfranken zu verfahren. Das führte einen ordentlichen Streit zwischen den beiden Reichsdeutschen herauf, in welchem Herr Johannes schmunzelnd das Zünglein an der Waage bildete, aber er wog nicht aus, sondern behielt sich noch alles vor, und inzwischen sprachen sie mit wägendem Ernst darüber, sich alle drei pensionieren zu lassen, um den Rest ihrer Tage irgendwo miteinander zu verbringen; über die Ortswahl kamen sie aber wieder in Streit und ließen schließlich auch das dahingestellt sein. Man merkte schon, daß schöne und schwerwiegende Erinnerungen die grauen Häupter und noch mehr die alten, immer noch warm schlagenden Herzen miteinander verbanden, Geschehnisse, die bis dato ihre Leuchtkraft nicht verloren und sie alle irgendwie und irgendwo jung erhalten hatten, obwohl sie inzwischen Respektspersonen geworden waren.

Die Morgenandacht wurde während der Ferien nicht droben im Saal durch den Herrn Vater abgehalten, sondern gleich hier im Speiseraum durch den Herrn Johannes. Solange war auch die kanonische Reihenfolge der Texte und Lieder aufgehoben. Herr Johannes gab nach seiner Wahl dies oder jenes Lied an, dessen

Ton er von einer kleinen Stimmpfeife nahm, die er in der Westentasche trug. Niemals fehlte im Verlauf seiner schlichten, naturfrommen Andachten der Grundchoral: „Herr des Himmels und der Erden" und der andere, den er ebenso zu lieben schien: „Wach auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge!" mit der stimmungsvollen Stelle: „Heut, als die dunklen Schatten mich ganz umgeben hatten." An die Person Christi wandte sich keines seiner Lieblingslieder, wie er den Betrieb des Christentums hier überhaupt seinem theologischen Bruder überließ. Aber am allernächsten seinem Herzen stand der seelenvolle Trost- und Trotzgesang: „Gott ist getreu!", der sich bis zu der charaktervollen Selbstversicherung erhebt: „Stürzt ein, ihr Berge! Fallt, ihr Hügel! Mich decket seiner Allmacht Flügel! Gott ist getreu!" Dies Lied wählte er heute. Nachher las er an Stelle eines Bibeltextes aus einem von uns allgemein anerkannten Buch Beispiele aus dem Leben und knappe, sehr klare Betrachtungen, die mir wegen ihres übersichtlichen Aufbaus immer sehr gefallen hatten. Solange seine alte, feste Stimme durch den Saal klang, durchströmte uns ein Gefühl freudiger Zusammengehörigkeit mit ihm, trug und erfüllte uns in gehobenem Ernst ein Zustand der Widmung, der ihm unsere Seelen und Geister bedingungslos zur Verfügung stellte.

Auch hatte unter uns eine allgemeine, ganz ungewohnte Angeregtheit um sich gegriffen. Den Mädchen wandten wir heute kaum einen Blick zu; mit dieser Männersache fühlten wir uns zu sehr in der Überlegenheit. Die Andacht war kaum zu Ende, so gewannen wir mit geheimem Lärm die Ausgänge, um uns nach unseren verschiedenen Arbeitsplätzen zu zerstreuen. Ich war auf neun Uhr zum Herrn Vater befohlen. Er hatte begonnen, eine zusammenfassende Chronik der Anstalt unter seiner Leitung und damit etwas wie eine Lebenserinnerung mir in die Feder zu diktieren. Ich bekam damit Dinge zu erfahren, von denen ich noch wenig Ahnung gehabt hatte, und ein ganz anderer Herr Vater erstand vor meinem inneren Blick. Aber auch von diesem stahl

sich unbewußt immer mehr ein freundlich wehmütiges Licht nach den fernen Jahren und den Gegenständen hinüber, die ihn dort beschäftigt hatten. Er war ja auch nicht vergebens ein Cranach. Alle Cranache hatten irgend etwas Dichterisches, Eigenes weg, und es war dann bloß die Frage, ob sie damit glücklich wurden. Wenn er nun von einem neuen Dachstuhl erzählte, und was dabei alles passierte, so wurde das unwillkürlich zu einer spannenden Geschichte. Das mußte wahr sein: als er noch gehen konnte, war immer viel bei ihm los gewesen. Zum Schlafen ließ er den Leuten wenig Zeit. Er selber schlief kaum mehr als fünf Stunden. Auch die Frau Mutter stieg aus seinen Erinnerungen heraus als frisches, junges Blut, dessen Andenken er mit viel Liebe und Zartheit bekränzte. Dichterisch erwog ich, wie er wohl glücklich mit ihr gewesen sein mußte, und als ich sie dann wiedersah, war mir ganz wunderlich und ehrfurchtsvoll zwiespältig zumute. Wer war ich kleiner Knirps denn, und was wußte ich von den großen, unausdenklichen Dingen des Lebens! Ab und zu kam auch Herr Johannes als junger Mann in den Geschichten vor, und dann lief ich verzaubert und andächtig herum, begriff überhaupt nichts mehr, und mein Vorstellungsvermögen flog im Wind davon wie ein Gespinst von Marienfäden. Etwas Heiliges und Wunderbares mußte das Leben der Erwachsenen sein! Und das tiefste Mirakel war, wenn sie dann als alte Leute so darauf zurückblickten und, wie der Herr Vater jetzt, ganz still und wehmutsvoll zu lächeln begannen.

In der gleichen Zeit unternahmen die beiden fremden Herren Entdeckungsfahrten durch das Haus und brachen schließlich in die Arbeitstube ein, um dort den armen Teufeln von Bürstenbindern aufzuhelfen, indem sie den Aufseher an die Wand drückten. Zuerst ließen sie sich über die Bürsten unterrichten, fragten sehr genau und ließen sich alles zeigen, so daß das ganze Geschäft stehenblieb, und etwas anderes wollten sie auch nicht. Dann begann der Regierungsingenieur ihnen das Märchen vom großen

und vom kleinen Klaus zu erzählen. Nachher lehrte ſie der Oberförſter Plattdeutſch. Und ſchließlich ſpielten ſie beide „Ich denke mir was!“ mit ihnen. Vom Borſtenzupfen und vollends vom Wiegen war heute keine Rede mehr.

Beim Mittageſſen nahmen ſie die Ehrenplätze neben dem Herrn Vater ſelber ein; nur die Jungfer Felicitas ſaß zwiſchen dieſem und dem Oberförſter, weil ſie den kranken Mann füttern mußte. Wie mir ſchien, eröffneten ſie als friſchfreie weltliche Perſonen einen kleinen Feldzug gegen die Hierarchie in der Geſtalt des Herrn Vaters, den dieſer aber wohlgelaunt, wenn auch mit ſtarken Hieben des Geiſtes, parierte, ſo daß wohl klar wurde: einer in der Schrift geſtählten Perſönlichkeit verſuchten ſo ungeſchützte irdiſche Figuren ganz umſonſt am Zeug zu flicken. Es wurde dabei ziemlich viel Wein getrunken. Auch der Herr Vater ſprach ihm trotz ſeiner Gicht mehr zu als ſonſt; jeden Augenblick ließ er ſich das Glas zum Mund geben. Seine Augen lächelten, und daneben an den Schläfen erſchienen gute, launige Fältchen, beſonders wenn er mit Johannes ſcherzte. Aber die Frau Mutter verfolgte mit immer kritiſcherem Blick die Leiſtungen des Oberförſters im Eſſen und vor allem im Trinken. Endlich meinte ſie halblaut, was bei ihr ſo halblaut war: „Ich dachte, an der Oſtſee ſei es ſo ziemlich naß? Sie müßten eigentlich gar keine Feuchtigkeit mehr annehmen.“ Er lachte und machte ihr eine ſpöttiſche Verbeugung. „Ich ſpüre bereits die hieſige Trockenheit!“ gab er gutmütig zurück. Darüber mußte auch ſie lachen. Am Bild des Herrn Johannes änderte ſich nichts, bloß daß ſeine Brillengläſer funkelten und daß er öfter ſchmunzelte als ſonſt.

Endlich waren wir droben im Lehrſaal und erwarteten beinahe lautlos den verehrten Lehrer. Ich ſtand am Harmonium, um den Ton anzugeben, ſobald wir ſein bekanntes Räuſpern im Gang hörten. Kaum ging die Tür auf, ſo ſetzten wir auf mein Zeichen ein: „Das iſt der Tag des Herrn!“ Es hätte bei dem ſchwierigen Lied eigentlich einer weitertaktieren müſſen. Aber ich wollte das

nicht sein; nachdem er selber das Lied mit uns eingeübt hatte, verspürte ich keine Lust, als sein Affe zu agieren. Singend und mächtig voll Scheu brachte ich mich nach meinem Platz in Sicherheit. Doch ging noch alles leidlich, und er hörte uns ernsthaft an, während seine innerlich so hellen Augen musternd durch unsere Reihen gingen. Dann erhob er den altersstillen Blick nach den Kränzen und Inschriften an den Wänden und begann zu lesen. Betrachtend kam er zu dem Spruch über dem Pult. Bei dem blieb er lange stehen. Alles in allem schien es uns, daß wir Eindruck bei ihm machten; darüber erfüllte uns ein mannhafter Stolz, denn er war nicht leicht zu befriedigen. Auch die Mädchen waren nicht zurückgeblieben; sie hatten ihm besonders das Pult bekränzt, das zudem voller Geschenke und Blumen lag. Das Lied sei anständig gewesen, sagte er dann. Und mit der Ausschmückung hätten wir uns viel Mühe gegeben und Kosten gemacht; aber alle Tage sei ja auch nicht letzter Geburtstag. Darauf machte er eine kleine Pause, aber anstatt zum Stundenplan überzugehen, hielt er uns, was bei ihm unerhört war, eine kleine Rede.

„Ein Schuljahr ist schon lang und bringt viele und nicht immer vergnügte Erfahrungen mit sich", hob er an. „Ihr geht acht Jahre in die Schule. Ich bin schon mehr als fünfzig Jahre darin und muß immer noch lernen. Das Lernen hat kein Ende, aber es ist damit wie mit der Goldwäscherei: es kommt auf den Niederschlag an. — Was ihr vom Schulpensum wirklich kapiert, das kann ich im Examen feststellen. Was ihr später vergeßt oder schlecht anwendet, das entzieht sich in vielen Fällen schon meiner Nachprüfung. Noch kein Lehrer vollends hat am Ende seiner Wirksamkeit alle seine Schüler als erwachsene Menschen, im Kampf des Lebens stehend, um sich versammelt gesehen. Vielleicht erwartet uns in der Ewigkeit ein ähnlicher Überblick; wohl dem, dem er nicht zu weh tut. — Das Ziel des Lernens ist die Weisheit. Davon seid ihr noch weit entfernt. Ich bin ihr um fünfzig Jahre näher. Das bedeutet genau so viel, daß einer der aufgehenden

Sonne fünfzig Schritte entgegengegangen ist. Keiner wird die Sonne erreichen; dennoch ist es schön und richtig, ihr entgegenzugehen. — Dann das da, was über dem Pult steht." Seine grauen Augen suchten mit warmem Ausdruck mich. „Ich nehme an, der das Bild gemalt hat, spricht im Namen von allen, denn da ist er am besten untergebracht mit so einer verfänglichen Sache. Und ich für mein Teil berge mich bescheiden unter allen anderen Johannessen und Hansen, deren Teil nun einmal die Sterblichkeit ist. Meine Aussicht, nicht zu sterben, ist höchstens im Andenken von Menschen, die jetzt noch jung sind, und die sich damit abgeben wollen, mich nicht ganz zu vergessen. — Aber es gehört zur Weisheit, sich auf dergleichen nicht einzurichten", fügte er lächelnd hinzu. „Flüchtig sind die Erscheinungen der Erde. — Und was ich euch fragen wollte: sollen wir jetzt Grammatik treiben, oder sollen wir Gedichte aufsagen und nachher Tiergeschichten lesen?"

Man war stürmisch für das letztere. Er fragte nach freiwilligen Leistungen. Ich meldete mich mit Goethes Sänger, überrannte dessen Widerstände mit niederschmetterndem Schwung und brachte ihn jagdgerecht zur Strecke.

Herr Johannes hörte stillvergnügt zu.

„Meint ihr, Schattenhold würde in Wirklichkeit auf die goldene Kette verzichten?" fragte er darauf die anderen. „Oder was denkt ihr, daß er tun würde?"

Einige lachten. Andere schrien: „Nein, der würde danach langen, aber tüchtig!" Er blickte erwägend drein.

„Man weiß nie sicher voraus, was mit ihm passieren wird", zweifelte er. „Mag sein, ihr Schlinghälse würdet danach langen. Aber er sieht eigentlich nicht aus, als ob ein reicher Mann in ihm steckte. Nun, Gott wird ihm immer geben, was für ihn gut ist."

Nach mir sprach Marie Claudepierre den Postillion von Lenau: „Lieblich war die Maiennacht." Auch sie kam nach eingänglicher Unruhe, geneckt und gezupft von ihren Freundinnen, und mit

roten Wangen „zu einer guten Landung", wir wir sagten; aber in der ersten Strophe war ihr ein Hoppas unterlaufen. Es heißt da: „Silberwölklein flogen ob der holden Frühlingspracht freudig hingezogen." Sie jedoch sagte: „Hin und her gezogen." Als sie fertig war, fand Herr Johannes alles brav und schön, wollte aber die erste Strophe noch einmal hören. Wieder behauptete sie, daß die Wölklein hin und her gezogen seien.

„Ja, da ist aber ein Widerspruch zwischen euch", machte er dann aufmerksam. „Der Dichter läßt die Wolken freudig hinziehen. Warum läßt du sie wieder herziehen?" Das wußte sie nicht zu sagen. Sie sah ihm entgegen mit einer halben Bestürzung, weil sie das Gedicht verdorben hatte, aber zugleich mit einem fernen mutwilligen Aufblitzen in den Augen, das sich auf ein Abenteuer rüstete. So war sie immer. „Nun, wir wollen sehen, ob wir das herausbringen", sagte Herr Johannes. „Was zieht hin und her? Was fällt dir dabei ein?"

„Schafherden", erklärte sie unverweilt.

„Gab es bei dir zu Hause Schafherden?"

„Ja. Sie zogen morgens bei unserem Haus vorbei, und abends kamen sie wieder", teilte sie unter aufleuchtenden Blicken mit.

„Die Wolken haben dich also an die Schafherden deiner Heimat erinnert", stellte er fest. „Aber es steckt noch mehr dahinter. Du hast auch bei den Wolken etwas dagegen, daß sie bloß hinziehen."

Sie dachte einen Moment nach.

„Dann kommen sie nicht wieder", sagte sie zögernd.

„Wem kommen sie nicht wieder?"

„Mir —!"

Er sah sie einen Moment freundlich an, so daß sie sich mit einer tiefen Röte überzog, aber zugleich ging ein lautloses Lachen über ihr Gesicht; sie hatte ihn verstanden.

„Sie ist nicht dafür, viel fahren zu lassen, was sie einmal hat", erklärte er gegen uns. „Aber laß gut sein", wandte er sich noch

einmal an ſie. „Mit kleinen Unterſchieden geht es uns allen ſo. Du mußt nur nicht gar zu ſtreng darauf halten.“

Einige Wochen ſpäter — ich glaube, es war an ihrem letzten Sonntag — ſagte ſie abends im Speiſeſaal dasſelbe Gedicht, das ſie beſonders zu ſchätzen ſchien, noch einmal auf, offenbar mit dem Willen, ſich nun zu verbeſſern. Wie heute fing ſie mit friſchem Gefühl an: „Lieblich war die Maiennacht. Silberwölklein flogen ob der holden Frühlingspracht“, ſtutzte einen Moment und ergänzte die Strophe überzeugt: „Freudig her gezogen.“

Die meiſten von uns hatten jenes Zwiſchenſpiel ſchon vergeſſen oder es überhaupt nicht richtig verſtanden. Ich ſah nach Herrn Johannes. Er ſchmunzelte ſtill in ſeinen kurzen Bart, und die Brille funkelte.

Nachher führten wir noch mit verteilten Rollen den Taucher auf. Marie war die Königstochter, ich war der Taucher. Das Erzählende ſprach der Chor. Zum König beſtimmte Herr Johannes nach kurzem Suchen Kleiber. Es war nach langer Zeit das erſtemal, daß er eine Auszeichnung erfuhr, und er erſchrak beinahe. Inzwiſchen begann er gefaßt: „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp, zu tauchen in dieſen Schlund?“ und ſetzte der Chor ein: „Der König ſpricht es und wirft von der Höh' der Klippe, die ſchroff und ſteil hinaushängt in die unendliche See, den Becher in der Charybde Geheul.“ Endlich nach der wiederholten Aufforderung des Königs trat ich vor, ſanft und keck, wie es der Chor beſchrieb, warf die Jacke ab, ſah in den Schlund und ſtürzte mich ſtumm hinein, nachdem ich mich mit einem Blick nach oben Gott befohlen hatte. „Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“ hörte ich über mir, während ich drunten mit den Waſſern kämpfte und endlich das Felſenriff des Pultes in meiner höchſten Not behend erfaßte. Aber wie die Waſſer brüllend dem finſteren Schoß wieder entſtürzten, erhob ich mich ſchwanenweiß aus den Fluten. Und ein Arm und ein glänzender Nacken ward bloß. Und ich ruderte mit Kraft und mit emſigem Fleiß. Ja, ich war's, und hoch in meiner

Linken schwang ich den Becher mit emsigen Winken. Und mich umringte die jubelnde Schar, während ich zu des Königs Füßen sank, um meinen Bericht zu beginnen. Aber zuerst empfing ich aus der Hand der Prinzessin den Kelch mit funkelndem Wein, den ich feurig hinunterstürzte. „Lang lebe der König!" brach ich dann aus. „Es freue sich, wer da atmet im rosichten Licht." Und: „Der Mensch versuche die Götter nicht!" Aber auf Kleibers Stirn bohrte sich bereits die begehrliche Falte ein. Kaum hatte der Chor gemeldet, daß der König sich über die reichlichen Ergebnisse einer kaum minutenlangen Tiefseeexpedition schier verwunderte, als er auch schon mit Sirenenlocken die Aufforderung vom Anfang zu wiederholen begann. Umsonst warf sich ihm die Tochter mit weichem Gefühl in den Arm. „Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!" Er erhöhte nur das Angebot durch die Dreingabe der reizenden Person selber. Da ergriff's mir die Seele mit Himmelsgewalt. Und es blitzte mir aus den Augen kühn. Und ich sah tatsächlich erröten die schöne Gestalt, und irgend etwas zuckte ihr mit holdseligem Übermut um die Lippen. So trieb's mich, den köstlichen Preis zu erwerben, und stürzt' mich hinunter auf Leben und Sterben. „Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück", sprach langsam und feierlich der Chor. „Sie verkündigt der donnernde Schall." Ich tat noch ein paar hilflose Bewegungen inmitten der wütenden Elemente und sank hingeschmettert zur Tiefe ab. Da bückte sich's hinunter mit liebendem Blick. Marie war vor Einbildungskraft ein wenig bleich geworden, und in ihren Augen glänzte lebendig warme Feuchtigkeit; nachher wischte sie sich heimlich eine Träne ab. Mir wurde auf einen Moment das Herz groß und weit, und ich atmete hoch auf, während der Chor dumpf und lügnerisch zu Ende sprach:

„Es kommen, es kommen die Wasser all.
Sie rauschen auf, sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder."

Gelogen war es, weil ich wiederkehrte, denn nach dem letzten Wort des Chores ſtand ich auf, ſuchte meine Jacke und ging zu meinem Platz zurück, während ich ſie im Gehen anzog.

Den Schluß des ſchönen Nachmittags machten Tiergeſchichten und Jagdberichte von Brehm, die wir nur an Feſttagen zu hören bekamen. Ihnen ſchloß ſich etwas an, was ebenfalls nur an Feſttagen zu uns kam und das wir Schokoladenkaffee nannten, zum ſpottenden Verdruß des Herrn Johannes, der uns ganz umſonſt immer wieder den Unſinn der Doppelbezeichnung klarzumachen ſuchte. Wir blieben auch dabei, Salzſaline zu ſagen. Irgendwo hört jede Macht auf Erden auf.

Aber im Hof war bereits ein neuer Feſtakt vorbereitet. Eilig ſchleppten wir noch Stühle und Bänke unter die Kaſtanien hinaus, wo nun die feierliche Aufführung vonſtatten gehen ſollte. Im Hintergrund war zwiſchen zwei Stämmen ein großes Tuch ausgeſpannt; hinter dieſem ſammelten ſich die Akteure. Wir waren kaum alle am richtigen Platz und mit unſeren Attributen verſehen, ſo kam mit dem Herrn Johannes und dem Regierungsingenieur plaudernd der Herr Vater angefahren. Er hatte das ſchwarze Käppchen auf dem Kopf, der jetzt einen ſo zarten, hinfälligen Eindruck machte. Seine weißen Finger bewegten ſich angeregt durcheinander. Lächelnd wandte er das weiße Geſicht mit dem angegrauten Bart bald dieſem, bald dem anderen Begleiter zu. Als er ſeinen Ehrenplatz eingenommen hatte, überflog er mit einem zufriedenen Ausdruck, wie er an ihm ſelten war, die Verſammlung. Das Klingelzeichen erklang dreimal. Nachdem es ganz ſtill geworden war, begann eine große Stimme in den Kaſtanien den Prolog. Herr Bunzlker verfügte über einen guten Baß, aber mit dem Oberförſter konnte er ſich nicht meſſen, denn der hatte den ſeinen am Meeresſtrand geübt; das war noch anders, als Herr Ruprecht mit ſeinem Engliſchen Horn am Rhein drunten. Dabei hatte er ſich ſo gut untergebracht, daß es ganz unmöglich war, ſeinen Standort zwiſchen den mächtigen Schattenmaſſen und den

Sonnenblithen aufzufinden. Der Wind wühlte im ſchweren Laub. Der Brunnen plätſcherte. In der Sonne draußen gackerte eines der Anſtaltshühner, wodurch ſich der Hahn des Müllers über dem Bach drüben angeregt fühlte zu krähen, obwohl er ſich als Katholik gegenüber einer ſtreng proteſtantiſchen Henne kaum irgendeine Hoffnung machen konnte. Sogar das Vieh in unſeren Ställen hörte man brüllen, ſo ſtill war es jetzt bei uns. Um den Unſichtbaren lärmten einige Vögel herum. Auf dem Turm klapperte der Storch. So ſchien mit dem Oberförſter der ganze Chor der hieſigen Natur das Wort zu führen. Es fehlte nur noch, daß der Himmel aufging und die Stimme des Ewigen ſelber verkündigte: „Dies iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“ Der Mann aus den Wäldern hatte jetzt das Bedürfnis zu feiern und zu bekennen. Es gibt ſolche Naturen, die bei ſcheinbarer Stellheit und Rauheit von Zeit zu Zeit einen großartigen Gefühlsdurchbruch haben und ſich dann durch nichts aufhalten laſſen. Oft kommt dergleichen auch vor dem Ende ſonſt ſpröder und ſcheuer Männer vor, welches ſich in einem ſolchen Schwanengeſang unruhig ankündigt. Sechs Wochen ſpäter deckte ihn bereits die Erde. Aber jetzt lebte er noch und hörte nicht auf, in homeriſchem Ausmaß zu rühmen und für ſeinen Johannes feierlich zu prahlen, bis er der wahre Geiſt, Vater, Schöpfer und Erhalter dieſes Platzes und des weiteren Großherzogtums Baden war. Herr Johannes ſaß indeſſen ergeben in ſeinem Ehrenſtuhl und hörte ſich alles an, als ob es einen anderen längſtvergangenen Mann beträfe. Der Herr Vater nickte ein paarmal ſtill, und das wehmütige Licht, das ich in der letzten Zeit ſo oft an ihm bemerkte, ging wieder in ſeinen halbblinden Augen auf.

Plötzlich war aber der Prophet im Laub fertiggeworden, und eine zwiſchen den Äſten vorher verſteckte Wanderkapelle intonierte einen Ländler, wie er auf keiner Kirchweih echter geſpielt wird. Mit unſerem Poſaunenchor war das ja doch nichts. So hatten die Freunde mit Liſt und Beſtechung eine Geige, eine

Klarinette, ein Horn und sogar einen dicken Baß hinaufbugsiert, und jetzt war es, als ob sich alle belichteten Blätter windlings in Töne und die alten, bemoosten Äste in Melodien auflösten. Die Überraschung war außerordentlich. Trillernd schwangen sich die Jauchzer der Klarinette und Freudenrufe der Kinder durch das Laubdach zum Himmel hinauf. Die Lockungen der Geige schlangen sich wie Eichhörnchen und Blutspechte durchs Gezweig. Goldenen ausgeworfenen Speeren gleich schossen die vergnügten Hilfeschreie des Hornes in die Weite, während das Brummen des Basses als ein urkräftiges, entschlossenes Behagen freudig dunkel über uns niederhagelte. Das Horn blies alles zu tief, die Es-Klarinette zu hoch, die Geige war immer einen halben Takt voraus, und dem Baß schwindelte auf seiner ungewohnten Höhe, er kam nicht mit. Kurz, es war ein beglückender Tumult; man konnte sich nicht satt hören. Durch das ausgespannte Tuch sahen wir, daß alle Gesichter lachten und alle Hälse sich reckten. Auch der Herr Vater war vergnügt. Nur die Frau Mutter machte noch ein kritisches Gesicht, obwohl auch sie im Grunde lachen mußte.

Während der letzten Takte trat Marie Claudepierre als Blumenfee hinter einem Baumstamm hervor. Ihr Kostüm bestand in einem Kränzchen von Rosen und Nelken auf dem dunklen Kopf; Kostümierungen hatte die Frau Mutter nicht zugegeben. Vor sich trug sie an einem breiten blauen Band ein Körbchen voll Blumen. Auch jeden Fuß schmückte eine Spange von Blumen; so war ihre Hingehörigkeit zu einem schöneren, höheren Reich genügend gekennzeichnet. Ein allgemeines „Ah!“ begrüßte sie, das sie ein wenig schüchtern machte. Doch freimütig und mit den ziervollen Bewegungen, die ihr die Natur verliehen hatte, näherte sie sich dem Jubilar und begann ihm zu erklären, daß die bunten Geschöpfe dieser Gegend sie zu ihm abgeordnet hätten, um ihm den Dank von dreißig blühenden Generationen abzustatten. Sie begrüßte ihn als Pfleger der Schönheit, als Hüter der zarten Geister und als Freund der Düfte und Farben, der liebenswürdigsten

von allen Engelchen, die Gott geschaffen habe. Dann trat sie vollends auf ihn zu und warf mit schüchterner Gebärde alle Blumen über sein graues Haupt, die sie im Körbchen trug. Unwillkürlich erhob er die Hand zur Abwehr. Er war sichtlich ergriffen. Das Mädchen sah mit seinen Rosen im Haar und dem scheuen und doch zugleich mutigen Lächeln auch selber so bezaubert aus, daß niemand an ein Pflegekind der Armenanstalt Demutt dachte. Auf einmal stand Herr Johannes auf, nahm ihren Kopf zwischen seine alten Hände und küßte sie auf die weiße Stirn. So etwas war hier noch nie dagewesen. Es wurde ganz still. Niemand wagte sich zu regen. Wie schwebend auf den unsicher gewordenen Füßen ging sie ab und verschwand still hinter dem Baumstamm, woher sie gekommen war. Die Kapelle spielte dazu: „Sah ein Knab ein Röslein stehn."

Knaben mit großen grünen Zweigen, die sie fast völlig verdeckten, kamen hinter den Tüchern hervor. Sie vertraten das Reich der Bäume. Verdankten doch hier beinahe alle Obstbäume ihm ihre Existenz, ja durch sein Beispiel war die Obstkultur in der Gegend überhaupt erst in Aufnahme gekommen. Er hatte das Kälken der Stämme gegen das Ungeziefer hier als erster eingeführt, auch den Teerring, auch die Vitriolspritze. Der Mann, der heute als abgeklärter Weiser unter uns umging, war in seinen jungen Jahren ein zielbewußter Revolutionär und unermüdlicher Neuerer gewesen. „Freiheit, die ich meine", spielten die Musikanten, während die Bäume abtraten und dafür die Gemüse hinter dem Tuch hervorwimmelten, Mädchen mit Bodenfrüchten behangen, so viel sie tragen konnten, und auch sie hatten genug zu rühmen und zu danken. Die Kapelle spielte: „Leise zieht durch mein Gemüt". Es paßte nicht, aber es klang schön und nachdenklich, und durch den oder jenen alten Kopf mochte wirklich ein halb verschollenes liebliches Geläut aus jungen Tagen klingen.

Aber was jetzt geschah, hatte sicher niemand vermutet. Unter den Klängen eines einleitenden Reitermarsches erschien Kleiber

ſo kurz und feſt, wie er war, und in hoher Entſchloſſenheit auf Frih, dem Anſtaltspferd, im Kreis der Kaſtanien und der verblüfften Zuſchauer und Hörer. Kühn und ruhig zügelte er das brave alte Tier bis dicht vor den Ehrenſitz des Jubilars. Frih war mit Kränzen behangen. An langen Bindfäden führte Kleiber einige Hühner und Enten hinter ſich her, die ein großes Geſchrei vollführten. Um ſeine nackten Schultern ſchlang ſich ein Pantherfell. Ein Kranz von Weinlaub wand ſich um ſeinen nüchternen Kopf. In der rechten Hand trug er einen Tyrſosſtab, den er angeſtrengt auf den Schenkel ſtützte. Der Schenkel war bis weit hinauf eigentlich auch nackt. Seine Lenden verhüllte genau genommen bloß eine ſehr weite, rot und weiß geſtreifte Badehoſe. Zwei geflügelte Genien in Anſtaltskleidern — man hatte ihnen nur die Flügel der zur Feier des Tages für den Herrentiſch geſchlachteten Hühner auf die Schultern geheftet — führten das Pferd. Es iſt daher begreiflich und entbehrt nicht einer gewiſſen Berechtigung, daß der Aufzug vor der Behörde ſozuſagen Aufſehen erregte. Der Herr Vater ſah zwar aus, als hätte er ein geheimes Lachen zu verbeißen; jedenfalls machte er nicht im mindeſten einen beleidigten Eindruck. Aber die Frau ſagte in einem Ton, den ſie für gedämpft hielt: „Mein Gott, iſt man denn verrückt?“ Dieſer „man“ waren natürlich die Freunde. „So ſchickt man doch keinen Jungen vor die Leute!“ Noch mehr Ungehörigkeiten ereigneten ſich. Während Kleiber eben mit dem düſteren Pathos, das ihm zur Verfügung ſtand, das Wort zitierte: „Das Auge des Herrn macht das Vieh fett!“ erlag Frih, der ſchon ſo viel erlebt hatte, infolge der Angeregtheit, in welche ihn immerhin dieſe gänzlich ungewohnte Veranſtaltung verſetzte, einer Nötigung, bei welcher ihm, um mich ſo auszudrücken, etwas Menſchliches paſſierte. Sofort kamen die angebundenen Hühner herbeigelaufen, um die Ergebniſſe zu unterſuchen. Die Enten zauderten noch und warteten ab. Mit immer kritiſcheren Blicken hatte die Frau Mutter alles beobachtet. „Nette Beſcherung!“ bemerkte ſie halb ärgerlich, halb

lachend. Doch mit unverbrüchlichem Ernst vollbrachte Kleiber seinen Auftritt. „Du Wächter Gottes, blase mächtig und schrecke auf was niederträchtig!“ deklamierte er wie von der Walze gekurbelt, während er dem Jubilar ein Hifthorn an grünem Band mit Silber beschlagen als besonderes Geschenk der Jungenschaft überreichte. „Erwecke, was von Gutem glimmt, und alles sei auf deinen Ton gestimmt.“ Schmunzelnd nahm Herr Johannes das Horn entgegen. So etwas habe ihm tatsächlich immer gefehlt, gab er zu. Und genau genommen scheine es sich um dasselbe Horn zu handeln, das er sich als junger Mensch abgestoßen habe. So komme doch alles wieder zu Ehren und zur Verwendung, was er als rechenschaftschuldiger Verwalter nur gutheißen könne.

Den Beschluß machte ich in meiner eigenen Figur zu Fuß. Ich hatte gipfelnd und abschließend im Namen der menschlichen Hausgenossen zu sprechen. „Mächtig wirkst du im geheimen. Kraft und Würde lebst du vor. Sieh noch deine Saaten keimen, und dann wandle aus dem Tor!“ Mit großem Geschrei beschloß ich die Huldigung, so daß mir alle Adern anschwollen. Der Wind hatte sich nämlich während der Aufführung fortwährend gesteigert. Vor dem Schloß hin schwebte eine hohe Staubwolke nach der anderen auf und dem oberen Tor zu. Die Kronen der Kastanien brausten jetzt so tief, daß manchmal ein leises Donnern hindurchzugehen schien. Der Strahl des Brunnens zersprühte zu einem wehenden Pferdeschweif, der seine Niederschläge weit neben dem Trog auf das Pflaster absetzte. Hinter mir knatterte das Tuch, und auf einmal riß es sich los und flog hoch durch die Luft davon. Alle Akteure samt Fritz, dem Pferd und den Hühnern und Enten waren nun ebenfalls zu Zuschauern geworden.

Die Musik spielte mit äußerstem Fortissimo die schweizerische Nationalhymne, die alles stehend mitsang. Eine Weile war es still. „Der Herr sei mit dir, Johannes!“ rief mit großer Kraft die Stimme von oben, während wir uns abgespielt zu unseresgleichen gesellten. Zwei waren nach dem Tuch gelaufen, und der Knecht

führte das Getier davon. Der Wagen des Herrn Vaters wurde nach der Anstalt zu herumgedreht und setzte sich in Bewegung. Unter den Klängen des Chorals: „Ich bete an die Macht der Liebe!“ ordneten wir uns dahinter zum Zug und schlossen uns an. Je weiter wir von den Kastanien wegkamen, desto mehr entschwanden uns die Töne der Geige und des Basses im Wind. Schließlich hörten wir bloß noch das Horn und die Klarinette, die sich mit dem unglücklichen Lied nach verschiedenen Richtungen davonzumachen schienen. Unter seinen Jammerlauten betraten wir das Haus und zogen hochgestimmt in den Speisesaal ein, denn inzwischen war es Zeit zum Abendessen geworden. Es gab Kartoffelsalat mit warmen Würsten. Warme Würste waren bei den meisten von uns der zweithöchste denkbare Begriff der Glückseligkeit, wobei der erste Platz stillschweigend Gott eingeräumt sei; aber ich argwöhne heute, daß welche unter uns lebten, bei denen sie den ersten Platz einnahmen. Man bekam sie ebenfalls nicht anders zu sehen als an sehr stellen Festtagen. Übrigens waren sie ein Geschenk unseres Metzgers Tröhndle in Säckingen, der es sich nicht entgehen ließ, auf diese Weise den weitverehrten Mann seinerseits zu feiern. Der Herr Vater hielt nun auch eine Lobrede auf seinen Bruder, die aber ein wenig traurig klang, da er sich vor dem Abschied und dem nachherigen Alleinsein fürchtete. Doch ließ er ihm viel Ehre widerfahren und bestätigte, daß er tatsächlich die wirkende Seele dieser Gottesinsel sei. Man hatte ein Harmonium hereingeschleppt. Zu dessen Klängen sang Herr Ruprecht mit seiner etwas brüchigen Stimme: „Du unerschöpfter Quell des Lebens“, ein Lied, dessen Melodie ich viel später in Mozarts Zauberflöte als Osirisgesang wieder begegnete. Herr Bunziker und Jungfer Rosalie brachten miteinander einen Satz aus einer Haydnviolinsonate zu Gehör; den Klavierpart spielte sie ebenfalls auf dem Harmonium. Herr Ruprecht und Herr Bunziker hatten vorher lange darum gestritten, ob ein Harmonium oder ein Klavier hergebracht werden sollte. Herr Bunziker wollte wegen

des Haydn ein Klavier, denn in seinen Noten war Klavier vorgeschrieben, aber Herr Ruprecht sagte, das Harmonium klinge feierlicher zu seiner Stimme, und behielt die Oberhand. Zum Schluß sang ein ausgewählter Chor, zu dem ich auch gehörte, unter Herrn Bunzikers Leitung das Händelsche: „Seht, er kömmt mit Sieg gekrönt." Es war bald dunkel, als wir fertig waren und uns zum Schlußgebet erhoben. Aber anstatt zu den Betten gingen wir noch einmal in den Hof; es war noch ein Feuerwerk versprochen.

Die Dämmerung brach schon herein. Singend warteten wir erst die Mädchen, die noch Geschirr wuschen, und dann die Nacht ab. Noch nie waren wir so spät draußen gewesen. Still brach neben der südlichen Ecke des Schlosses über dem Rhein der erste Strahl des Mondes hervor. Langsam übergoß sich hier alles mit einem blaßgoldenen Zauber, die massigen Kronen der Kastanien, der Nußbaum, die Trauerweide, die seit einem Jahr kränkelte, die Gebäude. Eine andere Welt schien heraufgestiegen zu sein. Selbst das blecherne Gespuck und Gejaule des Schusters, der sich mit seiner Posaune wichtig machte, da er wußte, daß ihn die Hausgemeinde hörte, hatte etwas phantastisch Märchenhaftes. Schweigend sahen wir zu, wie die Mondscheibe langsam vollends hinter dem Mauerrand hervorrückte, bis sie voll und reif in dem Raum zwischen dem alten Schloß und dem katholischen Pfarrhaus schwebte, wo sich nun eine sehr starke Helligkeit zusammendrängte. Den Schweizer Wald drüben sahen wir hinter einem schimmernden Schleier oder einem duftig glühenden Dunst, der eben im Begriff war, sich in klares Licht aufzulösen.

Plötzlich fuhr eine Rakete zischend in die frühe Nacht auf. Sie zog einen schön entfalteten Feuerstrudel hinter sich her, blieb droben einen Moment leuchtend stehen, und schon schien es, als wollte sie sich unter die Sterne gesellen, als sie unerwartet erlosch, im Mondschein wie in einem See ertrank. Ein verspäteter kleiner Knall gab noch Nachricht von ihrem Ende.

Nun war die Gestalt des Jubilars, der besonnen am Feuerwerkstand die Pulverteufel verwaltete, ständig von Glutscheinen überlaufen wie von spielenden Zauberkatzen. Schon wurde alles grün bei uns, während die folgende Rakete im Zenit lautlos in einen Kranz von smaragdfarbenen Sternen auseinanderging, die sanft glühend langsam niedertrauften. Ein Bündel Feuerschlangen fuhr schluchzend auf und krachte in der Höhe mit einem wütenden Gekläff auseinander, nach allen Seiten um sich beißend und speiend. Schwärmer, Donnerschläge, Sonnenräder und Vulkane wechselten mit den Raketen ab. Bald leuchteten Bäume und Dächer magisch rot auf, bald schienen die Büsche der Anlagen vor dem Schloß lauter freundliche Geistergestalten. Die Spätlinden wurden zu schwebenden Liebeswolken, in denen die stillen Gewitter der Blüten stark duftend noch einmal und jetzt überirdisch erblühten. Selbst die harten, steilen Mauern der Anstalt schwebten erlöst auf, zerflossen vor dem Dunkel des Osthimmels zu freudigem Gold, während die Fenster zu lauter amethystblauen Augen der Sehnsucht wurden. In freundlicher Majestät, von unseren leichten Kometen umschweift, stieg der Mond seine einsame Bahn höher. Hoch und feierlich blinkten die fernen Sterne auf uns herab. Immer wieder schimmerten wie treue Gespenster die Linien des Rebhügels hier und des Schweizer Waldes drüben träumend auf. Von wenigen Lichtern und huschenden Scheinen kaum getroffen, trieb der Fluß in der Tiefe dunkel dahin.

Mit einem letzten Lied zogen wir dem Haus zu.

„Kühl sinket der Abend. Der Sterne Heer
Erglimmet am dämmernden Himmel.
Es beiert die Glocke ins Lager herüber.
Es wirbelt die Trommel. Es schallt die Trompete.
Zur Ruh, Kameraden, zur Ruh!"

Ich weiß nicht, ob heute noch viele diesen prachtvollen eidgenössischen Frühgesang der Neuzeit von David Heß kennen. Da, als

wir am Haus hinaufblickten, bemerkten wir, daß die Fenster des Andachtsaales hell wurden. Unwillkürlich dämpfte sich unser Gesang und verstummte schließlich ganz. Wir hielten den Schritt an. Viele befiel ein Gefühl von etwas ganz Außerordentlichem, das noch auf uns wartete, manche verspürten einen leichten abergläubischen Schauer. Geisterhaft erklangen in unsere Stille hinein die ersten Harmonien und Figuren jenes Präludiums in Es-moll, das ich von Herrn Johannes so gut kannte, stiegen auf, wallten und webten, brachen befreit mächtig hervor und erfüllten den ganzen nächtlichen Kreis mit dem schlicht gewaltigen Bekenntnis jenes anderen Johannes mit dem Zunamen Sebastian Bach, der seine Offenbarung in Tönen empfing. Wie sich jetzt herausstellte, fehlte der Regierungsingenieur bei uns. Stumm hörten wir zu. Allmählich versank die tönende Entfaltung wieder in der Lautlosigkeit, wie sie daraus aufgetaucht war.

Noch eine ganze Weile wagte sich niemand bei uns zu regen. Durch das Schweigen unter den Sternen hin klang ohne Stimme vernehmbar das Wort des noch ferneren Johannes, der am Herzen des Herrn lag: „Kindlein, liebet euch untereinander!"

Das jüngste Flimmerlerchen des Glücks

Eines Morgens wachte ich auf und liebte. Ich hatte in der Nacht irgendwelche unbestimmbare und geheimnisvolle Vorgänge mit mir geträumt, die mir noch das Blut schäumen machten, wenn ich daran dachte. In allem war Marie Claudepierre gewesen. Über unsäglich lachende Hügel war ich mit ihr geschwebt. Einmal war sie das Müllermädchen, und wir küßten uns. Und dann hielt ich sie in den Armen, während wir durch unendliche Räume angstvoll fielen und fielen. Zum erstenmal begriff ich jetzt ahnungsweise, was ein Mädchen war, und daß auf ihrer Seite ein Reich von Entdeckungen, Freuden und Wundern wartete, von denen ich noch wenig Begriff

hatte. Eine ſtill beſeligende Entzündung des Gemütes befiel mich, ein geheimnisvolles Leuchten meiner Innenräume, eine beſchwingtere Bewegung des ganzen aufgewachten Menſchen. Der geriet nun verſchwiegen in ein ſuchendes Blühen, deſſen Ziel nichts anderes war als ein neues Wunderbares, für das ich inzwiſchen reif geworden ſchien. Flüchtige Vorgefühle von Mannestum, Kraft und Sieghaftigkeit, huſchende Schauer aus der Region des Weiblichen beunruhigten mich, erfüllten mich mit ſtill erregenden Fragen, ſtreiften mir das Herz mit ängſtlichen Glückszuſtänden, die mich mitten in der Nacht weckten und mich lange mit ſtreifendem Geiſt ſchlaflos liegen ließen, um zum Ende eine beſtimmtere Erwartung zurückzulaſſen, die mich mit Maries Augen anblickte, mit ihrer Stimme ſprach, ſich mit ihren Gliedern regte und ihre ſeltene und edle Art hatte, ſich zu geben, zu kommen und zu gehen, ihr Lächeln und ihren Ernſt.

Als jüngſtes Flimmerlerchen des Glücks, Milliarden vor mir, Milliarden hinter mir, ſchwärmte ich liebend und dichtend aus, um zum Mittelpunkt der Schöpfung vorzudringen, der für mich vorläufig Marie hieß. Große Dichtungen wurden entworfen und in kurzer Zeit ausgeführt, in denen die Vögel ſprachen, in denen die Blumen verehrend von ihr flüſterten und duften, und worin die Raubtiere weite, beſchwerliche, ja ſelbſt gefahrvolle Reiſen unternahmen, um ſie zu ſehen, um ſie hinter Büſchen verborgen zu belauern und dann weniger böſe und ſchwermütig nach Hauſe zu traben. Nebel umfingen ſie ſchimmernd und wünſchereich. Wolkenſchatten flogen abſichtsvoll über ſie hin, beglückt, wenn es ihnen gelang, ſie flüchtig zu ſtreicheln. In Ghaſelen und Sonetten verglich ich ihre Augen mit allem, was in der ſichtbaren Welt leuchtete und blitzte, ihren Mund mit ſämtlichen geheimnisvollen Vertiefungen vom Blumenkelch bis zum Vulkankrater, ihre Hände mit Vögeln, das Wechſelſpiel ihrer Füße beim Gehen mit dem Wandel von Sonne und Mond. Die meiſten dieſer Wortgebilde wurden auch komponiert. Aber da ich nicht ſo ſehr ein lyriſches

als ein epiſches Talent war, begannen unvermerkt die Weſen, die in ihre Nähe kamen, zu handeln und zu leiden. Sie traten in Beziehung zu ihr, bildeten endlich einen Hof um ſie, deſſen Königin ſie wurde, und verloren ſo ihre Freiheit. Mit dem ſchwärmeriſchen Schweifen war es vorbei. Ich fabelte nicht, daß Marie jetzt nur immer eine milde und zarte Herrſchaft führte; nicht einmal eine gerechte Herrſchaft war mein Bedürfnis. Im Gegenteil, manchmal ließ ſie ihren Launen und ihrem Übermut die Zügel ſchießen und war ſogar ein bißchen grauſam, tötete und vernichtete nach Gefallen, aber ſie beſaß die Gabe, Erlittenes wunderſam zu vergüten, hatte die Kraft, aus dem Tod, ja aus der vollendeten Vernichtung wieder aufzuerwecken, ſo daß die gemarterten Geſchöpfe nachher ſchöner und glücklicher wieder daſtanden als Erlöſte und als Weſen höheren Grades.

Schließlich ſchoß die ganze innere Bewegung bei mir opernhaft ins Kraut. Die Sachen wurden dramatiſiert und in feſte Handlungen gebracht, und damit nicht genug, begannen die Perſonen noch einander anzuſingen. Die Arbeit ging ins Gigantiſche. Hinten war noch alles unfertig und wußte niemand, wie es ihm zum Schluß ergehen werde, während vorne ſchon die Poſaunen einfielen und die Trommeln wirbelten. Doch von der Mitte an begann ich unruhig vorauszuſehen, daß die Geſchichte für Marie übel auslaufen mußte, wenn ſo weiter verfahren wurde, denn es gab auch eine höhere Gerechtigkeit, die ſich nicht ungeſtraft an der Naſe zupfen ließ. Es mußte irgendwo alſo eine Umkehr einſetzen, und die Umkehr mußte einen Grund haben. Alſo baute ich umſichtig neue Motive ein, machte ein Vorſpiel, das darauf hinwies, und legte das Ganze ſo an, daß Marie allerdings zum Schluß ſiegen ſollte, aber nicht durch Willkür und Übermut, ſondern durch ihr gutes Wollen, durch kluges Denken, durch edlen Mut und durch einiges Glück, das ihr dabei hold war. Darin ſprach ſich meine damalige Philoſophie aus. Das Glück konnte Gott heißen, der ihr half. Irgend etwas Wunderbares konnte

erſcheinen, auf das ſie unbewußt ſchon lange zugeſteuert war, das ihr ahnend vorgeſchwebt hatte, während ſie in der Irre ging und ſelber zu leiden begann, indeſſen ſie andere immer weniger leiden machte. Ich bemerke dabei, daß ich damals mehr Menſchenkenntnis und moraliſches Genie entwickelte als in manchen ſpäteren Perioden. Aber ſchon die erſten Betrachter des Lebens haben es gewußt, daß wir manchmal durch Dunkelheiten und Verwirrungen geführt werden, und kam ich nicht ſoeben aus einer ſolchen her?

Aber die Hilfe wurde mir diesmal von Marie ſelber. Nachdem das Feſt des Herrn Johannes mit vollem Anſehen unter der Mitwirkung der Mädchenſchaft vonſtatten gegangen war, kam die Zeit heran, daß wir unſer Wort dem Herrn Vater gegenüber auch einlöſten. Und da uns diesmal nicht Freunde des Jubilanten ein Feſtſpiel fix und fertig einſchickten, mußten wir es ſelber machen. Dazu ſchien mir meine angefangene Oper als Grundlage gerade recht. Marie hatte es durch eine liebenswürdige Schiebung dahin gebracht, daß ſie den Monat im Andachtſaal bekam; jeden Erſten wechſelte das Mädchen, das dort reinzumachen hatte. Nun fehlte es uns nicht an Gelegenheit, den Plan gründlich zu beſprechen. Ich hatte mein Quartier in der Schuſterei, brauchte nichts zu tun, als zur Verfügung des Herrn Vaters zu ſein, und den Weg zu und von ihm nahm ich durch den Andachtſaal, der nur durch den Zementboden von der Schuſterei getrennt war. Ich tat jetzt nicht, als ob ich ſchon eine Monumentaloper mit ihr als Mittelpunkt und Heldin angefangen hätte, ſondern begann ganz unſchuldig ein paar Ideen hervorzudrucksen, ſprach von einer Fee, die ſie darſtellen ſollte, und einem Prinzen, der ich ſein wollte, und deutete im ganzen an, daß vielleicht der Prinz die Fee befreien und dafür aber die Fee den Prinzen erlöſen werde. Das alles leuchtete ihr ſofort ein. Sie konnte nicht bald genug den Entwurf bekommen, und ſchon fing ſie an, ihren Part zu dichten, während ich den meinen und die Rollen der übrigen Perſonen ausarbeiten ſollte. Ich wandte ein, daß das dann aber nicht aufeinander paſſen werde;

allein sie erklärte, wenn sie es mache, werde es auch passen, oder ob ich sie für einen Dummkopf halte? So weit wir miteinander kamen, so weit paßte zum Schluß auch tatsächlich alles. Während sie immer frisch auf ihren Ruhm losdichtete und vorbrachte, was ihr einfiel und ihr für sie kleidsam erschien, verfaßte ich dasselbe Stück wenigstens dreimal. Ich hatte eine Arbeit wie Herkules im Augiasstall, nur daß ich nicht Maries dichterischen Mist hinausschaffte, sondern meine schönen Rinder. Schon nach vier Tagen hatte ich etwas ganz anderes unter den Händen, als ursprünglich von mir in großer Weisheit planvoll angelegt war. Meine Philosophie samt der Moral fiel ruhmlos unter den Tisch. Ich hatte es ja nicht bloß mit Marie als Mitdichterin zu tun, wie ich bald merkte, nein, die ganze Mädchenschaft dichtete mit. Die Jungfer Rosalie dichtete mit. Herr Bunzlker, den diese als höchste Autorität im Dichten unweigerlich zugezogen verlangte, dichtete ebenfalls mit. Ich hielt aus, weil ich liebte, und meinen privaten Plan mit der Dichtung für später brauchte ich deswegen auch nicht aufzugeben, aber ich wunderte mich doch, daß so viele kluge, ja erlauchte Personen so wenig Ahnung von höheren Absichten bewiesen.

Auch in der Musik wurde mir fleißig hineingepfuscht. Schließlich hatte Herr Bunzlker alle Lieder der Fee selber komponiert; die meinen hatte man stillschweigend beseitigt. Ich behielt bloß noch die Vertonung meiner Rolle, das Gewitter und die Erscheinung der Unterwelt, beschloß aber, durch meine Prinzenlieder glänzende Rache zu nehmen. Auf die Erscheinung der Unterwelt vollends bereitete ich mich vor wie auf meine Ausrufung zum Kaiser von Indien. Allein eines Tages erschien Herr Ruprecht bei mir und machte mir klar, daß man unbedingt alles daran setzen müsse, um Herrn Bunzlker zu überstrahlen, was mir an und für sich ganz in der Ordnung schien. Er verlangte meine Sachen zu sehen und zu hören, und ich sang und erklärte ihm alles. Da sagte er mit sachverständiger Miene, es sei ja sehr gut

gemeint und auch in ſeiner Weiſe ſchön, aber ein Singſpiel ſei das nicht, das müſſe ganz anders vertont werden. Ich ſolle bloß ihn machen laſſen; er habe ſchon Ideen, und die Mädchenpartei werde diesmal nicht triumphieren. Er nahm meine ganze Schreiberei mit, und nach drei Tagen brachte er mir die Prinzenlieder neu komponiert, fing auch ſofort an, ſie mit mir zu üben, und mit einem Bauch voll Ärger ſchrie ich ſie ihm vom Blatt weg. Nachher wurde ich traurig, weil alles ſo militäriſch klang, gab niedergeſchlagen zu, daß die Lieder ſehr ſchön ſeien, und bedankte mich auch noch.

Aber an dieſem Tag brachte mir Marie als Schmerzensgeld ihren ſchwarz lackierten japaniſchen Federkaſten, und jetzt war alles wieder gut. Mochten ſie ſchließlich machen, was ſie wollten; ich hatte ihnen doch die Idee dazu gegeben. So war es mir auch beinahe gleichgültig, als mir Herr Ruprecht am nächſten Tag noch ſagen ließ, ich ſolle mich nicht wegen der Unterwelt und des Gewitters anſtrengen; dieſe beiden Stellen werde der Poſaunenchor blaſen. Die Hauptſache war, daß ich mit Marie durch den Urwald irren und in einer Höhle ſchlafen durfte, daß nichts im Weg ſtand, am Schluß des Stückes den Erlöſungskuß mit ihr zu tauſchten und ſie dann an der Hand auf mein Schloß zu führen. Diesmal wollten wir ganz beſtimmt mit Koſtümen ſpielen; da es ſich um eine Ehrung ihres Gatten handelte, würde die Frau Mutter ſchon nichts dagegen haben. Ich ſtellte ſie mir vor im weißen, wallenden Schleiergewand, einen Silberreifen um die Stirn, mit weißen Schuhen und einer Kette um den Hals, und mit ſchlanken, ſchimmernden Armen, wie ich Feen immer abgebildet geſehen hatte. Auch meine Sinnlichkeit finde ich in jener erſten Zeit des Erwachens genialer, feiner und kühner, als ſie ſpäter unter den zudeckenden und vergröbernden Einflüſſen des Lebens mit Erwachſenen wurde. Ich glaube aber, daß dies eine allgemein männliche Erfahrung iſt. Die genialiſchen Aufblitze unſerer früheſten Natur- und Geiſtesregungen arbeiten wir im günſtigſten Fall im

Verlauf einer langen Periode des Kampfes und der Reinigung wieder aus der Verschüttung der Konvention und aus den gesellschaftlichen Fesseln heraus, um vielleicht im fünften Jahrzehnt wieder da anzukommen, von wo wir im zweiten ausgingen.

Von all diesen Vorbereitungen mußte der Herr Vater doch wohl einigen Wind bekommen haben. Er tat nicht so, aber eine milde und zunehmend heitere Stimmung zeigte uns alles in allem einen befreiten Mann. Die disziplinarischen Fälle unter uns wurden selten oder hörten ganz auf. Die Memorierstunden, obwohl man keine neue Leidenschaft dafür faßte, brachten bessere Ergebnisse, und da er sie nicht mehr mit der früheren Schärfe und Zornmütigkeit betrieb, so wurden sie sogar beliebter. Aber der Glanz, den unsere Festrüstungen vorauswarfen, beleuchtete nicht so sehr meine Figur als die meiner Partnerin Marie Claudepierre. Sie heimste die Vorschußlorbeeren ein. Auf sie häufte sich die Zufriedenheit der Behörde. Sogar bei der Frau Mutter fand sie neuerlich Gnade, während man mit mir noch wenig im Sinn hatte. Wenn nicht ich beim Herrn Vater war, um zu schreiben, oder die Brüderschar, um zu lernen, so hatte er sicher Marie um sich, die ihm Französisch las, aus Diderot, aus Pascal, sogar aus Voltaire. Sie war der kleine David, der diesen düsteren Saul erheiterte. Er ließ sich auch von ihr Französisch vorsingen und hielt lange Gespräche mit ihr in ihrer Heimatsprache, und die Frau Mutter fand genug Ursache, diese Freundschaft nicht zu stören. Er blühte sozusagen neu auf, aber wie eine Lilie, weiß und geisterhaft, mit jenseitig beunruhigendem Duft.

Zwar auch mir wandte er in der letzten Zeit eine neue Aufmerksamkeit zu, doch mehr eine erzieherische. Besonders gab er mir Lyrik zu lesen, Uhland, Lenau, Goethe, Schiller, Chamisso, und daraus schloß ich, daß meine Dichterei bei ihm vielleicht besprochen wurde. Dann schenkte er mir Noten, die ich aus seinem Schrank hervorsuchen mußte, eine Sammlung von Adagios und Andantes, die leichten Klavierstücke von Beethoven und die ersten

Studien von Händel. Dazwiſchen erteilte er mir Belehrungen über den richtigen Gebrauch der deutſchen Sprache, und er war es, der mich zuerſt auf ihre Hoheit und Heiligkeit hinwies. Er ſprach ſich erzürnt und geringſchätzig über diejenigen aus, die vorgeben, die Sprache, und beſonders die deutſche, ſei zum Ausdruck irgendeines Gedankens oder Gefühls unzureichend. Entweder hätten dieſe Leute keine klare Empfindung oder es fehlte ihnen an der richtigen Sprachbegabung. Zu allem Tun und Wirken in der Welt gehöre zuerſt ein ſtarkes Grundgefühl, und dann das richtige Denken, um ſich darüber klarzuwerden, was zu ſeiner Verwirklichung nötig ſei. Noch manches ſagte er mir, aber in meinen anderweitigen Inanſpruchgenommenheiten ging das meiſte zu einem Ohr hinein und zum anderen hinaus.

Sechzehntes Kapitel

Um den Abend wird es licht sein

Der Untergang der jungen Sonne

Auch ich gehörte damals und noch lange zu den Menschen, denen etwas fehlt, wenn es ihnen gar zu gut geht, die allmählich einen törichten Übermut entwickeln, wenn sie nicht unter Druck stehen, und die entweder das Komplottieren oder die Faxenmacherei ankommt. Solange ich beim Herrn Vater schrieb, hielt ich Ernst, und der Raum imponierte mir schon zuviel, um mir Vorlautheiten herauszunehmen. Aber draußen spielte ich jetzt gern ein Endchen die große Person, neckte meine Kameraden, machte den Kleineren Wippchen vor, gab mich auch einmal eine Strecke lang wertvoll, und den Schuster führte ich gelegentlich ein bißchen an der Nase oder an seinen roten Lockenrollen herum. Marie unterlag nicht solchen Anwandlungen, und manchmal sah sie mich ein wenig verwundert an. Sie war ja viel unmittelbarer und bestimmter; auch ernsthafter als ich. Solch ein Weibchen von vierzehn, fünfzehn Jahren hat es schon in sich, und wo beim gleichaltrigen Jungen rechts ein trüber Feuerstrudel und links ein wolkenhafter Bock mitläuft, hat sich beim Mädchen die Welt bereits säuberlich in Engel und Teufel geschieden. So hatte sie schon viel mehr Beziehungen zum Himmel als ich, aber es steckte auch mehr Satan in ihr, und insofern hatte ich sie in meiner Oper ganz richtig charakterisiert.

Unter dieser Stimmung stand mein letztes Erlebnis mit ihr. Wir befanden uns gleichzeitig beim Herrn Vater droben. Sie hatte eben gelesen, und ich sollte schreiben, und der Herr Vater unterhielt sich mit uns beiden. Marie gab gescheite, besonnene Antworten, mit mir war auf einmal nichts anzufangen. Halb gelüstete es mich, mit ihr Flausen zu machen und mit Augenblinken

und ähnlichen Scherzen auf unser Geheimnis anzuspielen, halb war ich verlegen, als ob ich überall meterweit aus meinen Kleidern herauswüchse und nicht auf fünf zählen könnte. Man muß Junge gewesen sein, um diesen verzweifelten und höchst ärgerlichen Zustand zu kennen. Plötzlich zog eine dicke Fliege meine Aufmerksamkeit auf sich, und schon beschloß ich, sie zu erlegen. Während der Herr Vater ahnungslos und freundlich mit uns weitersprach, schielte ich nur noch nach dem Brummer und rückte ihm unauffällig näher, bereit, ihn im gegebenen Moment zu klappen. Da sagte Marie plötzlich ganz ruhig und ein wenig gouvernantenhaft: „Laß die Fliege leben. Du kannst nicht wissen, wer sie ist."

Der Herr Vater, in seinen Ausführungen unterbrochen, horchte auf.

„Was gibt's?" fragte er.

„Ach, nichts", entgegnete sie, immer noch mit dem Blick auf mir, nun leicht errötend. „Er wollte eine Fliege totschlagen. Das kann ich nicht sehen."

Ich guckte sie groß an. Sie schien mir heimlich zornig zu sein.

„Wer soll die Fliege wohl sein?" meinte ich vorwitzig, aber es war mir nicht wohl dabei, und halb ärgerte ich mich auch über die Zurechtweisung in Gegenwart des Herrn Vaters.

Sie schlug die Augen nieder.

„Sie kann ein verwandelter Mensch sein", sagte sie leise unter einem Anflug von Trotz. Dabei stand ein solcher hoheitsvoller Ernst auf ihrer Stirn, daß ich mich schämte wie ein Hund. Noch nie war ich mir so unreif und tölpelhaft vorgekommen.

Der Herr Vater mischte sich nun in die Sache und bewies aus der christlichen Lehre, warum das ein Aberglaube sei, aber sie sagte nichts dazu und ging auch nicht davon ab, so einleuchtend er darlegte, daß Christus für jede Seele gestorben sei und also keine in eine Fliege verwandelt werden könne, weil sie doch nach dem Tod den Weg der Rechenschaft antreten müsse. Marie ging, ohne mir noch einen Blick geschenkt zu haben. Das ist meine letzte

Begegnung mit ihr. Fünf Stunden ſpäter war ſie ſchon nicht mehr unter den Lebenden. Ich weiß noch heute nicht, was mich ſchwerer traf und länger quälte, dieſer jähe Abgang oder der lächerliche, läppiſche Abſchied von meiner Seite.

Ich weiß wohl, ich ſollte nun Maries Abſchied „motivieren" und aus irgendeiner vorhergegangenen Handlung „organiſch ableiten", aber ich muß bei der Wahrheit bleiben, und wenn ihr Untergang ſich unmittelbar aus ihrem ſchnellen, zugreifenden Temperament und aus ihrem großzügigen Charakter herleitet, ſo iſt er doch vielleicht genügend begründet.

Die Mädchen hatten heute Badetag. Die Partei, die badete, kam ſpäter zum Kaffeetiſch; wir waren im Speiſeſaal allein geweſen. Unſere Theatergeſchichte war nun ſo weit, daß bereits die Rollen ausgegeben waren und daß einige von uns mit Blättern in der Hand auswendig lernend herumgingen. Der Lärm war alſo geringer als ſonſt. Es hatte über Mittag ein bißchen gedonnert, doch ohne abzukühlen, und die paar Regentropfen waren von der nachfolgenden Sonne längſt wieder aufgeſogen. Zu fünf Uhr war ich wieder zum Herrn Vater befohlen, um weiterzuſchreiben; wir waren jetzt ſchon bis zum Beginn ſeiner Krankheit vorgedrungen, der viel früher lag, als ich vermutet hatte. Gerade ſtand ich mit einigen anderen Jungen zuſammen und prahlte ein bißchen mit den Aufzeichnungen und meinen Wiſſenſchaften von der Vergangenheit dieſes Platzes, da war uns, als erhebe ſich in oder hinter dem Haus eine ungewohnte Unruhe. Es wurde geſchrien und gelaufen. Jemand rief nach der Frau Mutter. Herr Ruprecht erſchien auf einen Moment ganz verſtört und ſchickte einen von uns nach dem Storchneſt zu Herrn Bunziker, er ſolle ſofort zum Badeplatz kommen; es ſei etwas paſſiert. Bald darauf ſahen wir ihn laufen, was er konnte.

Bei uns trat eine beklommene Stille ein. Einige von uns wurden bleich. Mir klopfte das Herz dumpf auf, und eine unerklärliche Angſt befiel mich. Ich konnte an nichts denken als an

Marie. Im engen Trupp gingen wir nach dem hinteren Hof, um dort vielleicht mehr zu erfahren. Da sahen wir die Frau Mutter mit ihrem unbehilflichen Gang, laut nach Gottes Barmherzigkeit schreiend, die Lindenallee hinunterwanken. Kein Mensch war bei ihr; das war mir das schrecklichste daran. Die Männer waren vorausgelaufen, um zu helfen, und wo sich die Tochter aufhielt, wußten wir nicht. Auch Herr Johannes befand sich schon am Platz. Schwer verzagt standen wir da auf einem Haufen beisammen und warteten. Weiter vor wagten wir uns nicht. Viele Minuten waren vergangen — sie dünkten mich Stunden —, da brachte man endlich eine weiße Gestalt in nasse Laken gewickelt. Aber es war nicht Marie, und es war auch nicht die Ertrunkene; es war die Gerettete. Ertrunken war, nach allen Ausrufen und Aufschreien zu schließen, eine andere, doch schien es unmöglich, aus einer Menschenseele etwas Verständliches herauszubringen. Die armen Dinger waren ganz verstört und hatten für uns bloß irre Blicke. Eine Gruppe nach der anderen kam aus dem Garten hergehetzt, bleich, mit dem Tod auf den Fersen. Welchen klapperten die Zähne. Das nasse Haar zottelte und klebte ihnen um die Köpfe. Die meisten waren überhaupt bloß halb angezogen, hier ein unerlebter Anblick. Endlich gelang es mir, eines dieser Geschöpfe zum Stehen zu bringen. Es war keine von Maries Freundinnen, und uns diente sie viel als Zielscheibe unseres Spottes, weil sie vom Feinheitsteufel besessen war, und nicht wie andere Leute Tante sagte, sondern Tamte. Jetzt starrte sie mich einen Moment wie verständnislos an. Plötzlich hielt sie den Arm vors Gesicht, als wollte sie einen Schlag abwehren, und indem sie schon wieder weglief, schrie sie zurück: „Marie Claudepierre ist ertrunken!"

Ich stand da wie vom Blitz getroffen, und anderseits war mir, als hätte ich es vorher gewußt. Halb erschlagen starrte ich dem Geschöpf nach, während sich die anderen Jungen schnell um mich zusammenrotteten und hören wollten. Aber ich wußte auch nichts,

machte immer den Mund auf, um zu ſprechen, brachte keinen Ton hervor, und vollkommen betäubt ſetzte ich mich plötzlich in Gang, um wie eine Maſchine, die jemand in Antrieb geſetzt hat, zum Herrn Vater hinaufzuſteigen. Es war, als ob ich den Ort aufſuchen wollte, wo ich zuletzt ihre Stimme gehört und etwas mit ihr erlebt hatte, und wo ich ſie wieder zu finden hoffte. Ich fand den Herrn Vater ganz allein in ſeinem weiten Saal ſitzen. Noch niemand hatte an ihn gedacht. „Wer iſt da?“ fragte er mit verhaltener Erregung. „Ich, Schattenhold“, ſagte ich und ließ mich gleich auf einen Stuhl nieder, weil ich zu zittern begann. „Marie Claudepierre iſt ertrunken“, ſetzte ich noch hinzu, obwohl ich annahm, daß er es ſchon wußte. Er erwiderte nichts darauf. Nur einmal fragte er aus einem langen Schweigen heraus: „Weißt du etwas Näheres?“ Ich verneinte, und er hatte auch nichts erwartet.

Endlich kam die erſte Abgeſandte von Herrn Ruprecht, dann eine der Frau Mutter. Die Männer hatten den Anſtaltskahn flottgemacht, ruderten auf dem Waſſer herum und ſuchten mit langen Stangen die Gegend ab. Auch Herr Johannes war bei ihnen; die Frau Mutter ſtand am Ufer und ſchrie immer nach ihm, er ſolle an Land kommen, ſonſt paſſiere ihm auch noch etwas. Allmählich ergab ſich aus den Ausſagen der Mädchen — es kamen jetzt aus eigenem Antrieb immer noch mehr dazu — ein Bild. Sie hatten miteinander im Waſſer einen Ringelreihen gemacht und geſungen. Marie war nicht dabeigeweſen; ſie hatte ſich am Ufer mit einigen ganz Kleinen abgegeben, die ſich nicht hinein getrauten. Da war wohl eines der Mädchen, Emma Oberer, über ſein langes Badehemd geſtrauchelt und rückwärts nach der Strömung zu gefallen, aber im letzten Moment, noch bevor es ins Treiben kam, war ein anderes Mädchen, Sophie Murner, herzugeeilt und hatte es zurückgeriſſen. Nun wußte man nicht genau, wie es eigentlich zugegangen war; wahrſcheinlich waren die tugendhaften langen Badehemden die Urſache des ganzen Unglücks. Noch ſchalt Jung-

ser Rosalie erschreckt auf die unvorsichtige Emma Oberer, die, von den anderen umringt, mit ihrem Herzklopfen kämpfte. Plötzlich sah jemand Sophie Murner im offenen Wasser hinabtreiben. Von irgendwoher hatte man Hilferufe gehört, und als man sich umsah, schwamm das Mädchen schon kämpfend ein gutes Stück in der Strömung draußen. Nun entstand ein planloses Geschrei und ein Durcheinanderlaufen. „Schwimm, was du kannst!“ schrie Jungfer Rosalie ihr verzweifelt zu. Bereits liefen ihr die Angsttränen über das Gesicht. „Mein Gott“, jammerte sie, „was ist denn das für ein Tag heute!“ Dann bekam sie einen Einfall. „Zieh sich schnell eins an und laufe zum Gärtner hinauf!“ befahl sie unbestimmt, worauf sie wieder ihre ganze Aufmerksamkeit inbrünstig der Kämpferin in der Strömung zuwandte. Auch die anderen waren so gebannt und betäubt, daß niemand daran dachte, den Befehl auszuführen. Sophie konnte wohl ein bißchen schwimmen, aber gegen die Strömung mit ihren Wirbeln und Wellen kam sie nicht auf; eben daß sie sich noch schreiend und schluckend über Wasser hielt. Die besten Schwimmer unter uns machten sich ab und zu den Ruhm, an der Feste vorbeigeschwommen zu sein, um dann mit dem Aufgebot der ganzen Kraft weit unterhalb in der Nähe der Anstalt zu landen. Die sogenannte Feste war ein Bollwerk aus Eichenstämmen und Steinen, das die Deutschritter ins Wasser hinaus gebaut hatten, um seinen Druck von den Kellermauern des Schlosses abzudrängen. Auf diese Feste trieb Sophie Murner zunächst widerstandslos zu.

Aber ebenso überraschend, wie Sophie Murner draußen in den Wellen, sah man nun Marie Claudepierre am Ufer hin entschlossen auf die Feste zueilen. Einige Mädchen wollten sie totenblaß gesehen haben vor Erregung. Geäußert hatte sie sich zu niemand. Schon unterwegs winkte sie dringend der Abgetriebenen zu, auf die Spitze des Vorbaues loszuschwimmen; ihrer Stimme war sie offenbar noch nicht mächtig. Auf dem äußersten Balkenvorsprung der Feste kauerte sie sich dann hin mit weitausgestrecktem

Arm und mit eifrig winkender Hand. „Schwimm, Sophiechen, ſchwimm!“ rief und lockte ſie mit helltönender Stimme. Es gehörte etwas Herzhaftigkeit dazu, ihren Standort einzunehmen. Sie ſchwebte haltlos über dem quirlenden und kochenden Waſſer. Ein bißchen wie in Schillers Taucher, den wir unlängſt miteinander aufgeführt hatten, war die Gegend ſchon. Spiegel glitten tückiſch vorbei. Wirbel ſtrudelten auf und ſackten gluckſend zur Tiefe ab. Und ein leichtes Donnern ging immer wieder durch das maſſige Bauwerk; man ſpürte manchmal ein leiſes Zittern der Erde, wenn man mit nackten Füßen darauf ſtand.

Hinter Marie ſammelte ſich nun ſchnell der ganze übrige Mädchenhauf. Merkwürdigerweiſe fiel es niemand ein, ſich ihr anzuhängen, um ihr Halt zu geben. Jungfer Roſalie ſtand mit gerungenen Händen zitternd dabei, um das Rettungswerk zu überwachen. Auch ſie ſchrie der Abgetriebenen zu, und alle Mädchen ſchrien und winkten aus Leibeskräften, als könnten ſie damit etwas ſchaffen. Sophie ſchwamm und kämpfte mit dem letzten Atem. Jetzt kam ſie der Feſte näher. Jetzt wurde ſie wieder abgedrängt. Man ſah, wie das Waſſer mit ihrem Körper ſpielte. Plötzlich tat ſie, von einer Welle getragen, einen großen Sprung auf Marie zu. Dann noch zwei Schwimmſtöße, und Marie erhaſchte ihre Hand, verlor ſie und ergriff ſie zum zweitenmal. Es war nun totenſtill; bloß das Waſſer ziſchte und brauſte. Schon ſtand Jungfer Roſalie weit übergebeugt, bereit, ebenfalls zuzugreifen. Im Waſſer um Halt kämpfend, drehte ſich Sophie an Maries Hand langſam herum. Eben bekam ſie den Balkenvorſprung weiter unten zu faſſen. Was dann kam, wußte wieder niemand genau zu ſagen. Vielleicht war Sophie noch einmal ausgeglitten. Vielleicht hatte auch noch eine Welle nach ihr gegriffen. Kurz, unter einem halberſtickten Aufſchrei verlor plötzlich Marie den Halt, griff mit der freien Hand blind taſtend hinter ſich, aber bevor jemand zugeſprungen war, ſchoß ſie kopfüber in die ziehende und wirbelnde Waſſertiefe.

Ein furchtbares Schweigen folgte dem schrecklichen Augenblick. Im nächsten Moment erhob sich ein gellendes Geschrei. Beinahe vergaß man Sophie über dem neuen Unglück; hätte sie sich nicht just mit aller Kraft der Todesangst frisch am Gebälk angekrallt, so wäre auch sie in den Strudel zurückgefallen. Aber sie mußte dort hängenbleiben, von zehn Händen notdürftig und aufgeregt festgehalten, bis der Gärtner endlich wirklich kam, um sie heraufzuziehen. Ohnmächtig sank sie droben auf dem Rasen zusammen. Sie wurde nachher krank und rang noch wochenlang mit dem Tod, ehe sie wieder unter uns erscheinen konnte.

Von Marie hat niemand mehr etwas gesehen. Einige behaupteten, noch einen weißen Stirnreif oder treibendes Haar bemerkt zu haben. Ich will gleich sagen, daß auch die Nachforschungen der Wasserpolizei ergebnislos verliefen. Es war, als hätte der Gott der Unterwelt, den wir in unserem Festspiel beschworen hatten, sie liebend an sich gerissen und in sein Reich entführt.

Ich saß noch eine Stunde stumm und verwaist abseits auf einem Stuhl im Zimmer des Herrn Vaters. Als keine neuen Berichte mehr kamen und nur noch die Mädchen still weinend umherstanden, schlich ich mich weg. Neben der Schusterei war die Lederkammer mit einem Fenster auf den Rhein. Dorthin zog es mich. Den Rest des Tages verbrachte ich angesichts der feindseligen Wassertiefe, die nun im Abendschein leise zu erblühen begann, einsam denkend und grübelnd. Weinen konnte ich nicht. Ich bildete mir auch nicht ein, von allen am meisten verloren zu haben, aber daß mein Verlust sehr ernster Natur war, so viel begriff ich bereits. Immer wieder sah ich einen Stirnreifen, eine schwarze Haarsträhne im Wasser treiben, und dann überlief mich ein Frösteln und durchzog mich eine hilflose Sehnsucht. Manchmal war es mir, als riefe jemand um Hilfe. Dann klang durch allen Schrecken eine helle, unverzagte Stimme aus der Ewigkeit zu mir. Ich kannte mich nicht mehr aus. Verwirrt und erschüttert ging ich mit den anderen zum Abendessen.

Tage des Todes

Dem Unglück folgte eine Reihe von verſtörten Tagen. Niemand war ſeines Lebens froh. Keiner fühlte ſich ſicher in ſeiner Haut. Die Hausordnung lief von ſelber weiter, ohne daß ſich jemand um ſie kümmerte. Still, ſehr ernſt und manchmal gedankenabweſend gab Herr Johannes ſeine Unterrichtſtunden; immer wieder ging ſein alter Blick nach dem leeren Platz in den Mädchenreihen. Gelegentlich kam es vor, daß er eine falſche Antwort bekam, ſtutzte und den Betreffenden verwundert anſah und dann weiterging, ohne daß ihm der in der Antwort enthaltene Unſinn richtig zum Bewußtſein kam. Er ſah auffallend alt aus und ſchien von einem Tag auf den anderen zu ergrauen. Einmal ſtand er im Portal der Anſtalt und putzte ſich die Brille mit dem gewürfelten Taſchentuch. „Ja, ja", hörte ich ihn zu Herrn Ruprecht ſagen, „uns allen iſt jetzt die Brille ein bißchen angelaufen. Es kommt nur darauf an, ob ſie vor jungen oder vor alten Augen ſitzt. Ich putze all die Tage, aber es will nicht wieder hell werden."

Sah er nur trübe, ſo ſchien nun dem Herrn Vater der Tag überhaupt, wenn nicht ſchwarz, ſo doch undurchdringlich grau zu werden. Noch nie hatte ſein Blick dieſen blinden, hilfloſen Ausdruck gehabt. Er ſagte ebenfalls wenig, aber manchmal während des Diktierens, wenn ihn irgend etwas an Marie erinnerte, verſtummte er plötzlich und ſtarrte vor ſich hin, mit den Gedanken an ganz anderen Orten als in ſeinem Zimmer. Oder es überfiel ihn ein unwiderſtehliches Schluchzen, dem ich ratlos und voll kindlicher Bangigkeit beiwohnte. Dann hieß er mich ſein Taſchentuch nehmen und ihm das Geſicht abtrocknen. Er hatte große, lichtbraune, weiche Taſchentücher, die mir immer einen vornehmen Eindruck machten, aber jetzt ſchienen ſie mir ſeinen hochſtehenden Kummer auszudrücken. Einmal ſprach er mit mir über den Tod und machte Bemerkungen über die Nichtigkeit alles menſchlichen Strebens und über die einzige Gewißheit des Untergangs für alles, was

noch so hoch geboren und viel gepriesen von Menschen gemacht sei. Ich begriff, daß dies große und ernste Worte waren, aber ich saß geborgen in meiner Unbedeutendheit, beschützt von meinem Nichtswissen, und an die Nichtigkeit von Wollen und Tun konnte ich auch nicht recht glauben, denn ich hatte ja viel im Sinn und alles *vor* mir. Wenn noch ein Rest des geistigen Hochmuts in mir gewesen war, so hatte ihn mir der furchtbare Untergang Maries vollends vernichtet. Gewiß zitterte nachhaltig mein Herz, wenn ich an sie dachte, und mit Schauer blickte ich nach dem Zeichen des Todes um mich her. Hinter dem Platz des Herrn Vaters im Andachtsaal an der Wand, unter dem auffliegenden Adler mit der Inschrift: „Ich will dich tragen bis ins Alter!" hing nun Maries Bild, groß in Kohlezeichnung, von Herrn Ruprecht nach einer Klassenaufnahme und aus dem Gedächtnis hergestellt, eine furchterregende Schmiererei, ganz unähnlich und entsetzlich leblos. Ich konnte es nicht ansehen, ohne daß mir dabei unwohl wurde und ich mich bis unter die Haare mit Angst und Widerwillen erfüllte. Die Todesandachten laugten mich schrecklich aus und machten mich ganz blutarm, aber immer bestimmter wurde die *lebende* Marie in mir mächtig. Etwas von *ihrem* Mut, ihrer Einfachheit und Ehrlichkeit dem Leben gegenüber, und ihrem natürlichen Vertrauen zu Gott und den Menschen erfüllte und führte mich nun. Einige sprachen von einem Strafgericht Gottes über uns. Dafür hatte ich kein Verständnis. Ich konnte mir für uns unmöglich eine Sünde vorstellen, die groß genug gewesen wäre, um eine solche Strafe herauszufordern. Sie war untergegangen infolge einer großmütigen Handlung als Beispiel für uns alle in Freiheit und Schönheit, und in diesem Sinn, so fühlte ich unbestimmt, mußte ich ihr treu bleiben und ihr nachfolgen.

Zu Herrn Vaters Geburtstag waren alle Feierlichkeiten abgestellt. Anstatt daß wir ihn auf den Hügel hinaufzogen wie sonst, um dort zu singen und unser Festspiel aufzuführen, verlangte er auf die Rheinfeste gebracht zu werden, wo er eine Gedenkfeier

abhalten wollte. Das war eine beinahe unausführbare Forderung, aber mit großer Festigkeit bestand er darauf. Von der Lindenallee im Garten führte an der von Schwarzdorn überwucherten Böschung nur ein schmaler Fußweg schräg zum Badeplatz hinab, und im dortigen Sand und groben Kies gab es überhaupt keinen Weg. Man mußte also den Krankenwagen oben lassen und den schweren Mann unter vieler Mühe und unendlicher Umsicht hinunterschaffen. Strauchelte einer der Brüder oder glitt aus, so war nicht abzusehen, was für ein Unglück geschah. Aber davon ließ er sich nicht abschrecken. Standhaft hielt er alle Erschütterungen und Schmerzen aus, um die Stelle zu sehen, wo Marie den Tod gefunden hatte, und dort mit ihrem Geist zu reden. Eigentlich hatte er unter uns für wehleidig gegolten; diese Selbstüberwindung machte uns einen großen Eindruck. Drunten im Kies hatte man einen Stuhl bereitgestellt, auf dem er ausruhen konnte, während seine Träger verschnauften. Wir zogen langsam nach. Durch Sand und Kies mahlend brachten ihn die Brüder vollends zur Feste, wo man ihm einen Lehnstuhl aufgestellt hatte. Unter neuer Sehnsuchtpein irrten meine Blicke nach der Unglückstelle voraus, und als ich im Kreis mit den anderen auf der Feste stand, hatte ich einen so wilden, tyrannischen Seelendruck zu überstehen, daß ich dachte, ich sollte ihr nachsterben. Aber dann sah ich einen leuchtenden, milden Lichtstrahl draußen über das Wasser gleiten. Aus einem treibenden Spiegel sprang ein großer glitzernder Salm. Irgendwo hüpften schnell hintereinander drei, vier blitzende Wellen vorbei. Das beruhigte mich wieder und erinnerte mich daran, was ich dem Leben in Bescheidenheit schuldig war.

Der Herr Vater schwieg zuerst ergriffen. Gott wußte, wie lange er nicht mehr hiergewesen war und wie tief ihn auch dieser Gedanke bewegte. Bevor er aber das Zeichen zum Beginn gab — der Posaunenchor stand aufgebaut seitwärts von ihm —, verlangte er noch mehr nach vorn gebracht zu werden, ja er wurde noch einmal ungeduldig, weil man ihm nicht genug willfahrte. Endlich saß

er ganz dicht über der Strömung und den Strudeln. Während der Posaunenchor das Sterbelied begann: „Die Menschen gehn von Ort zu Ort durch mannigfalt'gen Jammer" und wir es aufnahmen, schaute er stumm und unbeweglich in die Wirbel hinein, mit einem heißen, hilflosen Glimmen in den Augenwinkeln, und mit unruhigen spielenden Fingern auf den Armlehnen des Sessels. Die Frau Mutter und Herr Johannes standen ernst neben ihm. Als er aber nach dem Verklingen des Liedes die Ansprache beginnen wollte, war er nicht dazu imstande. Lange kämpfte er um Worte. Dann brach er mit einer Stimme, die wild vor Erlösungssehnsucht und müde vor Erdennot klang, in die Worte aus: „Auf Wiedersehn, Marie! Auf Wiedersehn!" Der Ruf flog weit über die Wellen hin und schien draußen auf der lichten Wasserhöhe zu verhallen. Wir sangen noch zum Posaunenchor: „Tod, mein Hüttlein kannst du brechen, das ein Werk von Leinen ist. Aber du hast nichts zu rächen. Meine Sünden sind gebüßt."

Endlich war er wieder so ergeben in den Willen Gottes, daß er sich stumm und bleich hinaufstragen ließ. Auf dem schmalen Weg hörten wir ihn noch einmal vor Schmerz aufschreien. Im Wagen saß er dann still und sprach freundlich mit Herrn Johannes, der ihn treu begleitete. Zwei Tage lang wurde ich nicht zu ihm gerufen, weil er zu Bett lag. Am dritten saß ich wieder wie immer am Schreibtisch und diktierte er mir seine Erinnerungen weiter.

Die Wahl

Eines Vormittags, als ich beim Herrn Vater saß und schrieb, hörte ich draußen vor dem Haus einen Wagen vorfahren. Das war ein unerhörtes Ereignis; außer der alten Droschke hielt hier niemals ein Gefährt, aber die Droschke konnte es nicht sein, wie ich genau wußte. Mir taten beinahe die Füße weh vor Neugier, doch der Herr Vater schien überhaupt nichts gehört zu haben,

ſondern diktierte ruhig weiter. Jetzt hörte ich jemand die Treppe heraufkommen. Dann näherten ſich Schritte der Tür, die ich umſonſt auf Mann oder Frau zu taxieren ſuchte. Es klopfte. „Herein!“ rief der Herr Vater. Wie unſchlüſſig öffnete ſich die Tür, und eine ziemlich große, dunkelblickende Frau erſchien im Rahmen.

Eine Stille trat ein.

„Wer iſt da?“ fragte der Herr Vater.

„Meine Mutter —!“ ſagte ich leiſe.

Wieder war es einen Augenblick ſtill.

„So begrüße auch deine Mutter!“ ermahnte er mich dann freundlich und in ermutigendem Ton. „Laß ſie nicht ſo lange ſtehen! Was iſt das für ein Benehmen!“ ſetzte er halb lachend hinzu. „Hat man ſchon ſo was erlebt, daß einer ruhig ſitzenbleibt, wenn ſeine Mutter unverhofft kommt.“

Ich war nun nicht ruhig ſitzengeblieben, aber ich hatte zuviel im Kopf, als daß ich ſofort damit zu Schlag kam. Verlegen über die Ermahnung und im neu aufglühenden Gefühl der ſcheuen Liebe, die ich nun einmal für dieſe Frau empfand, näherte ich mich ihr. Sie lachte ebenfalls ein bißchen, aber zugleich war ſie überraſcht, mich hier vorzufinden, und es brachte ſie ſichtlich aus dem Konzept.

„Du haſt wohl hier Stunde?“ fragte ſie zögernd, während ſie einen unruhigen Blick durch das Zimmer ſchickte, als fürchtete ſie zu ſtören und wollte ſpäter wiederkommen. Ich ſchüttelte eifrig den Kopf.

„Ich habe keine Stunde, ich ſchreibe nur Diktat“, erklärte ich ihr, verehrungsvoll an ihr hinaufſehend. Mit einer gewiſſen Eilfertigkeit bemächtigte ich mich ihrer Hand und begann ſie ſogleich beſinnungslos zum Herrn Vater vorzuziehen. Sie hatte irgendeinen Duft von Weihrauch an ſich, der mir ferne Zeiten wiedererweckte, denn in Wyhlen hatten alle ſo gerochen. Flüchtig erblickte ich mich als das, was ich *einſt* geweſen war, und das

machte mich geradezu schüchtern, wenn auch etwas Frohes dabei war.

Sie sah mich lächelnd an, weil ich gleich so an ihr zu ziehen anfing, und ein Schein von Zärtlichkeit ging ihr durch die Augen; vielleicht erinnerte auch sie sich.

„Du bist gewachsen", lobte sie. „Das letztemal hast du nicht so gut ausgesehen."

„Ich bin auch drei Jahre älter", versetzte ich, ebenfalls lächelnd. Und vor lauter Verlegenheit setzte ich hinzu: „Du siehst auch gut aus."

Aber diese Bemerkung begann der Herr Vater zu lachen, und auch um ihre Lippen zuckte es wieder ein bißchen, aber im Hinblick auf ihn wurde sie jetzt ernst, und höflich, wenn auch mit geheimer Erregung, näherte sie sich ihm vollends, um ihn zu begrüßen. Neben alldem sah sie mir unternehmend, ja triebhaft und willenstark aus, wie jemand, der genau weiß, was er beabsichtigt, und ich bekam einen großen Respekt vor ihr. Je weniger ich selber zu bedeuten hatte, weltlich gesprochen, desto mehr traute ich ihr zu; ich besaß ja keine Maßstäbe mehr. Sie hatte rote Wangen, denn immerhin befand sie sich auf dem Schauplatz einer erlittenen Niederlage, glänzende Augen vor Kampfbegierde, und vor lauter Gespanntheit hielt sie mich dicht bei sich, als könnte mir etwas geschehen oder als wollte man uns trennen. Da ich das Fuhrwerk drunten nun mit ihr in Zusammenhang bringen mußte, so begriff ich, daß sie hier war, um einen ausschlaggebenden Trumpf gegen uns Evangelische auszuspielen. Plötzlich fühlte ich mich bis tief hinein von einer für sie auf neue Enttäuschungen gefaßten schlichten Sachlichkeit erfüllt, so daß ich ihr voll herzlicher Sorgfalt einen Stuhl neben dem Herrn Vater zurechtrückte. Sie hatte ja noch immer keine Vorstellung von der Macht des protestantischen Geistes; aber ich kannte sie und bildete bereits selber ein Partikelchen davon. Deswegen wußte ich auch schon ungefähr, was nun kommen würde.

„Es iſt lange her, daß wir uns geſehen haben", ſagte der Herr Vater indeſſen zu ihr. „Hoffentlich iſt es Ihnen ſeither gut gegangen."

Sie ſetzte ſich auf den Stuhl. Unruhig, mit fühlbarem Mißtrauen gingen ihre Blicke noch einmal durch den Raum.

„O ja", ſagte ſie. „Danke. Man muß zufrieden ſein." Und ſcheinbar ohne Zuſammenhang ſetzte ſie hinzu: „Ich habe inzwiſchen meinen verwitweten Vetter geheiratet —!"

Ich ſah ſie an, um vielleicht aus ihrem Ausdruck zu ſchließen, was das bedeutete. Ich hatte nicht das Gefühl, daß es irgendein Glück für ſie ſei, und eine Verwunderung ging mir durch den Kopf. Warum hatte ſie es dann getan? Sie ſtreifte mein Geſicht mit einem raſchen Blick und wandte ihre Aufmerkſamkeit dann wieder ungewiß und voll treibender Abſichten, die noch keine Worte fanden, dem kampfgeübten Gegner zu. Meine Hand hatte ſie in der ihren behalten. Die ihre fühlte ſich heiß an, und manchmal zuckte ſie leiſe. Sie trug graue Netzhandſchuhe, die mir ſehr fein vorkamen. Überhaupt war ſie, wie mir ſchien, nobel angezogen, hatte ein Kleid an, das vor Neuheit duftete und vor Blauheit leuchtete, und auf ihrem Hut ſchwankte und wippte eine ſchwarze Feder, die, nach Bildern aus meinen Büchern zu ſchließen, von einem Strauß ſein mußte. Ich glaube nicht, daß ſonſt noch einer hier eine Mutter beſaß, die ſo hochgekommen war und auftreten konnte. Durch einen Finger ihres loſe gewebten Handſchuhs ſah ich einen goldenen Ring ſchimmern. Der Schirm in ihrer Hand hatte eine glänzende, volle, ſchwarze Quaſte und einen fremdartigen kleinen Griff aus grauem Horn. Anſchauend ſah und erwog ich wieder die gütig unſeßhaften Vertiefungen an den Schläfen, den leidenſchaftlichen und doch hingebenden Mund mit der unbefriedigten Zeichnung der Lippen, die Freundlichkeit und den immer ratloſen Ernſt ihrer Kinn- und Backenknochengegend und die kühn vorſpringende Naſe.

Sie war mir wie ein Wunder. Ich hatte immer vermutet, daß

draußen ganz andere Menschen lebten als hier, aber sie war in ihrer Art sicher einer der schönsten und einflußreichsten. Das alles dachte ich ganz ohne eigensüchtige Anwendungen auf mich vollkommen selbstlos und wunschlos. Nebenher hörte ich aus der Unterhaltung, welche die beiden Erwachsenen miteinander führten, daß sie auf einem ziemlich großen Hof lebte. Sie nannte die Anzahl der Jucharte, die dazu gehörte, und der Herr Vater fand es viel. Kühe waren es sieben, ohne das Jungvieh. Meine beiden Vettern, die Söhne des Vetters, den sie geheiratet hatte, und eine Magd arbeiteten auf dem Hof, und ich vernahm, daß die jungen Männer ihre Stiefsöhne seien. Das kam mir seltsam vor, und ich konnte mich nicht darein finden, daß ich nun auf einmal Brüder haben sollte. Drei Pferde gehörten auch zum Anwesen. Das Gespräch schien wider Erwarten einen guten Verlauf zu nehmen, als meine Mutter sich auf einmal einen Ruck gab und mit gewisser Hast sagte:

„Ja, und wir sind da, um den Johannes wieder nach Wyhlen zu nehmen. — Es gibt ja jetzt keinen Grund, ihn noch länger hierzulassen. Er kann es bei uns gut haben. Ich kann ihm wieder ein Heim bieten."

Vor Erregung ließ sie meine Hand los und nahm das Taschentuch aus ihrer Handtasche, um sich zu schnauben. Der Herr Vater horchte überrascht auf und ließ erst eine Pause verstreichen, bevor er antwortete.

„Um eine solche Sache zu besprechen", meinte er dann langsam, „brauchen wir doch auch Ihren Mann. Sie sind ja nun nicht mehr selbständig in Ihren Entschlüssen."

Auch ich hatte überrascht aufgehorcht, als ich vernahm, was mit mir geschehen sollte, aber ich hatte nicht das Gefühl, als wäre ich selber das, über den man nun zu verhandeln begann. Einen viel größeren Eindruck machte es mir, daß meine Mutter nicht mehr selbständig sein sollte. Das konnte ich wieder nicht begreifen, und ich sah sie fragend daraufhin an. Ich zweifelte nicht, daß sie

alles konnte, was sie wollte, denn der Vetter hatte ihr sicher die Macht dazu gegeben.

„Die die Sache angeht, die sind alle da", versetzte sie, ohne meinen Blick zu erwidern. „Und mein Mann muß beim Pferd bleiben; es steht nicht ruhig."

„Dann wollen wir Ihren Sohn hinunterschicken", schlug er vor. „Er wird das Tier schon halten können, und dafür lerne ich Ihren Mann kennen." Darauf antwortete sie nicht, und nach einem kurzen Schweigen fuhr er fort: „Es ist ja da noch vieles andere zu bedenken. Vergessen Sie nicht, daß auch ein Vormund mitzureden hat."

„Der Vormund hat sich sonst nicht um ihn bekümmert", versetzte sie ein wenig gereizt. „Wenn die Verwandten seines Vaters dachten, er sei in Wyhlen nicht gut aufgehoben, warum nahmen sie ihn dann nicht zu sich? Ich wollte uns in Amerika eine neue Existenz machen, inzwischen hat man hier über meinen Kopf hinweg gehandelt."

„Man hat an dem Kind aber nicht schlecht gehandelt", gab er zu bedenken. „Und er ist nun einmal mit Einwilligung seines Vormundes hier." Sie antwortete wieder nicht. „Ferner ist Ihr zweiter Mann katholisch, wie ich annehme." Sie nickte kurz. „Aber Johann ist ein protestantisches Kind."

„Es gibt keine protestantischen und katholischen Kinder; dazu macht man sie erst nachher. Er ist einfach mein Kind, und ich bin seine Mutter." Tränen zitterten in ihrer Stimme. „Wir sind übereingekommen, ihn jetzt zu uns zu nehmen, und ihn lernen zu lassen, wozu er den Kopf hat. Auch studieren kann er, wenn er will."

Mich begann das alles nun doch heimlich aufzuregen. Auch die Tränen meiner Mutter gingen mir nah. Ich ergrimmte in meinem Innern und wußte nicht über wen. Große, unvereinbare Widersprüche klafften zwischen diesen beiden Menschen, und ich fühlte meine Machtlosigkeit wie noch nie. Eingeschüchtert zog ich

mich nach dem Fenster hin zurück, bekümmert darüber, daß nun der scharfe Streit doch wieder aufbrennen werde, und bereits ängstlich ihm entgegensehend.

„Ich bin bereit, über dies alles mit Ihnen und Ihrem Mann zu verhandeln", erklärte der Herr Vater immer noch ruhig, wenn auch nun in bestimmterem Ton. „Aber dazu muß ich ihn selber vor mir haben und reden hören. Das werden Sie begreifen. — Johann, geh hinunter, sage dem Mann, er möchte heraufkommen, und bleibe in der Zeit beim Pferd."

Meine Mutter widersprach nicht länger, und nach einem letzten fürchtenden Blick auf die beiden gehorchte ich. Beim Wegstolpern verwickelte ich mich in einen Teppich und stürzte beinahe hin. Als ob einer hinter mir her wäre, hastete ich die Treppen hinunter und kam ganz atemlos und aufgeregt drunten vor dem Haus bei dem Fuhrwerk an.

„Sie möchten, bitte, zum Herrn Vater hinaufkommen", sagte ich, ohne mich als Stiefsohn zu erkennen zu geben; ich dachte gar nicht daran. „Ich soll solange beim Pferd bleiben."

Der Mann sah mich verwundert an. Einen Moment schien ihm eine Ahnung durch den Kopf zu gehen, wen er vor sich habe. Aber auch er fand nicht die richtigen Worte, und mit einer gewissen Verlegenheit erwiderte er: „Dann ist gut. Hier, halt ihn ziemlich kurz. Wenn er mucken will, nimmst du ihn noch kürzer. Aber laß dich nicht treten. — Wo ist denn das?" fragte er unter dem Portal zurück.

Ich wies ihn zurecht, und er tappte bedächtig ins Haus hinein. Ganz seltsam kam ich mir vor mit dem Pferd meines Stiefvaters am Zügel, halb bänglich und ungewohnt — ich kannte ja nichts als Bürsten, Schuhe und Bücher —, halb neugierig und auch ein wenig wichtig. Ich war ganz darauf gefaßt, wenn jemand käme und fragte, ihm zu antworten: „Das Fuhrwerk gehört meiner Mutter!" Es kam aber niemand. Bloß die Schwalben spielten über den Hof. Die Hauskatze hüpfte, nach Schmetterlingen jagend,

in den kleinen Anlagen vor dem Haus herum. Der Küster der katholischen Kirche spaltete Buchenholz vor seiner Wohnung links neben dem Tor; die Schläge seiner Axt hallten taktmäßig zu mir herüber. Einer der Brüder übte auf der Orgel im Andachtsaal. Sonst war es ganz still. Eine ordnungsmäßige Einsamkeit breitete sich hier aus. Jeder war an seinem Posten und bei seiner Aufgabe. Und droben stritten sie jetzt vielleicht um mich und meine Zukunft. Fragend betrachtete ich das Pferd, als ob mir sein Aussehen Auskunft geben könnte. Es war kein Fuchs, wie ich erwartet hatte, sondern ein brauner Wallach. Den Wagen hatte ich mir neu und grasgrün vorgestellt; er war schwarz und ziemlich alt. Auch der Mann meiner Mutter hatte mich überrascht oder enttäuscht; er war nicht groß und sozusagen machtvollkommen, sondern mittelgroß, ein Fünfziger, der schon etwas gebückt ging, ein Mann von unschlüssigen, schiebenden Bewegungen, in einem braunen Halbleinenanzug und mit einem alten schwarzen Hut auf dem grauen Kopf. Ich suchte zu denken und brachte doch nichts zusammen. Wolken waren über mir aufgezogen, in denen es grau und dunkel wurde, und zwischen ihnen leuchteten Sonnenstrahlen hervor, die Wasser zu ziehen schienen, und alles zusammen machte mir einen ziemlich gewitterhaften Eindruck, aber ich war noch gar nicht gefragt, was ich dabei tun wolle.

Von Anfang hatte ich angestrengt auf das Pferd achtgegeben, und da es so still stand, gewann ich die Auffassung, daß es mich anerkannte und mein Auftreten ihm gegenüber gut hieß. Darüber begann ich es langsam zu vergessen und anderen Dingen nachzudenken. Wenn es schnaubte oder den Kopf warf oder den Boden mit den Füßen stampfte, sagte ich: „Hüüü!“ und war sehr befriedigt von dem männlichen und sachgemäßen Ton, den ich hineinlegte. Nachher bereitete mir auch das keine Genugtuung mehr, zumal niemand um den Weg war, der es bewundern konnte. So merkte ich gar nicht, daß das Tier sich mit einem Entschluß zu beschäftigen begann. Ich sah wohl zerstreut, daß es mit

den hübſchen braunen Augen ſpielte und die Ohren ſpitzte, aber inzwiſchen ſtreckte ich die meinen, um vielleicht von dem Geſpräch droben etwas aufzufangen. Plötzlich ſchien mir, als ob das Pferd ſich mit mir in Bewegung ſetzte und nach dem Tor hin zu marſchieren begänne. Schnell rief ich wieder mit dem ganzen Aufgebot meiner Männlichkeit: „Hüüü!“ und „Höööh!“, aber das Tier ſchnaubte und warf in einer ſo beſtimmten und hochfahrenden Weiſe den Kopf, daß ich ganz verlegen wurde und nicht wußte, wie ich weiter mit ihm verkehren ſollte. Es geſtattete durchaus nicht, daß ich es, dem Rat meines Stiefvaters folgend, kurz am Zügel faßte. Zudem ſollte ich ja nach ſeiner Anweiſung darauf achten, daß ich nicht getreten wurde. Schließlich blieb mir nichts übrig, als mich in die langen Zügel zu hängen, und mich ſo ſchwer zu machen, als ich konnte. Zu meinem Glück machte ich mich Hüſt ſchwerer als Hott, ſo daß das Pferd vor dem Tor unerwartet beidrehte und ſich die Fahrſtraße entlang durch den Hof vor den Kaſtanien vorbei in Trab ſetzte, als wollte es ſeinen Weg ebenſo gern zum unteren Tor hinaus mit mir nehmen.

Aber ich war nicht ganz ſo dumm, ſondern begriff, warum es vor dem Tor beigedreht hatte. Vor dem Mühlenbach hing ich mich eifrig in den linken Zügel, und richtig bog der Wallach wieder Hüſt ab. Nun tat ich, was ich konnte, um ihn vor dem Portal zum Stehen zu bringen, aber dazu erkannte er mir die Macht nicht zu. Im Gegenteil, vor dem Schloß nahm er einen neuen Schwung; offenbar hatte er diesmal feſt die dunkle Toröffnung ins Auge gefaßt, durch die er die freie Welt draußen hereinwinken ſah. Ich mußte jetzt ſchon hurtig nebenherlaufen. Einmal trat ich auf die nachſchleifenden Riemen und wäre faſt unter die Räder gekommen. Aber ich wehrte mich, wickelte laufend das Zeug auf und zog wieder Hüſt aus aller Kraft ſchon lange vor dem Tor. Bei der Weide ſchwenkte der Braune ſchnaubend und nun ſchon ſehr gereizt zwar herum, ſchlug aber die Straße hinunter jetzt einen kurzen Galopp an, und ich galoppierte wachſam und ſorgen-

voll mit. Vor dem Mühlenbach riß ich ihn, da mir ſonſt nichts einfiel, von neuem nach links, und wir preſchten und ſchnaubten miteinander vor den beiden Atlaſſen am Portal vorbei, daß der Kies flog und ich meinen Schuh verlor.

Allmählich wurde mir angſt. Die Knie begannen mir zu zittern. Der Schweiß brach mir aus. Meine Exiſtenz fing an, mir unwahrſcheinlich vorzukommen, und die Welt beſaß ich ſchon nur noch als vagen Begriff, der in beunruhigender Weiſe Miene machte, auch ohne mich fertig zu werden. Ich wünſchte, daß jetzt der Vetter käme und ſeinen dämoniſchen Klepper wieder ſelber an die Hand kriegte. Noch eine ſolche Runde und ich ließ ihn in Gottes Namen laufen, wohin er wollte, um wieder Anſchluß an mein junges Leben zu gewinnen mit allen Propheten und Apoſteln darin, und dem großen Einmaleins meiner grünen Zukunft, das gerade jetzt ſo ſpannend in die Knoſpen ging. Das Herz ſagte mir in raſchen, harten Stößen. Beim Tor wollte es die Beſtie zwingen, aber ich war immer noch zäher, als ich ſelber dachte, und ließ mich auf der einen Schuhſohle ſo lange über die Steine ſchleifen, bis ſie es noch einmal aufgab. Dafür nahm ſie nun allerdings helle Karriere nach der Mühle zu. Ich hopſte in langen Sätzen wie ein Kobold ſchon halb träumeriſch vor Schreck nebenher, aber eigentlich bloß mit dem Leibe; die Seele war ſchon halb von mir. Wie aus dem Jenſeits und ohne alle Hoffnung ſah ich den weißen Müller fuchtelnd hinter dem Bach auftauchen, während das verwünſchte Karuſſell wieder nach links herumſchwenkte, als drehte es ſich ſchon ſeit Ewigkeit ſo, und ſollte ſich ewig ſo weiterdrehen. Aber nun kam mir vom Schloß her wie ein Engel der Vetter ſelber zu Hilfe. Schon warf er ſich dem tückiſchen Geſchöpf in die Zügel, und im nächſten oder übernächſten Augenblick ſtand die Jagd. Ich war erlöſt.

„Haſt dir denn weh getan, Johannesli?“ fragte er beſorgt. Ich konnte nichts antworten. Atemlos und allen Gliedern zitternd, ſchüttelte ich den Kopf, während die Tränen mir in die Kehle

ſtiegen und ein verwunderter Zorn über das Rabenaas mir undeutlich durch den Kopf ſchoß. „Nun, dann iſt's gut. Sollſt wieder hinaufkommen", ſagte er dann noch in ſeiner achtſam ſchleppenden Weiſe. Ich holte meinen Schuh ein und ging ins Haus, ohne noch einen Blick nach ihm und dem Pferd zurückzuwerfen.

Droben empfing mich die Mutter mit großen Sorgen. Ich mußte erzählen, was geſchehen war, und würgte von Worten hervor, ſoviel mir zu Gebot ſtanden, mußte mich ſetzen, und der Herr Vater hieß mich ein Glas Waſſer trinken, von dem immer in einer weißen Karaffe daſtand. Davon wurde ich wirklich ruhiger, und nachher nahm der Herr Vater von dem langen, inzwiſchen ſtattgehabten Geſpräch eine kurze Wiederholung vor. Er wies noch einmal auf die Bedenklichkeit hin, meinem Bildungsgang jetzt noch eine andere Wendung zu geben, auf die großen Koſten, die mit einem Privatunterricht als Vorbereitung aufs Gymnaſium verbunden wären, abgeſehen von den Gymnaſial- und Univerſitätsjahren. Ihr Mann möge wohl willig ſein, aber es ſei doch mehr als fraglich, ob die beiden Söhne aus erſter Ehe auf die Dauer mitmachen würden, beſonders wenn ſie heirateten, und vollends, wenn mein zweiter Vater vorzeitig ſtürbe und alles in Erbteilung ginge. Dagegen hörte ich nun, was ſonſt für mich ins Auge gefaßt war als eine Möglichkeit, die auf dem allgemeinen Weg läge. Ich konnte nach meinem Austritt hier ein Lehrerſeminar bei Bern beziehen, und mit neunzehn Jahren trat ich nach einem ununterbrochenen gleichmäßigen Bildungsgang in den Schuldienſt, ohne noch länger an jemandes Opferwilligkeit Anſprüche machen zu müſſen.

„Überlegen Sie ſich das alles doch ſehr, Frau Kanderer", ſchloß er ſeine Rede. Und freundlich ſprach er ihr noch zu: „Gewiß meinen auch Sie es gut mit ihm und haben ſein Beſtes im Auge, aber vielleicht habe ich doch den größeren Überblick über das Gebiet, das in Frage kommt. Viele Schickſale ſind hier ſchon durchgegangen. Mit nichts haben wir in langer Erfahrung ſo rechnen

gelernt wie mit dem Wandel des Glücks und mit der Unbeständigkeit des menschlichen Herzens. Unser Johann ist keine heldenhafte Natur, die sich trotzig behaupten kann; er ist eine träumerische und empfindsame Seele, die leicht Schaden nimmt. Wir dürfen nichts unternehmen, was wir nicht sicher in der Hand haben. Die Laufbahn durchs Seminar ist nach menschlichem Ermessen so gut wie sicher und fällt mit seinen Wünschen zusammen. Alles andere wäre nach meinem Gefühl Gott versucht."

Er schwieg, und auch meine Mutter blieb noch eine Weile stumm. Dann wandte sie von neuem ihre abgründigen Augen mir zu mit einem enttäuschten und suchenden Ausdruck.

„Wir draußen", begann sie noch einmal, stockend nach Worten suchend, „haben Pläne, und es geht uns allen bald so und bald so. — Die Welt ist keine Bewahranstalt. — Und du, Johannesli, was sagst denn du dazu?" sprach sie dann mit einem traurigen Lächeln mich an. „Sie sagen hier, wir könnten dir nicht gerecht werden. Ist das auch deine Meinung? — Nun, du brauchst dich jetzt nicht zu entscheiden", bemerkte sie schnell und wie fürchtend, als ich nichts zu erwidern vermochte. Noch einen Moment betrachtete sie mich in zunehmender Beunruhigung, während ihre Augen zu schwarzen Löchern wurden. „Wir haben hier ausgemacht, daß du Zeit zum Überlegen haben sollst. Wir haben unsere Meinung gesagt und können nicht davon abgehen, aber es soll dir auch kein Zwang angetan werden. Deinetwegen habe ich den Vetter Franz geheiratet, damit du wieder eine Heimat bekommst. Drunten steht der Wagen. Zum zweitenmal fährt er nicht vor, außer wenn du schreibst, daß man dich holen kommen soll. — Auch ich meine, daß diese Sache sich jetzt entscheiden muß", schloß sie grübelnd. „Nachher wieder anders wollen, das ginge dann wirklich nicht."

Wie mutlos verstummte sie. Ich sah und fühlte ihr an: sie glaubte schon nicht mehr an ihren Sieg, aber sie wollte aus Großmut oder aus Selbstachtung den Schein erwecken, als täte sie es.

Es wurde jetzt auf einen Moment ganz still. Die Uhr sagte elf an. Der Dompfaff pfiff leise: „Wer nur den lieben Gott läßt.“ Auch die Schläge des Holzhackers hörte man jetzt hier. Mir schmerzte der Kopf vor Ratlosigkeit. Was sollte ich nur auch tun oder sagen, um sie wieder aufzuheitern? Mir waren ja all diese Fragen ganz schemenhaft; wie Gespenster, mit denen ich nicht reden konnte, zogen sie an meinem Horizont hin. Zwar war es immer mein Traum gewesen, Lehrer werden zu dürfen; die Aussicht darauf schien mir der Gipfel des Wünsch- und Erreichbaren. Aber ich war auch bereit, Doktor oder gar Professor zu werden, jedes Opfer wollte ich bringen, um ihr Freude zu machen. Ich hatte wieder meinen Sitz beim Fenster eingenommen. Vor Herzbewegung stand ich rasch auf, um zu ihr zu treten. Vielleicht wollte ich etwas sagen, vielleicht auch bloß still ihre Hand nehmen. Aber ich hatte nicht das offenstehende Fenster beachtet, obwohl dessen einer Flügel dicht vor meinen Augen hing. Daher rannte ich mir im Aufstehen so heftig den Schädel an dem vorstehenden Griff auf, daß das ganze Fenster klirrte und ich mich vor Schmerz und Überraschung wieder setzen mußte. Ich hatte damals eine Zeit, in der mir fortwährend etwas passierte. Entweder ich verlor mein Taschentuch und mußte es aus meinem Käßchen ersetzen, oder ich schnitt mich mit dem Messer in die Beine; ich trat mir allein von allen Jungen den einzigen Glasscherben, der in der ganzen Gegend aufzufinden war, beim Baden in den Fuß, oder ich suchte halbe Tage lang ein Buch, das ich verlegt hatte. Der Herr Vater fragte ein bißchen erschreckt, was geschehen sei.

„Er hat sich den Kopf angeschlagen“, sagte meine Mutter an meiner Stelle. Sie sah fragend nach mir hin, rührte sich aber nicht weiter.

„O Johannesli“, rief er lachend, „du Apokalyptiker, du wirst dich mit deinem Schusselwesen noch um Glück und Seligkeit bringen!“ Und zu ihr sagte er: „Es ist ein Wunder, daß er überhaupt noch lebt. Neulich fiel er zehn Meter von einem baufälligen

Turm in den Burggraben hinunter. Aber er ſcheint ſeinen beſonderen Engel zu haben; es iſt ihm weiter nichts paſſiert. — Weißt du, warum ich dich Apokalyptiker nenne?" fragte er mich noch.

„Weil ich jetzt die Engel im Himmel ſingen höre", erriet ich kläglich und furchtbar beſchämt, während ich mir den Schädel rieb. Die Augen gingen mir über, und ich hätte mich in den Boden verkriechen mögen unter dem Blick meiner Mutter, der nicht zufrieden ausſah.

„Du kannſt jetzt mit deiner Mutter zuſammenbleiben, bis es läutet", erlaubte er mir dann. „Sie werden doch mit uns eſſen, Frau Kanderer?" fragte er ſie. „Klingle einmal, Johann", gebot er. Auf das Klingelzeichen kam immer die Frau Mutter oder Fräulein Felizitas herein.

Aber meine Mutter ſtand jetzt raſch auf.

„Wir fahren gleich wieder heim", bemerkte ſie mit befremdetem und vereinſamtem Ausdruck. Auch ſehr unruhig ſah ſie wieder aus. „Es iſt jetzt viel zu tun. — Und ich danke für alles."

Er bedauerte das, ſchickte ſich aber darein, und wünſchte ihr alles Gute. Sie hörte ihm mit grübelnder Stirn und wie leiſe gereizt zu, ſtand noch eine Weile unſchlüſſig und wandte ſich endlich zur Tür, es mir überlaſſend, wann und wie ich ihr folgen würde. Ich ging ihr raſch voraus, um ihr aufzumachen, dachte zwar auch jetzt nicht an den Teppich, aber es ging diesmal gut, dafür vergaß ich mich vom Herrn Vater zu beurlauben. Ich war ſehr betroffen und verwirrt, da mir all das bereits bergehoch über den Kopf zu wachſen begann. Aber meine Kleinheit war anderſeits auch wieder meine Zuflucht. Während ich neben der Mutter, die mir in ihrem arbeitenden und zuckenden Schweigen wie eine Rieſin vorkam, die Treppe hinunterſtieg, erklärte ich ihr in beſcheidenem Ton die anliegenden Räume. Sehr gern hätte ich ſie zu meinem Platz im Lehrſaal geführt; auch mein Bett droben hätte ich ihr gern gezeigt. Dann waren da meine Dichtungen und Kompoſitionen und meine Zeichnungen, die ſie eigentlich auch

kennen mußte, wenn sie einen Begriff von mir haben sollte. Aber das alles wagte ich jetzt angesichts des Erwachsenenwiderstreites nicht zur Sprache zu bringen. Vor dem Portal erwartete uns der Vetter. Er schien mir noch bedrückter als vorher, behandelte mich jetzt wie einen kleinen Herrn, und war nach meiner Auffassung viel zu achtungsvoll und zu höflich zu mir. Ich dachte, daß ihn dieser Platz genierte, von dem ein so großer und frommer Ruf ausging. Das passierte übrigens den meisten; wir kannten das schon.

„Hast du denn keinen Koffer oder so was?“ fragte er suchend. Er schien den Sinn der droben getroffenen Verabredung gar nicht erfaßt zu haben, und ich sah ihn verwundert an. „Und wo hast du deinen Hut?“

„Du hast wohl wenig zugehört?“ meinte meine Mutter anstatt der Antwort. „Wie kann er mit einem Koffer anrücken, wenn er sich erst alles überlegen soll?“

„Nun, ich dachte, du hättest es vielleicht noch durchgesetzt“, suchte er sich zu erklären, indem er am Riemenwerk des Pferdes nestelte. „Man ist ja gestört worden.“

Wie unschlüssig schwieg er.

„Eine große Unterstützung habe ich an dir gehabt droben“, versetzte sie geplagt. „Fahre jetzt zum Wirtshaus voraus. Du weißt ja, droben an der Straße über dem Bahnhof. Wir kommen nach.“

Er nickte schweigend, bestieg umsichtig den Bock, nahm das Leitseil in die Hand, alles wie ein ernster, gerechter Mann, der sich in ungerechte Behandlung schickt. Dann schnalzte er leise mit der Zunge; der Wallach zog an, froh, daß er sich bewegen konnte, und trabte weit ausholend nach dem Tor hinauf. Meine Mutter sprach nun ruhig und überlegt mit mir von meinen Sachen, fragte nach meinen Kameraden, wie das Essen jetzt sei, ließ sich nun unbefriedigt über mein Aussehen aus, verlangte zu wissen, ob wir immer noch so geschlagen würden, und entnahm währenddessen

ihrem Geldbeutelchen ein Fünfmarkſtück, das ſie mir gab. Ich dankte ſchüchtern und behielt es aus Verehrung für ſie in der Hand. Nebenher richtete ſie mir die Grüße der Großeltern aus und berichtete einige Veränderungen, die ſich zu Haus vollzogen hatten. Aus Verlegenheit fragte ich nach dem Müllermädchen, obwohl es mir ganz gleichgültig geworden war, und ſie ſagte, daß die Familie nach vielen Streitigkeiten nach Amerika ausgewandert ſei. Da ſchien mir das Kind doch wieder ſo etwas wie eine Glorioſe zu bekommen, und ich überlegte, ob das meinen Ausſichten auf das Seminar wohl ungefähr die Waage halten werde. Ich hätte ihr nun gerne von Marie und dem Unglück erzählt, aber auch dafür fand ich keine Worte, und ſtatt deſſen berichtete ich von ein paar belangloſen Veränderungen, die ſich hier ereignet hatten, vom Poſaunenchor, von der Verlobung des Herrn Bunziker, und daß der blinde Eſel ſeit einiger Zeit krank ſei. Dann, um doch vielleicht noch einmal unter uns beiden auf ihre Dinge zurückzukommen, fragte ich nach dem Hof, auf dem ſie jetzt Gebieterin war; ich hatte auch das Bedürfnis, ſie damit zu ehren.

„Ach, laß den Hof!“ ſagte ſie aber mit einer ungeduldigen Gebärde. „Denkſt du, ich werde bis ans Ende meines Lebens auf dem Miſthaufen ſitzenbleiben, wenn du doch nicht hinkommſt?“ Verwundert dachte ich, daß ja noch gar nichts beſchloſſen ſei, aber ich wagte nichts zu ſagen. Sie begann jetzt zu fragen, ob wir auch warmes Zeug für den Winter hätten. Als ſie hörte, daß ich gar nichts von Unterhoſen und dergleichen wußte, äußerte ſie ſich mit zurückhaltender Mißbilligung. Ich wollte die Ehre der Anſtalt retten, indem ich ſagte, wir hätten aber im Winter dickere Kleider. „Habt ihr denn wenigſtens Mäntel?“ fragte ſie. Auch das mußte ich verneinen; wir kamen mir jetzt ſehr armſelig vor, und ich ſchämte mich vor ihr für uns alle. Sie ging ſchweigend darüber hinweg, fragte mich, ob ich eine warme Mütze hätte, und ſtellte ſie mir in Ausſicht, verſprach mir Handſchuhe und Schlittſchuhe,

einen Schlitten, als sie hörte, daß ich noch keinen besaß, und plötzlich fielen ihr zwei Tafeln Schokolade ein, die sie für die Heimfahrt eingesteckt hatte. Auch die Schokolade behielt ich in der Hand. In der einen Hand die violetten Tafeln, in der anderen das Fünfmarkstück, so kam ich mit ihr beim Wirtshaus an, wo der Vetter auf uns wartete. Der Wallach stand auf der Straße angebunden und hatte eine Krippe voll Hafer und Häcksel vor sich, worin er mit der weichen Schnauze wählerisch und eigensinnig wühlte. Der Vetter, der wohl ein wenig schwerfällig und nicht leicht auf ein anderes Gleis zu bringen war, begann wieder davon, daß ich nicht gleich mitkam. Ich hätte ihm können beim Öhmd helfen. Sie lachte jetzt ein bißchen, aber nicht ungut.

„Er wird nun wohl von seiner guten Schule weglaufen, um dir bei deinem Öhmd zu helfen", spottete sie. „Denke nicht", setzte sie mit einem eifrigen, aber mißglückten Anflug von Stolz hinzu, „daß du aus dem einen Bauern machst. Der hat anderes im Kopf."

Der Bauer streifte sie mit einem fragenden und auch leise spottenden Blick. Bauer zu sein, sei das Schlimmste wohl noch nicht, meinte er, ebenfalls ein bißchen lachend. Ein Mädchen kam mit rotem Wein, Käse und Brot und guckte mich verwundert an, da uns die Wirtschaft sonst streng verboten war; ich dachte nicht einmal daran. Wir begannen zu essen und zu trinken. Auch ich bekam ein Glas Wein. Mein Stiefvater stieß mit mir an auf Gesundheit, und daß er mich bald abholen dürfe; so etwas Junges möchte er gerne noch einmal in seinem Haus haben. Er sah mich dabei freundlich und wohlmeinend an. Offenbar gefiel ich ihm, und auch er gefiel mir; in irgendeinem Zug erinnerte er mich an meinen Vater. Auch mit der Mutter stieß ich an. Sie sah wieder heiterer aus, und der Vetter begann ein paar Streiche zu erzählen, die ich in Wyhlen verübt hatte oder verübt haben sollte. Ich merkte zu meiner Verwunderung, daß ich dort inzwischen zu einer Art von sagenhafter Person geworden war. Meine Mutter, die heimlich

wohl immer noch ein wenig aufgeregt war, trank rasch hintereinander zwei Gläser Wein und bekam rote Wangen. Sie begann nun von meinen Taten im Vaterhaus in Basel zu erzählen. Ich war wie im Traum, während ihre Augen zufrieden und wieder ein bißchen stolz zu spielen begannen. Sie berichtete, daß schon mein Vater mich zum Studium bestimmt gehabt habe, denn es sei früh zu merken gewesen, wo hinaus das mit mir wolle. Schon als kleiner Kerl sei ich schußlich gewesen wie ein Professor, und zerstreut und tiefsinnig wie ein Gelehrter. Antworten hätte ich gegeben, über die man sich biegen konnte vor Lachen. Und vor Fragen sei es mit mir nicht zum Aushalten gewesen. Dann fing sie aber an, ihrem Mann meinen Vater ein bißchen vorzuspiegeln, wie gut sie es dort gehabt habe, wie geehrt sie bei den Pfarrersleuten gewesen sei, und so weiter. Unter der anregenden Wirkung dieser Geschichten aus meiner ersten Jugend und wohl auch infolge des Weines vergaß ich meine Verschüchterung und fing ebenfalls ein bißchen an zu reden. Vor allem wollte ich noch mehr von meinem Vater hören, von dem ich für mein Bedürfnis immer zu wenig faßbare Tatsachen besaß.

„Dein Vater?" meinte meine Mutter, die jetzt in den Zug gekommen war. „Dein Vater war der gescheiteste und gelehrteste Mann, der mir in seinem Stand vorgekommen ist. Er hatte wenigstens zwanzig Bücher, und alle kannte er auswendig. Der Herr Pfarrer hatte manchmal lange Gespräche mit ihm, und nie blieb er die Antwort schuldig." Einen Moment stockte sie, und dann fuhr sie in einem unruhigeren Ton fort: „Englisch konnte er sprechen wie Wasser, wenn er nur wollte, obwohl er es nie gelernt hatte. Und im Traum sprach er überhaupt nur Französisch." Und plötzlich von einem Schatten überdeckt schloß sie: „Aber er war nicht gesund genug. Er hatte fünf Krankheiten. Als Kind hatte er die Gehirnentzündung; daher war er wahrscheinlich so tiefsinnig und still. Du bist manchmal auch so. Später bekam er den Rheumatis, das Gliederzucken, dann Typhus und Nervenfieber."

Sie verſtummte durch Erinnerungen oder Gedanken bedrängt, aber ich konnte wohl verſtehen, warum ſie das in ſo beſtimmtem und wichtigem Ton vorbrachte. Auch mir ſchienen das bedeutende Mitteilungen, die Bücher ſowohl wie das Engliſche und Franzöſiſche und die fünf Krankheiten. Zweifellos mußte er ein beſonderer Mann geweſen ſein, auf dem die Augen mancher Leute ruhten, wie zum Beiſpiel des reichen Herrn Pfarrers. Die Tatſachen ſpielten in der nächſten Zeit in meinen Prahlereien vor meinen Kameraden eine gewiſſe Rolle, und es fand ſich keiner, der ihren Wert entkräften konnte.

Auf einmal ſchien mir, daß der Vetter ſtill geworden ſei und daß eine leiſe Trauer ihm über das bedächtige und redliche Geſicht ging. Er fühlte wohl, daß er doch bloß ein Katholik war im Vergleich mit meinem Vater, und das ſtimmte ja auch, aber er tat mir doch leid, und ſofort fühlte ich das dringende Bedürfnis, ihm ein tröſtendes Wort zu ſagen oder ihm ſonſt zu zeigen, daß ich ihm gut ſei. Eben ſuchte er, da er fertig gegeſſen hatte, ſeine Pfeife. Sie lag hinter dem Brotlaib verſteckt; er konnte ſie nicht ſehen. Raſch beugte ich mich über den Tiſch, um ſie ihm zu reichen. Dabei hatte ich aber wieder etwas überſehen. Neben meinem Arm ſtand das friſch gefüllte Rotweinglas meiner Mutter, das ich ſo eifrig umwarf, daß es zerbrach und den größten Teil ſeines Inhalts natürlich über das Kleid meiner Mutter verſchüttete. Sie ſprang mit einem Schreckensruf auf und begann ſofort zu ſchütteln und zu klopfen, und vor Gram und heißer Beſchämung klopfte ich mit. Nachher lief ſie zum Brunnen hinaus, um die Flecken gleich zu ſpülen. Als ſie den Rock aufhob, um ihn von innen auszuringen, ſah ich kummervoll, daß ſie durch und durch naß ſein mußte. Indem ſchlug es in der Anſtalt drunten zwölf Uhr: gleich mußte es läuten. Sie ſah an meinem Blick, daß ich nun gehen mußte.

„Es ſchadet nichts", ſuchte ſie mich zu tröſten. „Das kann jedem paſſieren. — Und jetzt mußt du wohl gehen?" Sie ſah gleich wieder angefochten und unruhig aus. „Ja, dann müſſen wir ſcheiden."

Sie hatte den Rock wieder fallen laſſen und begleitete mich jetzt zum Bauern. „Sag' dem Vetter Adieu!“ ſagte ſie. Der kam eben vom Pferd auf mich zu.

„Nun, und was würdeſt du ſagen, wenn wir dich jetzt einfach nähmen und mit dir davon führen?“ fragte er lächelnd. „Ich habe zwar nicht zwanzig Bücher und fünf Krankheiten wie dein Vater, aber ſchlecht ſollteſt du es auch nicht haben bei uns.“

Ich ſah ihn ganz verdutzt an. Es war, als hätte er geſagt: „Ich nehm's auf mich und mache die ganze Welt anders.“ Aber in meinem Kopf hatte der Wein ſchon alles, wie man in dortigen Gegenden ſagt, unterobſi, das Unterſte zuoberſt, gebracht, und ich blinzelte ihn nur ſtumm und erwartungsvoll an, während mir das Herz zu klopfen begann. Doch die Mutter, die mit einem merkwürdig betrachtenden Ausdruck dabeiſtand, ſagte unzufrieden: „Rede dem Kind nichts ein. Ihm iſt's am wohlſten dort drunten. Er will gar nicht zu uns. Die Katholiſchen ſind ihm jetzt zu dumm.“ Verlegen und unglücklich wandte ich mich ihr wieder zu, aber ſie führte mich jetzt entſchloſſen und fühlbar verſtimmt aus dem Wirtsgarten. Mir war die Welt nicht mehr ganz deutlich; ich hatte mehr Wein getrunken, als ich vertragen konnte, und fand mich auch auf meinen Füßen nicht mehr feſt. „Lerne brav weiter“, ermahnte ſie mich in gleichgültigem Ton. „Erhalte dir deine Freunde. — Und bevor du aufs Seminar gehſt, beſuchſt du uns noch einmal.“ Wieder wollte ich ihr entgegenreden, es ſei noch gar nichts ſicher, aber von einer raſch aufkommenden Regung der Beſchämung fühlte ich mich wie auf den Mund geſchlagen. Sie erwartete auch keine Antwort. Draußen ſtrich ſie mir halb verloren und auch etwas geplagt — alles empfand ich wie im Traum — über den Kopf. „Du biſt ganz der Vater“, bemerkte ſie, bemüht, dem Wort einen unparteiiſchen und freundlichen Klang zu geben. „Auch ſo mit den geſchloſſenen Händen halb nach vorn ſtehſt du da wie er. — Dein Vater war ein nobler und vornehmer Mann.“ Ihre Stimme klang ſo ſeltſam, während ſie dieſe ſtarken Ausdrücke brauchte. Alles war

ſo wunderbar. Eben wollte ich aufblicken, um zu ſehen, ob ſie Tränen in den Augen hätte, da fing die Anſtaltsglocke an zu läuten, und mir fuhr eine heilige Furcht in die Glieder, mich zu verſpäten. Ich glaube, ich begann auf der Stelle zu treten. „Nun, ſo geh!“ ſagte ſie wieder ein bißchen gereizt. „Was ſein muß, muß ja ſein. — Schreib' einmal. — Und ſoll ich in Wyhlen von dir grüßen?“

Jetzt begann mir noch der Kopf vor Wein zu brummen. Auch fiel mir die Schokolade ein, die ich drinnen auf dem Tiſch hatte liegenlaſſen, aber dafür war nun keine Zeit mehr. „Und bleib geſund, Johannesli!“ hörte ich noch wie aus weiter Ferne die plötzlich ganz veränderte Stimme meiner Mutter; träumeriſch durchflog mich die Vorſtellung, ſie rede aus einer regnenden Wolke, aber ich wußte nicht, war es liebend oder erzürnt oder gleichgültig. Schnell, in einer unklaren Wallung, wollte ich ſie noch umarmen und küſſen, aber ſie kam mir nicht raſch genug entgegen, und aufs Geratewohl nahm ich ihre Hand in meine beiden, um einen leidenſchaftlichen, aber ſehr ungeſchickten Kuß auch noch beinahe daneben zu drücken. Ganz verwirrt taumelte ich dann auf die Straße und begann gleich loszutraben, ohne noch einmal nach ihr zurückzuſehen. Später machte ich mir über alles Vorwürfe, aber ich hatte gar keine Gedanken mehr im Kopf und unterlag einer ängſtlichen Trübung meines Geiſtes, die mich dumm machte und mich um die Phantaſie brachte; ich konnte mir nichts mehr vorſtellen, nicht einmal mehr denken konnte ich. Der Schweiß brach mir aus, und ich begann mich zu fürchten. In der einen Hand das Fünfmarkſtück, die andere im Geſicht, um mich wieder munter zu reiben, klapperte ich durch das Tor, wo mir rechts auf weißem Grund der ſchon halb verwitterte Spruch in die Augen fiel: „Es iſt dem Manne gut, daß er ſein Joch in ſeiner Jugend trage.“ Einen Moment ſtarrte ich ihn an, als ob ich ihn noch nie geſehen hätte. Aber auch jetzt fiel mir nichts ein, was ſich irgend hätte denken laſſen, und unter einer neuen Verdunkelung ſtolperte ich vollends dem Haus zu. Da

waren die Mauern und Türme wieder. Von drüben winkten die Arkaden des Wagenſchuppens her, und hier blickten hoch und ernſt die Fenſter des Herrn Vaters auf mich unbedeutenden und dazu betrunkenen jungen Menſchen herunter. Gleich rechts in der kleineren der beiden Anlagen hatte man einen Gedenkſtein für Marie Claudepierre errichtet; er ſchien mich verwundert und auch ein wenig vorwurfsvoll zu begrüßen. Faſt bewußtlos ſtolperte ich noch knapp vor dem Herrn Vater, der eben die Treppe herabgetragen wurde, durch den Eßſaal nach meinem Platz, wo ich mitbetete und ſang wie eine kleine Maſchine, und dann zu eſſen begann, als ob ich es bezahlt bekäme oder damit etwas gutmachen wollte. Tatſächlich wurde mir mit der warmen Suppe beſſer, aber die Angſt hielt noch an, und ich ſchwitzte weiter.

Wiederaufrichtung

Doch wie als Tröſtung oder Wiederaufrichtung erlebte ich nach all dieſen Beſchämungen am gleichen Nachmittag einen unerwarteten perſönlichen Erfolg. Ich hatte zum Geburtstag des Herrn Vaters einen großen, beſonders ſchönen Spruch bereits fertig gemalt mit der Inſchrift: „Um den Abend wird es licht ſein!“ Es war die beſte Arbeit aus meiner Hand; ich wollte damit vor Marie prangen. Als die Feier abgeſagt wurde, rollte ich ihn zuſammen, anſtatt ihn aufzuziehen, und ſtellte ihn in eine Ecke der Schuſterei, wo er zu verſtauben begann. Durch die Zwiſchenträgerei des Schuſters aber, der ſich auf jede Weiſe wichtig zu machen ſuchte, erfuhr Herr Ruprecht von dem Kunſtwerk, verlangte es zu ſehen, und ordnete ſeine Überführung nach der Schreinerei an, wo es einſtweilen gerahmt werden ſollte, bis vielleicht wieder beſſere Zeiten kamen. Dieſer Termin ſchien ſich bereits wieder anzumelden. Das Leben verlangt ſein Recht, und hundert Vorhandene ſind auf die Dauer begehrlicher und wirkungsvoller als ein Verſchwundenes,

soviel Gedanken auch mit ihm gehen mögen. Jedenfalls, als ich heute zum Schreiben kam, fiel mir in meinem leicht geschwächten Zustand von der Wand hinter dem Herrn Vater her unerwartet mein Spruch in die Augen. Ich sah auf den ersten Blick, daß die Initialen bei dem starken Maßstab nicht groß genug waren, aber die Farbe war gut, und die Schrift — strenges Gotisch — diesmal besonders wirkungsvoll. Das stärkte meine Geister ein wenig und richtete meine fast ganz daniederliegende Selbstachtung leise auf. Etwas Nicht-wieder-gut-zu-Machendes war ja nicht geschehen, und auch nichts Unwiederbringliches verloren. Ich tat einen heimlichen tiefen Atemzug, während der Herr Vater ruhig und begründet wie immer meine Zeichnung zu loben begann, und dann besonders die Spruchwahl besprach, die ihm nahezugehen schien, ohne daß er das ausdrücklich sagte. Nachher tat er noch ein paar anteilnehmende Fragen nach meinem Stiefvater und der Mutter, ob ich ein bißchen mitgefahren sei, und warum nicht, und schließlich setzten wir das Diktat fort.

Am nächsten Sonntag predigte er über das Wort: „Um den Abend wird es licht sein!" Es war eine sehr schöne und friedfertige Ansprache. Am Abend bekamen wir die Schokolade nachgeliefert, die damals auch in Vergessenheit geraten war, und ein paar einfache Gesänge und Aufführungen wurden nachgeholt.

„Ein Wort zur rechten Zeit ist ein goldener Apfel auf silberner Schale", bemerkte er am andern Tag noch lächelnd zu mir. „Wo steht das?"

Ich besann mich kurz. „In den Sprüchen", sagte ich.

Er lachte.

„Geraten, aber nicht gewußt. Stimmt's?"

Ich gab es zu.

Das Perlentor

Ich hatte meinen Brief an die Mutter noch nicht geschrieben, als der Sommer mit einigen schweren Gewittern heftig und schnell ausklang. Das erste davon schlug bei der Feste, ungefähr an der Stelle, wo Marie ertrunken war, in den Rhein; der Gärtner sah das Wasser in einer hohen flammenden Säule aufspritzen. Das folgende traf schon am nächsten Tag mit einem sogenannten kalten Strahl den dem Rhein zugekehrten Giebel der Anstalt, des alten Schlosses, und räumte in einem schrägen Strich eine Bahn Ziegel vom Dach herunter, die im Sturz noch das halbe Dach des katholischen Pfarrhauses zerschmetterten.

Man kennt auf dem Land die Neigung von Gewittern, manchmal plötzlich mit großem Eigensinn einen Weg zu nehmen, den sie nie zuvor hatten und nachher auch nicht wieder aufsuchen. So war es auch dies Jahr. Wenige Tage später schlug es uns schon wieder ins Haus. Diesmal fuhr der Blitz vom hohen Rheingiebel diagonal durch das ganze lange Gebäude bis zur Badestube, die auf dem gegenüberliegenden Flügel der letzte Raum zu ebener Erde war. Alle Zimmerdecken auf seiner Bahn waren durchlöchert, Wände durchschlagen und gerissen und Balken gesplittert. Im Badezimmer hatte sich gerade ein Bruder gewaschen; der stürzte bleich und halbnackt aus dem Haus und schrie: „Es brennt! Das Gericht Gottes!" Es war aber wieder ein kalter Schlag gewesen. Zum Glück standen gerade alle großen Säle leer, sonst hätte es ein unabsehbares Unglück geben können.

Alles zusammen wirkte dahin, daß eine Stimmung von sorgenvoller Betroffenheit, sozusagen ein freundliches Verlassenheitsgefühl sich unter uns einnistete. Man fragte sich, ob alle diese Schläge nicht Mahnungen Gottes seien, sich ihm noch mehr zuzukehren. Besonders, daß ein Strahl an der Unglücksstelle im Rhein eingeschlagen hatte, gab viel zu reden. Auch das Verhalten des Herrn Vaters und die an ihm seither noch deutlicher wahr-

nehmbare ſtille Veränderung beſchäftigte die Gemüter. Man hatte die Empfindung, daß man im ganzen Großen in eine mehr oder weniger außerordentliche Zeit eingetreten ſei und ſich darin entſprechend benehmen müſſe. Wo der Herr Vater ſich jetzt ſehen ließ, begegnete er vieler Aufmerkſamkeit, und die Dienſtbarkeit war noch nie ſo groß geweſen. Davon färbte ſogar etwas auf die Frau Mutter ab, die einmal in ihrer ſtachligen Weiſe bemerkte: „Es geſchehen ja noch Zeichen und Wunder!“ Aber nichts hatte ſie davon abgehalten, nach Maries Tod mit ſicherem Griff bei den Mädchen die Dinge wieder in die alte Ordnung zu bringen und ſeither da feſtzuhalten.

Nun war es an einem milden Oktobertag. Mit blaſſem Gold ſtand der Himmel über der Landſchaft. Die Hügel glühten gelb, und die Wälder flammten in brennendem Rot. Die Kaſtanien ſtreuten große Maſſen von ihrem roſtbraunen Laub in den Brunnentrog; der Trupp, der morgens zuerſt dort erſchien, konnte ſich nicht waſchen vor Blättern. Die Trauerweide hatte den ganzen Sommer hindurch gekränkelt und ſtand ſchon eine Weile kahl. Das Erntefeſt lag hinter uns, und eigentlich warteten wir auf den Einbruch des Winters, während wir noch die letzte Sommerſtille genoſſen. Der Herr Vater erſchien nicht mehr im Freien.

Wir trieben ein Ballſpiel an der großen Scheune. Darunter ſah ich Herrn Johannes aus der Haustür treten, um nach ſeiner Weiſe die Freiſtunde zu genießen. Neben ihm ging Herr Ruprecht, ſein Neffe, der ihn um Kopf und Schultern überragte, aber bei weitem nicht in der Verehrungswürdigkeit. Lächelnd machte Herr Johannes eine Bemerkung zum langen Menſchen, und eben trat ein Bruder zu, um irgend etwas zu wollen. Mir fiel in der Eile wieder auf, wie weiß er in der letzten Zeit geworden war, und wie alt und ſtill er ausſah. Da wurde mein Name gerufen, und ich mußte den Ball fangen. Aber ich hatte mich ſchon zu ſpät umgewandt und verfehlte ihn. Alle liefen auseinander, und ich hob ihn ſchnell auf, mit den Augen den Mitſpieler ſuchend, der am wenigſten

weit weggekommen war, um ihn damit zu werfen. Doch wieder wurden meine Blicke geheimnisvoll nach der von Sonne und Herbstfäden umspielten alten Gestalt abgelenkt. Ich holte zwar mit dem Ball aus, vergaß aber zu werfen, und nachher ließ ich auch die Hand sinken. Wohl von meinem Gesichtsausdruck betroffen gemacht, wandten sich auch die anderen meiner Blickrichtung nach und wurden gleichfalls still. Zufällig hatte ich bemerkt, daß Herr Johannes, im Begriff, auf den Hof hinauszutreten, plötzlich den Halt zu verlieren schien, so daß er sich an einem Mädchen, das des Weges gelaufen kam, festhalten mußte. Das guckte ihn sehr erstaunt an, und er tat, schon wieder lächelnd, den Mund zu einer Bemerkung auf, als er plötzlich nach dem Herzen griff und mit einem so seltsamen Blick und Ausdruck zum herbstlich leuchtenden Himmel aufsah, daß ich alles um mich vergaß. Dann faßte er wie erblindet mit beiden Händen nach Halt aus und fiel vorwärts zu Boden, bevor ihm jemand beispringen konnte.

Schon erfüllte sich der Hof mit Geschrei. Herr Ruprecht war nun herzugesprungen; auch der Bruder, der ihn gerade verlassen hatte, kehrte um und kam gelaufen. Man hob ihn auf, brachte ihn in sitzende Stellung, öffnete ihm den Hemdkragen. Jemand erschien mit Wasser. Ein paar Mädchen liefen ins Haus, um die Frau Mutter zu benachrichtigen. Alles war schon um den Platz zusammengelaufen, aber jetzt herrschte eine Totenstille. Es hatte sich herumgesprochen, daß ihn ein Herzschlag getroffen habe. Mit vereinten Kräften trugen ihn die Männer ins Haus hinein. Wir blieben allein im Hof draußen. Niemand kümmerte sich um uns. Das Glockenzeichen für den Schulbeginn fiel aus, aber wir dachten nicht daran, den Umstand zu unserem Vergnügen zu benutzen. Einer wurde nach der Post hinaufgeschickt, um zu telegraphieren. Eine bange, müde Herbststille herrschte im Hof. Jetzt habe es schon wieder bei uns eingeschlagen, hieß es unter uns. Welche wahrsagten nachträglich um die Trauerweide herum, die Herr Johannes am Todestag seines Vaters, Christian Heinrich Cranach, gepflanzt

hatte; ihr plötzliches Kränkeln und Absterben gab jetzt zu reden. Andere standen stumm vor ihren kleinen Gärten und besahen ihre letzten Astern. Nach einer Stunde etwa kam das Wägelchen des Arztes von Heinfelden her in rascher Fahrt vor dem Portal an; der Arzt, ein kurzbärtiger Mann in den besten Jahren, warf einem von uns den Zügel zu und verschwand ins Haus hinein. Die Mädchen standen herum und weinten verloren. Den meisten von uns war sehr ungemütlich. Bloß der das Pferd halten durfte, sah befriedigt aus und blickte mit gehaltenem Stolz auf uns. Endlich kam Herr Ruprecht allein aus der Haustür, wollte uns etwas sagen und konnte nicht, schlug hilflos seinen Arm an die Hausmauer und den Kopf darauf, um bitterlich zu weinen. „Herr Johannes — ist — tot!“ schrie und schluchzte er. „Geht — an eure Arbeit!“

Wir drückten uns noch eine Weile gedankenlos und wie auf den Kopf gefallen herum, bis die Aufseher kamen, um uns abzuholen. Es machte heute niemand den Versuch, uns zu drangsalieren; das war überhaupt im großen ganzen vorbei. Auch die Aufseher spürten das höhere Walten; sie ließen uns heute machen, was wir wollten. Gedämpft unterhielten wir uns über den Dahingegangenen, und jeder hatte irgendeine besondere persönliche Erfahrung mit ihm gemacht. Man besprach jetzt besonders, daß er sich gerade im nächsten Frühjahr hatte zur Ruhe setzen wollen. Statt dessen hatte ihn sein Gott des Himmels und der Erden ohne Übergang aus dem vollen Dienst an seine schimmernde Geisterschule in den Regionen der Milchstraße übernommen. Mich streifte flüchtig die Frage, ob es jetzt wohl an der Zeit sei, den Brief an meine Mutter bejahend zu verfassen? Aber ein einziger Blick nach dem anderen nun noch mehr vereinsamten alten Mann droben ließ mich in dieser Richtung nicht weiterdenken. Es wurde übrigens von ihm berichtet, daß er weinend mehrmals wiederholt habe: „Nun ist er mir zuvorgekommen!“ Ein Wort, das mir viel zu grübeln gab und mich lange nicht losließ.

Am dritten Tag begrub ihn die Hausgemeinde unter großem, beinahe fürſtlichem Zulauf aus der ganzen Gegend, aus der Schweiz und aus Württemberg. Der Herr Vater war nicht imſtande, ſeinem Bruder die Grabrede zu halten. Er hatte ſein Zimmer bloß noch einmal verlaſſen, um ſich zum Toten hinübertragen zu laſſen. Da ſaß er lange ganz nahe an dem noch offenen Sarg und betrachtete die friedlichen, ruhig ſchönen Züge mit hungrigen und ſehnſüchtigen Augen. Zu den Klängen unſeres Liedes: „Laßt mich gehn, laßt mich gehn, daß ich Jeſum möge ſehn!“ wurde der Deckel aufgeſchraubt. Zuerſt trug man dann den Sarg hinaus, dem dichtauf der Herr Vater folgte. „Schlaf wohl, laß dir nicht grauen!“ rief er von droben durch das hallende Haus dem toten Bruder nach. „Bald komm' ich auch! Auf Wiederſehn auch du!“

Der Leichenzug reichte vom Haus weg bis zum Kirchhof hinauf; als wir ſchon droben das offene Grab umſtanden, ſah ich die letzten drunten den Hof verlaſſen. Auf einem Nebengeleiſe des Bahnhofes ſtand der Extrazug von Baſel, der die Leidtragenden hergebracht hatte und mit dem ſie wieder wegfahren ſollten, mit dampfender Lokomotive. Zunächſt dem Sarg waren gefolgt Herr Elias, Herr Ruprecht und der Regierungsingenieur als der letzte Überlebende des ſo jäh aufgelöſten Freundſchaftsbundes. Die Frau Mutter war bei ihrem Gatten geblieben. Unterwegs hatte der Poſaunenchor eine Trauermuſik geſpielt. Am offenen Grab ſangen wir, ebenfalls in Begleitung der Trompeten und Poſaunen:

„Unter Lilien hoher Freuden
Sollſt du weiden,
Seele, ſchwinge dich empor.
Wie ein Adler fleuch behende.
Jeſu Hände
Öffnen ſchon das Perlentor.“

Unſer letzter Gruß hallte weit über die Rheinebene hin, und beim zweiten Lied: „Auferſtehn, ja, auferſtehn wirſt du!“ klang unſer Halleluja am Schluß deutlich wahrnehmbar in geiſterhafter Verſchwörung vom Schweizer Wald her zurück, als hätte das Heer abgeſchiedener Seelen in der Höhe mit uns geſungen. Ich hatte ihm das ſchwarz umflorte Kreuz vorausgetragen, und mir war dabei geweſen, als wäre ich in großer Beſcheidenheit und Unwürdigkeit ſein nachgelaſſener Sohn. Mit dem Zeichen des Kreuzes, nicht mit dem Johannesſtern, der bei uns eine ſo große Rolle geſpielt hatte, trat er ſeinen letzten Gang an. Aber wer weiß, was ſein wahrer letzter Weg war oder noch iſt, ehe er ſein heiliges Ziel erreicht, wenn es ein ſolches für uns überhaupt gibt, und unter welchen Zeichen er dort eingehen oder einbrechen wird.

Siebzehntes Kapitel

Das Jahr Gottes

Samen ins Land

Ich dachte, der Herr Vater werde nun einige Tage der Sammlung und der Erholung brauchen, um sein Diktat fortzusetzen, aber schon am nächsten Tag ließ er mich wieder rufen, und wir schrieben hintereinander drei Stunden lang. Es trat nun überhaupt eine neue Art von Bewegung in dies Geschäft. Manchmal schien es mir, als käme es ihm darauf an, es jetzt möglichst rasch unter Dach zu bringen, wie die Bauern bei uns ihren Grummet, das dritte Heu, wenn sie den Herbstregen und hinter ihm den Winter nahen sehen. Daß wir ihn nicht mehr lange haben würden, das war in vielen Variationen bei ihm ein ständig wiederkehrendes Thema seiner Betrachtungen und Vorkehrungen. Äußerlich markierte er es dadurch, daß er bald nach dem Tod seines Bruders anfing, sich nach einem Gehilfen umzusehen, der vielleicht sein Nachfolger werden konnte. Sein Sohn weigerte sich nach wie vor. Sein Schwiegersohn hatte keine Lust, eine angenehme Pfarre im Elsaß zu verlassen. So trat er schließlich mit einem jungen schweizerischen Geistlichen in Beziehung, die nach dem dritten Brief, den ich zu schreiben hatte, zu festen Abmachungen führte. Herr Salis stellte sich vor und hielt seine Probepredigt, fuhr dann noch einmal nach seiner Vikarstelle zurück und trat drei Wochen später seinen Posten bei uns endgültig an. Von ihm werde ich nachher noch sprechen; ich will hier nur sagen, daß er uns allen auf den ersten Blick gefiel.

Herr Salis hielt nun die Morgen- und Abendandachten mit uns, gab uns die Religionstunden, katechisierte uns, und auch die Memorierstunden fanden bei ihm statt. Der Herr Vater hielt bloß

noch die Sonntagspredigten. Sonst widmete er seine ganze letzte Kraft und Geistesfrische seinen Lebenserinnerungen.

Wir befanden uns mit der Chronik jetzt in den Jahren seiner großen Kämpfe. Obwohl ihn bereits sein Leiden erfaßt hatte, konnte er noch nicht den Ehrgeiz aufgeben, ein Führer im Reich Gottes zu sein und dem Geist Christi in diesen Landen neue Bahnen zu öffnen. Heute blickte er mit Ruhe und Ergebung auf jene Zeit zurück. Manchen hatte er Gewalt angetan und dafür Schmerzen zu erleiden bekommen. Welche hatte er im Übereifer ungerecht beurteilt und die Kosten selber bezahlt. Die Mühen waren groß, die Erfolge für das Reich Gottes nicht nachweisbar, und das gewaltige Vorbild, Paulus, blieb nicht nur unerreichbar, sondern er hatte es überhaupt auf lange Strecken aus dem Blick verloren, um plötzlich beschämt einzusehen, daß er alles sei, bloß keiner der ernsten, stetigen, tiefgründigen Männer, auf deren Schultern der Himmel ruht. „Selbst ein Ungereinigter", diktierte er mir, „war ich nicht dazu berufen, andere zu reinigen. Selbst unerlöst, fehlte mir die Gnade, eine ganze Generation zu erlösen. Hier, mit einem Blick zu umfassen, in die vier Wände eines Zimmers zu versammeln — hier lag die Welt, die ich kleiner Paulus zu bereisen, zu durchschiffen hatte, predigend, bestärkend, lehrend und lernend, tröstend und selber getröstet, und im Herzen eins und verbunden im Erlösungsgedanken unseres Herrn Jesu Christi. Ich betrachte es als die späte Gnade meines Lebens, als das endlich hereinbrechende Wunder Gottes, daß ich noch vor meinem Verlöschen in meiner Kinderschar meine eigene Jugend und die Befreiung meiner Seele durch die liebevolle Gemeinschaft des Heiligen Geistes mit uns allen und in uns allen gefunden habe. Wirklich, um den Abend wird es licht sein! Nur eins tröstet und beruhigt mich über all die vergangenen Jahre: nie habe ich schlechten Samen gesät. Und immer war ich darauf bedacht, Samen ins Land zu bringen. Doch Wachstum und Gedeihen liegt in des Höchsten Hand. Darin will ich es getrost liegenlassen.

Mehr als er kann, wird Gott von keinem verlangen, und das, glaube ich, habe ich in Demut und Selbstverleugnung getan."

Immer mehr kranke Tage hatten sich jedoch zwischen unsere Arbeit geschoben, an denen er nicht fähig war, zu diktieren. Zweifellos wurde er langsam aber stetig schwächer und weniger. Seine innere Heiterkeit nahm immer noch zu, doch wenn er dazwischen wieder einmal eine Memorierstunde selber mit uns abhielt, um nicht ganz die Fühlung mit uns zu verlieren, so mußten wir uns eng um ihn scharen, damit wir seine Stimme hören konnten, obwohl er sich früher manchmal über unseren Gestank beklagt hatte. Dann ließ er den oder jenen einen Spruch aufsagen, wurde gedankenabwesend, schwieg eine Weile, während wir betreten um ihn herumstanden und warteten, und fing von ganz anderen Dingen an zu sprechen, erzählte uns aus früheren Zeiten, erkundigte sich nach unseren Unternehmungen, gab uns Ratschläge und entließ uns weit nach der Zeit in einer stillen Betroffenheit und voll anständiger und aufrichtiger Regungen, die den meisten noch so ungewohnt waren wie neue Anzüge oder Schuhe.

Über alldem kam es so, daß uns das Frühjahr und selbst der Frühsommer noch an den Erinnerungen fand. Im Juni wurde ich einmal vier oder fünf Tage hintereinander nicht gerufen. Am darauffolgenden Sonntag — Trinitatis — hielt Herr Salis die Predigt. Am Dienstag schrieben wir wieder. Es kam eben die Stelle vom „Samen ins Land" daran, und dieser Gedanke schien ihn so zu beschäftigen, daß er plötzlich am Donnerstag — es war Fronleichnam — selber erschien, um die Morgenandacht abzuhalten. Es war ein großes Ereignis. Er sah blaß und abgemagert aus, aber seine Augen blickten freundlich an unseren Reihen entlang, als wir uns erhoben, um ihn zu begrüßen, und auf dem Katheder droben kam er uns beinahe verjüngt und fröhlich vor, als ob er eine Überraschung für uns hätte. Er ließ außerhalb der Reihenfolge singen: „Jesu, meine Freude!" und las ebenfalls außer der Reihe — oder sprach vielmehr aus dem Kopf — das

Gleichnis vom Samen, den ein Sämann säte, der auf gutes Land, auf steinigen Boden und auf den Weg fiel und nach seiner Weise aufging. Das wichtigste schien ihm wieder daran, daß überhaupt gesät wurde.

Früh und nachhaltig hatten die katholischen Glocken das Lob der heiligen Hostie, in die der Leib des Herrn verwandelt wurde, übers Land hin ausgerufen. Die Katholiken waren geschmückt und festlich in unserem Hof herumgestanden, während wir zur Morgensuppe zogen. Schon in das Gebet des Herrn Vaters hinein war drüben die Orgel aufgebraust so volltönig und stark wie selten. Mächtig schwoll darauf der Gesang an; ich hätte gern wissen mögen, was sie sangen. Blechmusik fiel ein; auch sie hatten nun ihren Posaunenchor. Plötzlich sprangen ihre Türen auf, und als ein tiefer, voller Strom von Tönen und Harmonien stürzte entfesselt der ganze festliche Schwall durch den breiten Steingang zwischen dem alten und dem neuen Schloß in den Hof voraus. Wieder begannen die Glocken zu dröhnen, und schon antwortete ihnen vom Rebhügel her der erste Böllerschuß. Jetzt zog die ganze Gemeinde lobsingend durch den Schloßhof unter unseren Fenstern vorbei mit Fahnen und Kreuzen nach den Feldern aus, voraus der Herr Pfarrer unter dem Baldachin, um die junge Frucht des Jahres zu segnen, und einmal im Jahr auch die unerlöste Kreatur und Natur an den seligen Schauern des Mysteriums teilnehmen zu lassen.

Solange der lobpreisende Lärm von Stimmen, Posaunen und Glocken in der Nähe andauerte, hielt der Herr Vater mit seinen Betrachtungen ein. Sonst hatte seine Miene eher einen leicht hochmütigen und ablehnenden Ausdruck gezeigt bei solchen Gelegenheiten. Heute horchte er aufmerksam und teilnehmend hinaus, und etwas freundlich Beistimmendes lag in seiner Haltung. Als ihn dann die katholische Gottesentfaltung wieder zu Wort kommen ließ, sagte er mit heiterem Ernst: „Jetzt will ich etwas machen, das euch zeitlebens unvergeßlich bleiben soll. Ich habe euch alles ge-

ſagt, was ich ſelber weiß. Ich habe nicht als Hehler und Hamſter an euch gehandelt, ſondern redlich mit euch geteilt. Und heute habe ich euch geſagt, daß es unſere erſte und letzte Aufgabe iſt, guten Samen ins Land zu ſäen, Samen der Liebe, der Gerechtigkeit, des Glaubens, der Hoffnung, der Treue und Aufrichtigkeit, göttlichen Samen, Samen der Ewigkeit, Samen des irdiſchen Glückes, den Weizen der Redlichkeit, den Roggen der Tätigkeit und Kraft, die Gerſte der Hartnäckigkeit im Guten, den gelb blühenden Raps des herzlichen Frohſinns. Das alles habe ich euch geſagt. Und ſo ſchließe ich die heutige Betrachtung mit euch und die lange Reihe meiner Predigten überhaupt mit dem Wort: ‚Samen ins Land!‘ Die Glocken der Katholiken, ihr Geſang und ihr Trompetengeſchmetter, ihre Böllerſchüſſe — was bedeuten ſie? Samen ins Land!“ Eben fiel wieder ein Schuß vom Hügel her. Freudig rollte er über die Rheinebene und verhallte drüben über dem Schweizer Wald. „Samen ins Land!“ ſagte der Herr Vater und wartete. Im Wind wehten die Lobgeſänge der Katholiken durch den ſieghaften Sonnenſchein; jetzt zogen ſie ſchon droben über die Bahnlinie nach dem Kreuz hinauf, das am Weg nach Kirſau auf halber Höhe weit übers Land hinblickte. Ein neuer Böllerſchuß krachte auf, und die Glocken ſetzten friſch ein. „Samen ins Land!“ mahnte der Herr Vater. Vor dem Kreuz, das wußten wir, war der erſte Altar aufgerichtet. Dort hielt die ganze Gemeinde an und machte eine andächtige Station. Sonnenwarme Schwalben ſchoſſen ſchrill pfeifend an unſeren offenen Fenſtern vorbei. Einmal hörte ich einen der Störche klappern. Dann erdröhnte wieder ein Schuß. „Samen ins Land!“ Jetzt zog von den offenen Türen der Kirche her ein leiſer Weihrauchduft durch den Andachtſaal. Bald war es mir zumute, als hätten wir die draußen abgeordnet, um die ankommende ewige Wahrheit feſtlich zu empfangen und einzuholen, während wir hier warteten und das immer noch nicht ganz ſichere Unternehmen durch Gebet und Betrachtung unterſtützten. Ein Schuß. „Samen ins Land!“

Noch ein letzter. „Samen ins Land!“ Dann war es still, weil droben die Sommerandacht vor dem Altar stattfand. Auch die Glocken verstummten. Ein feierliches Schweigen herrschte noch minutenlang. Endlich schlossen wir unseren Gottesdienst mit dem Lobgesang: „Sollt' ich meinem Gott nicht singen?“ und dem Refrain: „Alles Ding währt seine Zeit. Gottes Lieb in Ewigkeit.“

Das war das letztemal, daß wir den Herrn Vater auf dem Katheder sahen. Am nächsten Sonntag predigte wieder sein Nachfolger. Diese Woche schrieb ich ihm noch an einem Vormittag und an einem Nachmittag, die nächste Woche in der ersten Hälfte dreimal, in der zweiten Hälfte nicht mehr. Darauf raffte er sich noch zu zwei Diktaten im ganzen auf, aber seine Stimme war schon schwach, und es war jetzt immer einer seiner Familienangehörigen bei ihm. Er gab der Arbeit einen kurzen Schluß und saß darauf eine ganze Weile still und in sich versunken. Endlich hieß er mich zu sich hertreten.

„Du hast jetzt die erste größere Aufgabe vollbracht, wenn auch ohne zu wissen, was du damit tatest“, sagte er. „Vielleicht wird dir aber doch dies oder jenes unmittelbar im Gedächtnis haftenbleiben, wie manchmal ein verwehter Samen jahrelang irgendwo liegt oder hängt, bis ein Zufall ihn ins fruchtbare Erdreich verweht, wo er zu keimen anfängt. Gib mir deine Hand.“ Ich trat ihm noch näher und nahm seine alte, verkrümmte Hand in meine. „Du bist jetzt auf einem guten Weg, Schattenhold“, lobte er freundlich. „Bleibe darauf und vergiß dabei nicht, daß du erst im Anfang stehst. Und sieh zu, daß du vielleicht mit Gottes Hilfe ein Sonnenhold wirst. Geh jetzt. Man wird dir sagen, wie weiter über dich verfügt wird. Die Zeiten des Lesens und Schreibens bei mir werden wohl für immer zu Ende sein. Behüte dich Gott, Kind!“

Betroffen sah ich die Frau Mutter an, die neben ihm stand. Sie nickte mir mit ernstem Gesicht ganz leicht zu, und daraus schloß ich, daß dies ein Abschied sei. Ganz bestürzt stolperte ich hinaus.

Ich hätte etwas ſagen ſollen, fiel mir nachher ein, aber ich hätte um Lebens und Sterbens willen nicht gewußt, was. Den Reſt des Tages ging oder ſaß ich herum wie betäubt, ſah nichts, hörte nichts, und abends gab ich die Hälfte von meinem Eſſen meinem Nachbarn. Ich wußte nicht, was mir war und was das alles bedeutete. Ich hatte einfach ein ſchweres Herz und einen vollen Kopf und brauchte noch eine Reihe von Tagen, ehe ich mich zurückgefunden hatte. Aber da war ich wieder nicht mehr ganz der gleiche Johannes Schattenhold, wie der ich vorher geweſen war. Auch das konnte ich nicht näher vor mir ſelber erklären, und ich machte auch keinen Verſuch dazu. Nach drei Tagen planloſen Herumſitzens wurde ich dem Schuhmacher als Gehilfe zugeteilt, da ich mich doch einmal in ſeiner Region eingelebt hatte. Mir war es recht. Eine Zeitlang wartete ich mit geheimer Spannung darauf, wann wir den Herrn Vater noch einmal zu ſehen bekommen würden. Ich war und blieb der letzte, der ſeine Stimme gehört und ihm in die halbblinden abſchiednehmenden Augen geblickt hatte. Als ich einſah, daß ich umſonſt wartete, wandte ich mich langſam den neuen Verhältniſſen zu.

Heinrich von Salis

Wie oft hatten wir beinahe blutrünſtig davon phantaſiert, wie das ſein würde, wenn der Herr Vater plötzlich ſtürbe und ein völlig neuer Mann an ſeine Stelle träte. Nun war der Herr Vater für uns ſo gut wie ein Toter, der neue Mann war da, und wir fanden alles ganz anders, als wir gedacht hatten. Von der mordſüchtigen Befriedigung ſpürten wir nichts. Ein geſtillter, beinahe gütiger alter Mann war von uns gegangen, der vielleicht uns manches und dem meinesgleichen ungefähr alles ſchuldig geblieben war. Zu triumphieren gab es da wenig, und unter ernſter Betrachtſamkeit, als wir begriffen, daß das Alte wirklich ver-

gangen sei und alles neu werden wolle, gingen wir daran, den Herrn Salis, den wir solange noch nicht sehr ernst genommen hatten, einmal zunächst näher zu begutachten.

Herr Salis war ein mittelgroßer Mann in den ersten dreißiger Jahren, blond, schlank, ruhig, von aufmerksamem, freundlichem Ausdruck, der so ziemlich alle Rüpeleien von unserer Seite von vornherein ausschloß — es war schwer zu sagen, warum, aber es verhielt sich so —, gütig, doch fest, herzlich, aber klar, kameradschaftlich und unangreifbar zugleich — alles in allem ein Mann, der aussah, als würde er sich unter allen Umständen Achtung verschaffen, der aber vorzog, es zunächst im Guten zu versuchen, und der anderen auch dazu riet. Die anderen waren wir. Er hatte bereits ein Vikariat im Kanton Graubünden versehen, erzählte aber zu unserer stillen Verwunderung mehr von den dortigen Bergen und der Flora und Fauna als von seinen seelsorgerischen Erfahrungen. Von den Bauern und Sennen sprach er auch, aber allgemein menschlich, nicht vom Standpunkt Gottes aus. Das gab manches zu denken, wenn es auch nicht laut wurde, aber es bedingte doch einen inneren Richtungswechsel und setzte Einstellung voraus. Beim Herrn Vater waren wir bis auf die letzten Tage Vorgesetzte und heimlich revoltierende Untergebene gewesen. Ein solches Verhältnis war im Grund bequem und bot weiter keine Schwierigkeiten. Herr Salis trat uns mit einer gewissen reifen Bruderschaft gegenüber, und es dauerte ein bißchen lang, bis wir das verstanden und mit gleichem beantworteten. Ich sagte schon, daß er uns vom ersten Blick an gefiel. Wir vertrauten auf ihn und hielten ihn keiner Tücken fähig; statt dessen schien er im Gegenteil voller Fallen und Gefahren zu stecken. „Ja, denkt mal selber", sagte er mit hellem Lächeln, wenn wir mit Untertanenfragen zu ihm kamen. Oft sah er uns auch nur verwundert an, schwieg ein Weilchen wie unangenehm berührt und gab dann ganz ruhig so Auskunft, daß man sich im stillen beschämt fühlte, man wußte nicht recht, wieso. Kurz, es dauerte Wochen und Monate,

bis wir dahinter kamen, wie er ſich uns und unſer gegenſeitiges Verhältnis eigentlich ungefähr dachte, und ſo lange war er allein. Die wildeſten Gerüchte gingen eine Zeitlang über ihn um. Er ſollte nicht an Gott glauben, hieß es, aber das wurde widerrufen und dahin berichtigt, daß er ſich irgendwann und irgendwo gegen irgendwen zweifelnd über die göttliche Geburt Chriſti ausgelaſſen habe. Zuſammenſtöße mit der Cranachſchen Familie wurden früh gemeldet, ohne daß man erfuhr, was daran Tatſache war und worum ſie ſich drehten. Kurz, eine ganz dunkle Fama bildete ſich um den Mann, ſo daß wir uns nur wundern konnten, daß er dabei ſo aufrecht, reinlich und hell unter uns umherging.

Allmählich begann dann der eine und der andere von uns in nähere Beziehung zu ihm zu treten. Als er erſt eine kleine Schar hatte, nahm er ſie zuſammen und führte ſie in den Garten, den wir bisher bloß als Arbeitſtelle kannten, um mit ihnen über die Blumen zu ſprechen und ihnen die erſten Begriffe von Botanik beizubringen. Bald ging er einen Schritt weiter und bemächtigte ſich auf ſeine ſtille, aber unnachgiebige Weiſe der ganzen oberen Klaſſe, um ſie auf dem Weg über die Naturwiſſenſchaft, von der wir keine Ahnung hatten, ſo ſicher als unvermerkt in ein perſönliches Verhältnis zu ihm ſelber hineinzuführen. Hatte er erſt die oberſte Klaſſe, ſo beſaß er die ganze Jungenſchaft. Mit den Mädchen ging es bedeutend länger, und außer bei den Konfirmandinnen hat er, ſolange ich noch in der Anſtalt war, keinen Fuß bei ihnen gefaßt. Wo die Frau Mutter herrſchte, war für ihn wenig zu holen, und ſie herrſchte ausdrücklicher als je. Von dem Cranachſchen Widerſtand, der ſich langſam gegen ihn bildete, war ſie der Mittelpunkt und die Hauptaufwieglerin, ja, ohne ſie würde es vielleicht niemand eingefallen ſein, dem Mann Hinderniſſe in den Weg zu legen, am wenigſten den Männern. Aber jetzt verband ſie ſich mit dem fernen Elias, mit ihrem Sohn, dem Pfarrer, ihrem ebenfalls theologiſchen Schwiegerſohn, und der anweſende Herr Ruprecht konnte ſich ihr vollends nicht entziehen; die Töchter

machten aus Familienpatriotismus mit, ohne zu ahnen, um was es sich eigentlich handelte. Kurz gesagt, drehte es sich um einen ziemlich sorgsam und groß angelegten Versuch, gegen diesen neuen Irrgeist den alten, echt protestantischen Anstaltsgeist ins Feld zu führen und jenen mittels einer allgemeinen Verschwörung zuerst lahm zu legen und endlich aus dem Haus zu räuchern.

Der Herr Vater hatte an diesen Dingen keinen Teil mehr, und unter der milderen Stimmung seiner letzten Monate würde er sich auch widersetzt haben. Ich habe später noch genug bei Pastoren, Professoren und Künstlern die Erfahrung gemacht, daß ihre Weiber, je weniger sie vom Geistigen der Männer begreifen, um so mehr die Mission zu haben glauben, allen Geltungsunrat und Ehrenkehricht, den der Mann frühzeitig beiseitegeschmissen hat, beflissen aufzusammeln und im rechten oder unrechten Augenblick leidenschaftlich auf den Markt zu bringen, um noch ein privates Extrarühmchen zu veranstalten als treue Wächterinnen oder dergleichen. Dieser Versuchung war auch die sonst kluge und brave Frau erlegen, und was sie einmal anfaßte, das machte sie nicht halb.

Das Objekt dieses Kampfes hinter dem Vorhang waren wir. Wenn Herr Salis uns auf der einen Seite nun eine Freiheit gab, so sorgte sie auf der anderen für eine Anfechtung. Verschaffte er uns eine Erleichterung, so erfand sie eine Kränkung. Verlängerte er die Spielzeit ein wenig, so strafte sie uns durch das Essen, weil die Arbeiten nicht getan würden. Und da sie nach wie vor die bestellte Haushälterin, Herr Salis aber unbeweibt und bloß der Vertreter war, so hatte sie auch beim übergeordneten Komitee alle Trümpfe in der Hand, und dem hellen Mann mit der goldenen Brille erblühten hier keine rein beglückten Zeiten. Als dies alles erst einmal ganz klargeworden war und wir Geschmack an seiner ernsten, freimütigen Selbstverständlichkeit gefunden hatten, machte uns nichts so bestimmt und rückhaltlos zu seinen kleinen Freunden, wie die Anfechtungen der Cranachschen Weiberkamarilla.

Die Jahresfeier

Indeſſen ging das öffentliche Leben hier ſeinen Gang. Jedes Jahr im Hochſommer feierte die Anſtalt als Abſchluß der Baſler Miſſionswoche ein Feſt, zu welchem Beſucher aus allen Teilen Mitteleuropas herbeikamen, um den Rechenſchaftsbericht anzuhören, mit uns Gott zu danken, daß er uns arme Waiſen wieder um ein Jahr weitergebracht hatte, und ſich an unſeren Geſängen und anderen muſikaliſchen Unternehmungen zu erfreuen. Die Zurüſtungen waren dazu zu umfangreich und zu bedeutend, als daß ich ſie übergehen dürfte. Das Feſt fand ſtatt in der ſchon vielfach angeführten großen Exerzierhalle der Deutſchritter, dem langen Bau mit den ſechs hohen, weiten, offenen Bogen. Daraus wurden alle Wagen herausgezogen, die man ſolange auf dem Meierhof unterbrachte, und an ihrer Stelle wurden nun Reihen und Reihen von Bänken dicht hintereinander aufgeſchlagen. An der langen Wand errichtete man den hohen Katheder aufbau, der im voraus die ganze Verſammlung von Bänken ſtumm und bereits von Feſtlichkeit umweht überblickte. Während dieſer Zurüſtungen, die das Werk der Brüder waren, ſteckten wir Jungen aus den Arbeitſtuben im Wald, wohin wir jeden Morgen und Nachmittag mit großen Körben verſehen auszogen, um die feſten, dunkelgrünen, gezackten Blätter der Stechpalme einzuheimſen, von welcher unſere Wälder voll waren. Aus dieſen Blättern wurden dann lange Kränze hergeſtellt, die man über den ſechs Bogen der Wagenhalle aufhing.

Dieſe Tage im Wald waren im Leben der Anſtalt abſolute Licht- und Freudenpunkte, die nur den einen Einwand hatten, daß wir dahin vom Aufſeher geführt wurden. Doch erlitt ſeine Macht in den dunklen Gründen der Buchenhänge etwelchen Abbruch. Zwiſchen den freudig feierlichen Silberſchäften der alten Stämme und in den grünen Finſterniſſen oder blitzenden Sonnentiefen des Sommerwaldes bedeutete ſeine anzügliche Figur lange

nicht soviel wie in der Anstalt zwischen den vier Wänden, ja, jede huschende Eidechse, jeder Schmetterling oder Käfer Gottes war mehr als er, abgesehen von den Füchsen, Hasen und Rehen, die die sanft hallenden und brausenden Tiefen belebten, wo das Abenteuer mit goldenen Augen lauerte.

Einmal wurde ich allerdings das Opfer eines solchen Naturabenteuers. Um einen Stechpalmenbusch herum schwärmten auffällig viel Wespen, aber der Busch war besonders groß und üppig, und der Aufseher befahl lachend: „Immer heran!" Ich hatte eben einen Zweig ergriffen und zu rupfen begonnen, als er mir unversehens aus der Hand schnellte. In diesem Moment war es, als ob ein schwirrender und brausender gelber Dampf um mich aufstiege, irgendein Schwefelbrodem, der bitter beizte und stach, und ohne über die Natur dieser Erscheinung näher nachzudenken, machte ich, daß ich von der Stelle kam. Die anderen, voran der Aufseher, hatten sich schon früher davon gehoben, und so war ich der alleinige Angriffspunkt für die kriegerische Entfaltung der charaktervollen Tiere geworden. Es sumste mir noch feindlich um die Ohren, als ich schon sehr weit weg war. Und für den Tag paßte mir mein Hut nicht mehr, so viele Stichbeulen hatte ich am Kopf. Am Abend war mir ein wenig fiebrig, aber ich mochte nichts aus der Sache machen, und zudem sollte am anderen Morgen schon das Fest tagen; wir hatten heute die Kränze fürs Haus gebunden und gehängt. Ich persönlich wollte noch ein Schild oder Plakat malen mit der Aufschrift: „Bitte nicht hineintreten!" Mein Gärtchen lag gleich am südlichen Ausgang der Halle, und Jahr für Jahr hatten mir die gottbegeisterten Füße der Frommen meine Pegonien und die jungen Asterpflanzen vertrampelt. Mit dem Karton wollte ich *diesem* Ergebnis des Festes wenigstens entgegenwirken.

Am anderen Morgen schlüpften wir in die Festanzüge, die jedes Jahr bloß einmal zu diesem Tag ausgegeben, angepaßt und getragen wurden. Irgendein verflossener unseliger Schneider hatte die Jacken so feierlich eng gemacht, daß einer sogar für Demutter

Verhältniſſe ſchüchterne Maße haben mußte, um in der ſeinen ohne Beklemmungen zu wohnen. So ſchönes ſchweres Tuch ſie hatten, ſo gefürchtet und verrufen waren die Anzüge bei uns. Es wurde an dieſem Tag beſonders darauf geſehen, daß jedermanns Hemdkragen glatt und ſauber auf dem runden Ausſchnitt der Jacke lag, und auf jedem Kopf mußte das Haar naß und glatt und genau geſcheitelt glänzen. Nach einer letzten Muſterung führte man uns über den Schloßhof in die Halle nach unſeren Plätzen, die zunächſt der Kanzel lagen. Da man dort immer ſteil aufwärts ſehen mußte und die Bänke keine Lehnen hatten, ſo waren ſie nicht ſchwindelfrei. Draußen lag die Auguſtſonne prall und feſtlich glühend. Die mit Kieſel friſch befahrenen Wege und Plätze und die Mauern der Baulichkeiten verwandelte ſie in flüſſiges Feuer, und ſelbſt die Kronen der Kaſtanien ſchwebten darüber nur wie ein weſenloſer grauer Rauch. In der Halle war es noch einigermaßen kühl. Aber jetzt kamen die Feſtteilnehmer vom Extrazug, der jedes Jahr von Baſel abgelaſſen wurde. Erſtens wirbelten ihre Füße auf dem trockenen, uralten, pulveriſierten Lehmboden einen unendlichen Staub auf, der ſich ſogleich kratzend auf alle Atemwege und in die Augen warf. Und dann begannen ihre Körper baldigſt eine Hitze der gottſeligen Begeiſterung zu entwickeln, welcher nur geſunde und feſtgefügte Organismen auf die Dauer zu widerſtehen vermochten. Ohne weitere Umſtände fing alles an zu ſchwitzen.

Unterdeſſen eröffnete der Poſaunenchor die Feierlichkeiten. Er ſpielte irgendeine Inſtrumental-Einleitung, die an der kritiſchen Stelle zwar wackelte wie ein Gartenzaun, aber durch die Gebärden und die tätige Mithilfe des Herrn Ruprecht, der das Engliſche Horn jetzt ſchon mit großer Künſtlerſchaft blies, glimpflich über die Klippe hinwegkam. Daran anſchließend ſangen wir unter Führung desſelben Poſaunenchors das Danklied: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!“, dieſen Choral mit den langen, feſtlichen Rhythmen, der wie kein anderer die ge-

hobene Stimmung des Proteſtantismus, wenn er feiert, ausdrückt. Gegen den Poſaunenchor hatte ich aber heute meine Einwände. Durch den Abgang von Brüdern zu den Inſtrumenten wurden bei uns die Bäſſe geſchwächt, und ich konnte nie recht ſingen, wenn die Bäſſe nicht ordentlich dröhnten. Sie taten nun zwar bei den Tuben und Poſaunen, was ſie konnten, aber das war kein Chorgeſang mehr. Das Blech riß alles an ſich, und es war unmöglich, meine zweite Stimme zu hören.

An der Stelle des Herrn Vaters eröffnete Herr Salis mit ſeiner ſympathiſchen, ruhigen Stimme die Reihe der Anſprachen. Er hieß die Anweſenden herzlich willkommen, erklärte, warum e r dieſe Pflicht erfüllte, und nicht der Herr Vater, und begann den pädagogiſch-innerlichen Rechenſchaftsbericht. Der Segen des Herrn hatte ſichtbar und fühlbar auf dem Werk gelegen. Man dankte allen Wohltätern und Freunden — Herr Salis ſagte: „Frä—unden" — und bat ſie, ihr Wohlwollen — er ſagte „Wahlwallen" — der Anſtalt weiter zu erhalten. Die erſte Rede dauerte eine Stunde. Ein Geſang wechſelte mit ihr ab; diesmal hatte unſer dreiſtimmiger Kinderchor das Wort. Dann kam Herr Ruprecht als Verwalter der Anſtalt an die Reihe. Auch er ſtellte ſich als neuen Mann vor, würdigte und feierte als echter Neffe die Verdienſte ſeines verewigten Oheims und legte dann den haushaltlichen Bericht ab. Zuerſt war er vor Aufregung etwas blaß geweſen, aber bald redete er ſich in der überhandnehmenden Hitze zu Farbe, und verließ endlich das Katheder als ſehr wohl ausſehender Mann in den beſten Jahren, um den Brüderchor zu dirigieren, der ſich inzwiſchen aufſtellte.

In dieſem unterhaltſamen Reigen ging es weiter. Nach den Hergehörigen kamen die Vorſteher anderer Anſtalten, die Grüße von Schweſtern und Brüdern überbrachten, kamen ſehr ruhmvolle Herren aus fernen Gegenden, die alle ſprechen und angehört ſein wollten. Und immer wieder erdröhnten Mauern und Schädel von den Klängen des Poſaunenchors. Viele brummten außerdem

vor Hitze, die in unsichtbaren Feuerwolkensäulen über jedem Kopf stand und brütete. Ich selber fühlte mich noch immer etwas geschwächt vom gestrigen Fieber, und wahrscheinlich war ich es noch gar nicht ganz los. Von Zeit zu Zeit wurde mir so merkwürdig phantastisch verwandelt zumute, so leicht und fern, und ich sah mich so liebevoll eifrig von zarten, fremden Gestalten dahin geführt, daß ich halbe Ansprachen überhörte; bloß die Faustschläge des Posaunenchors brachten mich periodisch zur Besinnung. Aber gerade, als er ganz unerwartet wieder zu dröhnen anfing, kam ich nicht mehr zur Besinnung, sondern verlor sie vollends. Eine dunkelblaue Nacht umhüllte meine Sinne, und ich sank über den Schoß meines Nachbarn.

Als ich wieder wach wurde, lag ich droben in dem weiten, luftigen Schlafzimmer unter meiner Decke, rings um mich leere, unbewohnte Betten, und drunten in großer Tiefe erklang ein dünner Kinderchor, dem die dritte Stimme — die meine — fehlte. Die Luft war voll von Licht und Wärme. Eine große Vollkommenheit enthielt dieser glühend entfaltete Sommertag. Gleich hinter dem Fenster des Schlafzimmers lag eine zitternde Tiefe, gesättigt von Raum und Luft; sein anderes Ufer bildeten die Kronen der Kastanienbäume. Dahinter öffnete sich ein zweiter Abgrund, der bis zur alten Mauer reichte, auch er eine Welt für sich; darin brodelte die Begeisterung des Jahresfestes. Aber dortwärts der Mauer ruhte ein breites, brennendes Tal wie ein fremder Erdteil oder ein Ozean, begrenzt von den Flanken des Rebberges, lauter unbekannte Weite und Tiefe, unfaßbar, selbstherrlich, Bäume und Häuser umgebend, ohne sie zu halten, von hochher kommend und fernhin gehend, vielleicht bereits Bestandteil einer anderen Welt, die hier überirdisch hereinragte, das große Schweigen von dort: Ewigkeit! Unendlichkeit! War dies nun Gott? Man weiß es aus vielen Beispielen: Gott ist eine so zarte und verborgene Allmacht, daß sie sich nicht den Starken und Festen offenbart. Man muß verwundet oder von einem Fieber

des Lebens geschwächt sein, um an den Dingen vorbeigleitend auf das große, ungeheure Nichtding außer ihnen zu stoßen, auf den Abgrund hinter allem Seienden. In den Abgründen des Daseins wohnt das Hohe. In den nicht von der Wirklichkeit eingenommenen Zwischenräumen und Überräumen waltet die heilige Schicksallosigkeit.

Ich hörte wieder diesen Kindergesang ohne meine dritte Stimme, und plötzlich erschrak ich über meine Einzelheit inmitten des wunderbar nach Entstehung drängenden und zu Untergängen eilenden Weltplanes. Ich befühlte mich fragend: Körper! Sein! Vergänglichkeit! Nicht Gott! Vielleicht von ihm durchatmet, aber nicht Er! Etwas anderes, Fremdes, vielleicht in ihn, in seinen Raum Eingedrungenes! Aber doch wußte ich von ihm! Rettete mich nicht dies Wissen vor dem absoluten Untergang, der jenen unwissenden Welten bevorstand? Das Herz pochte mir tief und stark. Halb entsetzte und fürchtete ich mich. Halb war ich glücklich und auf meine Zukunft gespannt. Dann erinnerte ich mich an den stillen, kranken Mann ein Stockwerk tiefer, und eine große, andächtige Verwunderung ergriff mich in meinem Fieberzustand. Dies Überihmsein war mir wie ein Obgesiegthaben, ein unwiderruflicher Triumph, der mir die Tränen des Mitgefühls und der Bangigkeit in die Augen trieb. Auch diesen Abgrund der Zeit, diesen schicksalbedeutenden Unterschied zwischen seinem Dort und meinem Hier nannte meine von der Krankheit gelöste Ahnung: Gott! Besser gesagt: sie nannte nicht, sie träumte nur! Sie erlebte bloß wortlos und an Bildern, an den Kronen der Kastanien, dem Rebhügel, dem Herrn Vater, dem Kindergesang ohne meine Stimme.

Aber die Tafel an meinem Gärtchen, so schön, deutlich und weithin sichtbar sie gemalt war, bewahrte auch dies Jahr meine Astern nicht vor dem Untergang. Als das Fest vorbei war und ich wieder aufstehen konnte, fand ich anstatt meiner kleinen Pflanzung eine plattgetrampelte Tenne, und ich dachte wieder einmal gering von der Intelligenz erwachsener Menschen.

Von Domen, Transparenten und dem Tausendjährigen Reich

Betrachte ich heute alles genau und horche aufmerksam zurück, so finde ich, daß mein Gottesgefühl in meine ersten Zeiten zurückgeht und daher mit meinem Grundgefühl zusammenfällt. Alles, was ich mit der Gestalt Jesu Christi erlebte, und es war weder wenig noch bedeutungslos, trug von Anfang an den Stempel der Vergänglichkeit, des Schicksals. Er war mir durch lange Zeiten die höchste, heiligste und tiefsinnigste aller Erscheinungen der Menschengeschichte, aber er war mir doch immer Erscheinung unter anderen, benachbarten Erscheinungen, durch die ich ihn begriff, an denen ich seine Größe ermaß und verstand, seine Tat abwog, sein Verdienst durch Gegenüberstellung erkannte. Gott war mir das Unvergleichbare, Einzige, Unbedingte. Christus — so tief ich ihn verehrte, so blieb mir das Dogma seiner Gottessohnschaft doch verschlossen. Sein Tod, das werde ich noch zeigen, war mir eine Tatsache von erschütternder Wahrheit, und im Nacherleben ist keiner meiner Kameraden so weit gegangen wie ich, ja, ich glaube, man wird sogar wenig Zeitgenossen finden, denen er diesen unverbrüchlichen Gehalt des eigenen Hierseins bedeutete. Seine Auferstehung enttäuschte mich stets, und sie muß eigentlich jede Seele enttäuschen, die sich mit ihm ins Grab gelegt hat. Sie ist eine Spielerei des menschlichen Geistes, der das Endgültige, die schauerlich-heilige Unwiderruflichkeit des Todes nicht begriffen hat und ihr die letzte fromme Verehrung schuldig bleibt. Vollends die Himmelfahrt befremdete mich und machte mich jedes Jahr um etwas ärmer, das ich leidenschaftlich durch tiefe, kämpfende Wochen trotz der Auferstehung noch besessen hatte. Mit dieser ernüchternden Leistung leitet dann die Kirche jene werktägliche Reihe gleicher und festloser Sonntage ein, die nicht einmal eigene Namen haben.

Aber nun erfaßte mich der Konfirmandenunterricht und zog

mich plötzlich abgründig und unaufhaltsam in die Glaubensschauer und Mysterien der Erwachsenen hinein. So nahe und dringlich uns der Herr Vater in seinen Andachten, Predigten und Gebetsübungen immer einmal an die Welt Christi herangebracht hatte, so gab es doch etwas, das uns von den Erwachsenen bedeutungsvoll trennte: das heilige Abendmahl. Durch diese Lücke, um mich so auszudrücken, entkamen wir ihm und der furchtbaren Heiligkeit des Dogmas immer wieder, um in ein Reich der Verantwortungslosigkeit zurückzutreten, in dem der Fuß der Erwachsenen keinen Platz mehr hatte. Viertelsheiden, die wir somit waren, sahen wir von Zeit zu Zeit halb bewundernd und halb froh nach der Sonntagspredigt die Brüder sitzenbleiben, um sich auf das anschließende Abendmahl vorzubereiten. Das war die andere Welt, und ich insbesondere begriff immer, daß die Kluft, die uns davon und von den Erwachsenen trennte, sehr groß war; so oft und stark ich mich nach ihrer Freiheit und Selbstverfügung sehnte, so sah ich dem Tag, an dem ich sie erhalten sollte, doch auch mit geheimer Scheu entgegen.

Infolge der Rückhaltlosigkeit, die uns zu unserem Schicksalsverlauf gegeben ist, fand mich die Weihnachtszeit schon triebhaft weit in den Gedanken- und Kreuzgängen des christlichen Glaubens verfangen. Zuviel Reizvolles und Baumeisterliches hatte die Errichtung und gleichzeitige Entdeckung dieser geistigen Welt über der physischen für mich, als daß ich mich der Aufgabe nicht mit voller Wärme und Lebendigkeit hingeben sollte. Die Lehre hat ja auch für den Verstand des Kindes so große Lücken und Widersprüche, daß sie eine phantasie- und kunstbegabte junge Seele geradezu herausfordert, diese durch Gefühlseinbauten und durch kühne Kreuzbogenwölbungen der inneren Anschauung zu ergänzen, und das ist der Zauber, den das Christentum durch Jahrhunderte auf die Seelen und Geister ausgeübt hat, ehe der schöpferische kritische Trieb der Seele ermüdete und der des Geistes erstarkte. Bald stand ich als ein kleiner Erwin von Steinbach selbst

ergriffen und überwältigt unter und zwischen den ragenden und sich neigenden Formen des geistigen Domes, an dem ich baute, um die drei großen Grundpfeiler: Schöpfung der Welt, Sündenfall und Erlösung unter einen Blick zu bringen. Wenn Gott allmächtig war, warum hatte er es zulassen müssen, daß die Schlange die Reinheit seiner Schöpfung verdarb? Und wenn er allgütig war, weshalb bewahrte er seine Geschöpfe nicht in heiliger Großmut vor dem Elend, das ihnen sicher war, wenn die Absicht der Schlange gelang?

Nun soll „glauben" heißen: für wahr hinnehmen. Das ist aber ein sehr schwacher Leitfaden, der zur Lüge und Heuchelei führt. Glauben hieß ursprünglich: aus den Widersprüchen eine Architektur errichten, sie durch Gefühl und Anschauung überwinden, und ein Glaube, der dies nicht leistet, ist keiner mehr, ist lediglich eine Konvenienz. Ich glaubte, denn ich baute. Der Gehalt des Christentums war mir von Anbeginn nicht das Wissen, sondern das Geheimnis. Es ist der Gehalt aller großen Taten der Seele. Im Geheimnis trafen sich mir die Widersprüche zwischen der Schöpfung und dem Sündenfall. Die Unmöglichkeit der Erlösung dieser Schöpfung durch die Hingabe des Gottessohnes an den Tod gipfelten sich wiederum — im Geheimnis. In all diesen Dogmen steckte etwas, das „richtig" war, und darauf ließ sich bauen. Auch dies Richtigsein darin, das den Fängen des Verstandes abermals unzugänglich blieb, obwohl es einem höheren Verstand entsprang und von ihm geschaffen war, bestand im Geheimnis, im Wunderbaren.

Eine dritte architektonische Kuppelung war nötig zwischen dem Kreuzestod des Erlösers, der aus dem unüberblickbaren Trieb der Liebe sich opferte, und dem Weltgericht, das zum ewigen Sieg des Lichtes und der Gottheit überleitete. Mit Christi Liebestat war ja nun durch die Lehre im Grund ein neuer Schlangenapfel in die Welt gebracht, nur mit umgekehrter Wirkung. Weil die ersten Menschen die Frucht der Erkenntnis genossen, waren sie verloren.

Die Menschen nach Christo jedoch sind verloren und werden gerichtet, insofern sie nicht erkennen, nämlich im Glauben. Eine Erlösung, wenn sie wirklich eine Erlösung aus überirdischer, göttlicher Kraft ist, dürfte nicht mehr auf ein Mittel angewiesen sein, wie es der Glaube ist, und dürfte auf kein neues Gericht hinauslaufen. Ich persönlich habe mich zeit meines Lebens keinen Moment durch Christi Tod erlöst gefühlt. Ergriffen, erschüttert, in den Tiefen gepackt und zu großen menschlichen Höhen aufgetürmt, ja! Aber niemals erlöst!

Dann war da die schneidende paulinische Dissonanz wenige Jahre nach Christi Tod, daß man zur Seligkeit wie zur Verdammnis vorbestimmt sei, eine Lehre, die dem Herrn Vater besonders wichtig und wert gewesen war. Dieser Trakt des christlichen Gebäudes erforderte die kühnsten und gemütvollsten Überwindungen. Sie verlangte nach aller Liebe und Großmut, die sogar die Kirchenväter in ihrem Leben und Martyrium der Menschheit schuldig geblieben waren. Ich hatte Augenblicke voller Gefühl und Anschauung, in denen mir die Wölbung dieses dreischiffigen Domes widerspruchslos, aber auch ohne Worte, gelang, so daß meine Seele andächtig die langen Aspekte der Schöpfung, des Sündenfalles und der Erlösung hinunter und hinauf wandern konnte, während durch die farbigen Fenster herein der Strahlenglanz des Tausendjährigen Reiches leuchtete und im Lichterschein des Altars das Unaussprechliche seine Geheimnisse hütete.

So bekam in diesem Jahr die Zeit der christlichen Feste, die mit dem ersten Adventsonntag verheißungsvoll sich ankündigte, für mich einen besonders hohen und reichgefaßten Sinn. Sehr mit dem Herzen verstehend, hörte ich die alten Vorbereitungstexte der vier Sonntage aus den Propheten Jesajas, Daniel, Micha und aus dem Psalmarum, vier klare, hochgemute und dankbar zu begehende Wege zur Freude. Wir schlugen sie alle unverweilt und rückhaltlos ein, sicher wissend, daß sie zum lieblichsten aller Mysterien hinführten. Übrigens fanden uns die Wochen nicht

bloß untätig wartend. Besonders ich hatte zu allen Zeiten das Bedürfnis, das, was ich liebte und verehrte, auch zu schmücken und zu illuminieren. Der Advent fand mich daher neben meinen Aufsätzen zu den Konfirmationstunden mit dem Entwerfen und der Ausführung von Weihnachtstafeln und von Transparenten, meiner geschätztesten Kunst, beschäftigt.

Um ein Transparent zu erhalten, nahm man ein großes Blatt Zeichenpapier und verfuhr damit zeichnerisch zunächst ganz so, als ob man es bemalen wollte. Aber anstatt dann die Buchstaben und Sterne zu betuschen, schnitt man sie aus, übermalte die ganze Fläche mit dichter schwarzer Farbe und hinterklebte Buchstaben und Sterne, Blumen, Sonnen und Ranken mit buntem Seidenpapier. Nebenher war ein hölzerner Rahmen vom Umfang des Blattes zu zimmern, gegen den dieses geheftet wurde. Auf die Bodenleiste hinter das Papier kamen einige Kerzen zu stehen, und das Ganze wurde an eine Wand gehängt, nachdem die Kerzen angezündet waren. Nun leuchtete in freudigem Rot, in zukunftsreichem Blau und in daseinsgewissem Grün von der Wand die Heilsanzeige: „Siehe, dein König kommt zu dir.“ Die großen Buchstaben enthielten mit dem schweren Violett und den darüber schwebenden feurigen Kometen die dunkelprächtigste Festlichkeit. Nie verwandte ich andere als gotische Buchstaben. Welche verschafften sich durch lateinische Zeichen eine Erleichterung, aber das hätte mir als Ausdruck nicht genügt. Auf den gemalten Sprüchen verbrauchte ich immer viel Gold und Purpur. Silber hatte ich von Anfang auch geschätzt, aber ich fand später, daß es zuwenig Wirkung ausgab; ich ersetzte es durch Purpur.

Eine weitere Vorbereitung, mit der wir aber alle gemeinsam befaßt wurden, war die Einübung der Weihnachtsgesänge und des Krippenspiels. Wir hatten gemischtchorige und dreistimmige Gesänge und einen Kanon: „Laßt uns gehn gen Bethlehem.“ Das Krippenspiel war seit einigen Jahren eine Neuerung, die der zweite Lehrer, Herr Bunziker, eingeführt hatte, und zwar zum

allgemeinen Beifall. Der Heilige Abend fand uns frisch gewaschen und gekämmt im großen Lehrsaal versammelt. Die Mädchen saßen in ihrer Arbeitstube, die Brüder in ihrem Saal. Um sechs Uhr zog die ganze Hausgemeinde im verdunkelten Haus vor den Andachtsaal, die Kleinen vornean, die Brüder hinten. Mir war es einmal passiert, daß die Frau Mutter mich dabei erwischte, wie ich untertags durch das Schlüsselloch guckte; dafür mußte ich ganz an den Schwanz des Zuges stehen. Ich sang aber deshalb nicht weniger schön und begeistert. Heute stand ich in der Mitte, das Herz voll wertvoller Schwere des Miterlebnisses, und die Augen voll Andacht und Anschauung, selber ein Transparent, aus dem der Spruch leuchtete: „Selig, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!"

Schweigen und ahnungsvolle Dunkelheit herrschten bei uns. Als die Uhr — dieselbe, die Herr Johannes immer am Sonntagmorgen aufgezogen hatte — mit dem sechsten Schlag ausklang, ertönte leise die Stimmpfeife des zweiten Lehrers, worauf in tiefen Stimmlagen und bis zum letzten Pianissimo gedämpft der alljährliche Weihnachtsgesang begann: „Die heiligste der Nächte bricht feierlich nun ein." Stetig aufsteigend und anschwellend über den zweiten Vers: „Dem menschlichen Geschlechte erglänzet heller Schein!" brach er im Durchführungsteil zu voller Kraft und Höhe durch mit den Worten: „Uns ist ein Kind geboren zum Glück so wunderbar, des Name: ‚Auserkoren!' ‚Der — ist — und — kommt — und — war.'" Durch die hohen Fenster des Treppenhauses herein drang der feierliche Sternenglanz des Winterhimmels. Im Hof lag der Schnee und leuchtet wider vom Schein des Christbaumes, der bereits durch die Scheiben des Andachtsaales fiel. Nach der dritten Strophe öffneten sich langsam die Flügel der Tür, in deren weitem Rahmen der große Baum mit allen hundert Lichtern und Sternen erschien. Von den Wänden leuchteten unsere Transparente.

In früheren Jahren hatte uns seitlich vom Baum unterhalb

des Katheders die Gestalt des Herrn Vaters in seinem Fahrstuhl begrüßt, und in der Fensternische blitzte die kluge und alles sehende Brille des Herrn Johannes. Dies Jahr empfing uns neben der Tanne die schlanke und jugendliche Figur des Herrn Salis, und die Fensternische war leer. Von den Cranachs befand sich überhaupt keines im Saal; die Familie feierte das Fest allein. Bei der Aufrüstung des Baumes hatte dem Herrn Salis seine Mutter geholfen, eine freundlich aussehende, ziemlich große, schlanke Frau von stiller Haltung und mit derselben ernsten Klugheit und dem aufmerksamen Blick, womit ihr Sohn ausgezeichnet war. Wir erfuhren später, daß sie aus Graubünden stammte, und das war mir immer besonders merkwürdig an ihr: Er war ein Schaffhauser, weshalb er Frä—ude und Gattlab sagte.

Unter den Augen dieser Personen nahmen wir unsere Plätze ein, wo wir unsere Geschenke vorfanden. Später erfuhren wir, daß es Mühe gemacht hatte, die Bescherung auf gleicher Höhe zu halten wie die früheren Jahre, da der größte Teil des Cranachschen Kreises an der Zurückhaltung der Familie gegen Salis Anteil nahm, was sich in der Gebewilligkeit ziemlich stark äußerte. Herr Salis mußte seine persönlichen Bekanntschaften in Anspruch nehmen, und es scheint, daß er auch seine eigene Kasse nicht geschont hat. Aber davon wußten wir jetzt nichts, im Gegenteil: die Geschenke dieses Jahres schienen uns einen frischen Zug zu enthalten. Die Farbenkasten, Messer, Bücher, Werkzeuge und so weiter sahen neuer aus und waren durchweg größer und gehaltreicher geraten. Selbst die Naschteller enthielten bisher unbekannte Spezialitäten, wie Datteln und Feigen, und bloß die bekannten dunkelbraunen, harten Anstaltsleckerli waren in der sonstigen Zahl und Beschaffenheit vorhanden.

Der Besichtigung der Geschenke schloß sich eine kurze, nicht beschwerende Ansprache des Herrn Salis an, die von der Verlesung des Weihnachtsevangeliums eingeleitet und mit einem Psalm geschlossen wurde. Hierauf ertönte wie jedes Jahr das ur-

alte Lied: „Es ist ein Ros' entsprungen!", das seinerseits die Weihnachtsaufführung eröffnete. Nach einem sinnvollen, liebreich durchdachten Schema waren uns Aussprüche aus dem Alten und dem Neuen Testament zugeteilt. Zuerst kamen die schweren, dunklen Zeiten des Sündenfalls und der Gottverlassenheit zum Ausdruck, denen die sehnsuchtsvollen Fragen und Rufe der Propheten folgten. „Wächter, ist die Nacht bald hin?" Allmählich verdichtete sich das schmerzliche Suchen zum begnadeten Ahnen und zur ersten Weisagung, die auf den Messias deutete: „Sein Name ist Wunderbar, Rat, Kraft, Ewigvater, Friedefürst!" Es folgte jene großartige Stelle im Propheten, die das Meer von Segeln belebt sieht und die Straßen der Welt von friedlichen Heereszügen, alle mit dem einen glücklichen Ziel: die Liebe Gottes und den neuen Glanz des messianischen Zeitalters mit eigenen Augen zu sehen.

Der heißen Prophetie gegenüber wirkte das stille Christkommen im Stall von Bethlehem wiederum wie eine Vorbereitung auf noch Höheres und Gewaltigeres, und der Veranstalter des geistlichen Spieles trieb in weiteren Ankündigungen nun ungeduldig dem Tausendjährigen Reich entgegen. Die dichterisch reinsten und mächtigsten Stellen entnahm er dem Mund des Erlösers selber aus dessen leidenschaftlich bewegten Reden vor seinem Todesgang nach Jerusalem. Ihm schlossen sich die Apostel an, und die großen Gesichte der Offenbarung ließen die erlösten Gesänge der ewig Seligen bereits in großer Nähe vernehmen. Inzwischen hatten wir selber gesungen: „Sieh, ein weites Totenfeld!" und: „Tröstet mein Volk!" Dann: „Tochter Zion, freue dich!" nach dem Händelschen: „Seht er kömmt!" und, ganz einig mit der Gegenwart: „Stille Nacht! Heilige Nacht!" Endlich entfernten sich die Lieder einer Zukunft entgegen, deren Weg noch von vielen heiligen Gewittern überhangen, von schreckend schönen Regenbogen überstrahlt und von kämpfenden Geistern umlagert war. Aber weit im Hintergrund der Zeiten strahlte anstatt des Christbaums das

übermächtige Nordlicht der Letzten Dinge, des Weltgerichts und der Ewigkeit, darinnen es orgelhaft donnerte, und woraus unsäglich beängstigende und lockende Posaunentöne einzeln wie Raketen aus des verborgensten Gottes Dasein hervorbrachen, des reisen Spätgottes, der die geheimnisschweren Worte sprach: „Ich komme!“ Doch der Endgesang führte wieder tröstend zum Augenblick voll von Kerzenglanz und vorläufiger Erfüllung zurück mit dem altlieblichen: „O du fröhliche, o du selige gnadenbringende Weihnachtszeit!“ als zum goldenen Schlüssel der ganzen Gottesoffenbarung von der Schöpfung bis zum brausenden Schlußschrei der Cherubim und Seraphim.

Durchgang durch die Sakramente

Man sagt von der griechischen Religion — wenn sie diese Bezeichnung verdient —, daß ihr nichts von Schicksal bewußt war, bloß von Sein und Gegenwart. Im Gegensatz zu ihr ist die christliche so voll davon, daß sogar die Anordnung der Feste in einer strengen Chronologie den unerbittlichen Schicksalsverlauf wiederum darstellt. Von den Heiligen Drei Königen an drängt und treibt die christliche Zeit unterirdisch wühlend und Herzen beunruhigend, ohne beim Weihnachtswunder länger als acht Tage stehengeblieben zu sein, den Fastenwochen mit ihrer gebrochenen, zuckenden Doppelbeleuchtung zu, hinter der früh der furchtbare Schatten des Kreuzes heraufgeistert. Mit der Fastnacht kündigt sich auch bei uns diese beinahe jähe Zuwendung zu den Zeichen des Leidens und des Todes, nach der kurzen Freude des Geborenseins, an.

Von alters her bestand bei uns der Brauch, die Fastenzeit in besonders enger Fühlung mit dem Ausklang des Erlösers zu verleben. Die Texte begannen sich dunkler zu färben. Die Gestalt des bereits von lange her zum äußersten Elend und zum Untergang verurteilten Erlösers auf seinen letzten Wegen trat beängsti-

gender und drohender an uns heran. Wie die fernen Feuerzeichen eines nahenden Krieges flammten die ungeheuren Reden vor Jerusalem auf. Als der Föhnwind über die südlichen Pässe zu uns herabwehte, war unsere Atmosphäre schwer von Frühlingsvorgefühl und Todesschauern. Manchmal mit gespanntem Ernst gingen wir Konfirmandenklasse durch all dies Werden und Treiben, von den anderen bereits als Ausscheidende, nicht mehr in ihre Welt Gehörige betrachtet. Der Unterricht wurde nicht zelotisch oder schwärmerisch, aber mit vollem Nachdruck erteilt. Herr Salis schenkte uns nichts: wir sollten mit der vollen Kenntnis und ausgerüstet mit dem Wissen um die ebenso hochsinnigen als gefahrvollen Beziehungen, in die er uns einführte, in die christliche Welt hinausgehen. Für ihn war diese im geistigen Sinn das kraftzitternde und hochgeladene Spannungsnetz einer Wechselstromanlage, das ebenso unabsehbaren Segen wirken als unheilbare Zerstörung hervorrufen kann, je nach dem Gebrauch, der davon gemacht wird. Eindringlich ermahnte er uns, unsere Seelen vor Vorwitz zu hüten, und nicht zu denken, es sei von uns verlangt und erwartet, wie in ein Handelsabkommen mit der Konfirmation nun sogleich in ein näheres Verhältnis zu Christus und seiner überirdischen Energie zu treten. Mit dieser Ermahnung verschaffte er uns jedoch nicht, obwohl es vielleicht so scheinen mochte, gegenüber der unbedingten Forderung des Herrn Vaters eine Erleichterung, sondern mit dem persönlichen Spielraum der Freiwilligkeit, den er uns zugestand, deutete er uns nur mit um so bewegenderen Anzeichen den blutenden Ernst an, der auf uns wartete. Während wir beim Herrn Vater berechtigt waren, gegen den Gewissenszwang auszuschlagen, standen wir bald dieser überkühnen Freiheit ratlos und bang gegenüber.

Wir waren eine gute und ernsthafte Klasse, aber das war hauptsächlich ein Erfolg unseres Lehrers. Was er mit uns unternehmen mochte, und wenn es dem Religionsunterricht noch so fern zu liegen schien, bekam von ihm, ob er wollte oder nicht, das tiefe

und ſpannende Licht, deſſen Mittelpunkt der ihm innewohnende Chriſtus war, und das einen deſto ſtärkeren Zauber auf uns ausübte, als er jede Aufdringlichkeit vermied.

„Seht“, ſagte er, „die Kirche will einmal, daß ihr mit äußerlich wahrnehmbaren Zeichen in ihren Kreis wiſſend eingeführt werdet, nachdem ihr durch die Taufe bereits unwiſſend eingeführt wurdet. Wie die Taufe nun euch, die ihr nicht wußtet, keine Verantwortung auferlegte, bis zu dem Augenblick, in dem ihr ſie innerlich vielleicht nachträglich beſtätigtet, ſo iſt es auch mit der Konfirmation. Was ihr davon begreift und beſaht, das könnt ihr auch verantworten. Aber euer Wiſſen geht ſelbſt nach allem, was ich euch geſagt habe, und ich habe euch viel geſagt, werde euch das Größte und Schwerſte aber erſt noch mitteilen: ich ſage, euer Wiſſen geht nicht weit. Eure Jahre ſind unreif. Euer Geiſt iſt erſt halb erſchloſſen und für ein ganzes, volles Sakrament nicht vorbereitet. Geht alſo getroſt darein ein, es iſt größer als ihr, und darum auch großmütiger. Es iſt nur ein Eingang, die Eröffnung eines langen Weges voller Überraſchungen und geiſtig gewaltiger Wendungen, die euch die Sittlichkeit Chriſti und die eure in überzeugenden Beiſpielen offenbaren werden. Und ſo wird ſich das Sakrament in euch langſam erſt bilden, oder es wird ſich nicht bilden. Eure Verantwortungen werden im gleichen Schritt mit euren Kräften wachſen. Fürchtet euch alſo nicht.“

Dieſer Mann hatte einen offenen Sinn für Welt und Natur, und den Mut, revolutionäre Neuerungen einzuführen, ob man dazu ſcheel ſah oder nicht. Man ſah ſcheel, aber er ſchien es nicht zu bemerken. Er ſtieg mit uns nach dem Nachteſſen auf den Kirſauer Hügel hinauf, um uns den Sternenhimmel zu deuten. Bisher hatten wir das bloß auf der erſten Seite im Atlas geſehen. Vom Polarſtern ausgehend, machte er uns in vielen Gefilden und Gründen des Weltraums bekannt, gab uns einen Begriff davon, daß die Rotation das Geheimnis des Weltzuſammenhanges ſei, und von den fernen, bleichen Geiſterwieſen der Milchſtraße aus

führte er uns an die ergreifende Tatsache heran, daß unsere Erde nichts ist, als ein schwirrendes Großatom in ihrem feierlich kreisenden System. Er eröffnete uns den Weltraum als einen Abgrund, in dem die Körper von Ewigkeit zu Ewigkeit stürzen, ohne zu fallen, und daß auch dieser Raum nicht wirklich ist, sondern bloß geschaffen von unserem rechnenden Verstand, der in Verhältnissen denkt. Nach kurzem Zögern fügte er hinzu, daß es wahrscheinlich im Grund auch keine Zeit gebe, denn eine Minute sei ebensogut eine Annahme, ein Übereinkommen, wie ein Zentimeter, der nur sei, solange man an ihn denke.

Mir war es, als spreche er auch jetzt in all diesen scheinbar so fremden Formen nur von Gott und von seiner Unmeßbarkeit, von der Unmöglichkeit, ihn nachzuweisen und festzustellen. Bei dieser Anschauung wurde mir seltsam wohl, und ich war Herrn Salis aus ganzem Herzen dankbar. Mir war, als hätte ich eine Zeitlang gefürchtet, der Konfirmationsunterricht könnte dazu führen, den sicheren Nachweis der Existenz Gottes zu erbringen, einer Macht, die ich bisher eben als das Geheimnisvolle, nicht zu Erfassende verehrt hatte. Es blieb also beim Schweigen der Abgründe über uns. Gestärkt und in freimütiger Weise beruhigt, stieg ich von dem Hügel herunter. Am Weg stand ein Kreuz, das mit seinen strengen Zeichen einen großen Teil des leuchtenden Firmaments durchschnitt und teilte. Ich dachte, Herr Salis werde vielleicht auch darüber noch etwas sagen, aber er ging schweigend daran vorbei. Ich indessen hatte ein Gefühl, als ob mir jemand in großer Stille und Verborgenheit die Versicherung gäbe, daß mir dieser himmelragende Christus in aller Macht nichts tun könne, solange ich in mir die hohe Verhältnislosigkeit Gottes lebendig erhalte.

Eine andere Unternehmung, die dem Herkommen widersprach, war ein Frühausflug am Sonntag vor Palmarum über den Dinkelsberg nach Schopfheim. Um vier Uhr standen wir schon auf, während alles noch schlief. Die Amseln sangen bereits; sie

ſind die erſten und die letzten Sänger der ſchönen Jahreszeit. Als wir in den Wald kamen, fanden wir die Anemonen blühend. Herr Salis ſchien alles innig, ja heftig zu lieben, aber er ſprach nur in gefaßten und klar bezeichneten Ausdrücken darüber, die ſeine Kennerſchaft verrieten. In Schopfheim kehrte er mit uns ein. Unſere Betroffenheit darüber war ſehr groß, denn uns hatte man bisher das Wirtshaus als Vorplatz der Hölle begreifen gelehrt. Wir bekamen Kaffee und Brötchen, und ich erſtaunte mich im geheimen darüber, daß *ein* Mann das alles ſo ohne große Vorbereitungen aus ſeiner Taſche bezahlen konnte. Ich verſtand auch das Beiſpiel von ſittlicher Freiheit, das er uns durch den Gebrauch gab, welchen er von dem Wirtshaus machte. Unwillkürlich zählte ich unſere Köpfe, aber wir waren nicht zwölf, wie die Jünger, ſondern bloß ſieben, wie die törichten Jungfrauen. Und Herr Salis war kein Chriſtus, ſondern ein ſchweizeriſcher Ehrenmann und Pfarrer, der Dialekt ſprach und weit davon entfernt war, Beziehungen auf die Spitze treiben zu wollen.

Trotzdem tat er es als ſittlich klar gerichtete Kraft, die er war. Um ihn ſchwirrte und wühlte es nun ſchon von feindlichen Einflüſſen und ſtillen Verſchwörungen. Wir wußten es nicht, aber ſeine Tage in der Anſtalt waren bereits gezählt. Hatte er hier vielleicht eine Wirkungſtätte und eine Zuflucht für ſich und ſeine Mutter zu finden gehofft, ſo war ihm dieſe Hoffnung ſchon vereitelt, und ſeine Liebe zur vorhandenen Kinderwelt, wenn er eine gefaßt hatte, litt an blutendem Herzen, war in der Vorbereitung begriffen, ſich loszureißen. Nur wir gehörten ihm ganz, und ſo gehörte er auch uns. Das erklärt vielleicht manches Leidenſchaftliche, Ungewöhnliche in ſeinem Verkehr mit uns. Er war ſicher viel kühner und angreifender, als er ſelber wußte. Als ich mich ſpäter mit der Geſtalt des ſchweizeriſchen Reformators Ulrich Zwingli beſchäftigte, fand ich in ſeinem Weſen nach Charakterfarbe und Temperament mancherlei Gleichklänge mit Salis, dieſelbe friſche Unvoreingenommenheit, die gleiche offene Klugheit

und brüderliche Neigung zum Mitteilen, den freien Blick für Welt und Leben und die humane Unerbittlichkeit in der Auswirkung des einmal als richtig Erkannten und als seiend Innewohnenden.

Auf dem Weg nach Schopfheim kamen wir an einem Irrenhaus vorbei, dessen Insassen sich draußen in der jungen Frühlingssonne bewegten. Andere stierten apathisch vor sich hin. Welche redeten unaufhörlich. Und einer war darunter, der sich rastlos damit beschäftigte, über ein eingebildetes Hindernis zu springen und dann in die Hände zu klatschen. Diese Ausdrücke der Verstörtheit gaben uns viel zu reden, und auf dem Heimweg begannen wir zu betrachten, ob es nicht möglich sein werde, die Unglücklichen durch die Macht des Gebetes zu heilen, wovon wir ja unter dem früheren Regime mancherlei gehört hatten. Herrn Salis schienen diese Reden zu mißfallen. Er schnitt sie ziemlich kurz ab, stellte aber in Aussicht, darüber in der nächsten Konfirmationsstunde eingehend zu sprechen. Auf dem Heimweg war er auffallend still.

Seinem Versprechen gemäß führte er uns dann während der Montagstunde in die Machtverhältnisse des Gebetes ein.

„Das Gebet vom Menschen, mit Bewußtsein angewandt", so sagte er, „besitzt das Geheimnis, Gottes Allmacht mit Ohnmacht zu schlagen. Hätte Christus auf dem Ölberg nicht hinzugefügt: ‚Doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst!' so wäre es Gott nicht möglich gewesen, seine gewaltige Absicht der Welterlösung, seit Jahrtausenden gefaßt, zu verwirklichen. Im Gebet steht der Mensch der höchsten Macht gleichberechtigt mit gleicher Gewalt gegenüber, und mit einem vermessenen Gebet kann der Sterbliche den Unsterblichen zum Zittern bringen. Wehe aber diesem Menschen, vor dem der Unsterbliche zittert!

Das Gebet enthält daher die höchste und unerbittlichste Verantwortlichkeit des Menschen gegenüber seinen Mitmenschen. Seid euch eurer furchtbaren Macht über Gott im Gebet bewußt, aber seid es in Zagen und heiliger Furcht, den vernichtenden Blitz her-

vorzulocken. Gewiß gibt es keine Grenze zwiſchen Gott, der herabſtrömenden Seele, und der Menſchheit, der zurückflutenden Seele. Aber es gibt ſchwere und verderbliche Gegenwirkungen, Verwirrungen, Störungen, die in der geiſtigen wie in der phyſiſchen Welt die gewitterhafte Entladung hervorrufen. Darum ſollt ihr nichts wollen und erbitten, was nicht im Weltplan der göttlichen Vernunft liegen kann. Schont Gott in Großmut und Zartheit, ſo ſchont ihr euch ſelber und fördert das Heil und das Wachstum des Guten in der Menſchheit und in Gott!"

Das war die letzte Eröffnung unſeres Lehrers über das Weſen unſerer Seele und ihres Schöpfers. Mir war ſie aus dem Mund dieſes ſtillen, klugen Mannes eine Mitteilung von beinahe niederſchmetternder Wucht. Alles, was ich vom Herrn Vater gehört hatte, kam ihr an Ungeheuerlichkeit nicht gleich. Geſprengt war ſchon mein feiner und fröhlich andächtiger Kuppelbau der chriſtlichen Lehre, und herein brach wetterleuchtend die erhöhte Anſchauung unmittelbarer Fühlung und Wechſelwirkung mit Gott ſelber, der zwiſchen dem Ich und dem Du keine Einbauten duldete. In dieſem Gedanken vom Gebet war in mir bereits der chriſtliche Formalismus zerſtört, aufgelöſt jede Zuflucht, vernichtet der letzte Unterſtand vor der freigewaltigen Geiſtesmacht des Gewiſſens und der Selbſtverantwortung! Noch zitterte in mir jede Hirnfaſer im übermenſchlichen Bemühen, dieſe furchtbar ſchöne Wahrheit zu faſſen, und meine Seele war ein heiliger Aufruhr in und gegen Gott, voll Bangigkeit, in ihn hineinzuſtürzen, voll Widerſtreben und Luſt, ihn in mich hineinzureißen — kurz, eine herzbeklemmende Verwirrung hatte von mir Beſitz ergriffen, als es mit mir wie mit Blitz und Donner geradeswegs in das Sakrament der Konfirmation hineinging. Plötzlich war die Vorbereitungszeit vorbei, und beſtürzt ſah ich den Morgen des Palmſonntags über mir heraufziehen.

Er dämmerte regneriſch. Wir verſahen uns mit den neuen ſchwarzen Anzügen. Als wir zu unſeren bisherigen Kameraden

kamen, begriffen wir, daß ſich die Kluft zwiſchen ihnen und uns über Nacht noch verbreitert hatte. Wir waren ihnen zur Weihe beſtimmte Erwählte, und aus den Blicken, mit denen ſie uns betrachteten, konnten wir die große Verwandlung, die an unſeren Geſtalten vor ſich ging, ermeſſen, wenn wir ſie ſelber nicht fühlten. Sie weigerten ſich, in der bisherigen Weiſe mit uns zu verkehren, und hätten wir unſere Feierlichkeit, unſeren gehobenen Zuſtand nicht ſelber gewollt, ſo würden ſie ihn unbedingt von ſich aus hergeſtellt haben, eben durch den Abſtand, den ſie zwiſchen uns legten. Aber wir wollten ihn ebenfalls. Heute verſammelten wir uns nicht im Hof zur Predigt, ſondern im Zimmer des Herrn Salis. Er ſprach einfach und freundlich zu uns, ohne es darauf anzulegen, unſere Beklommenheit noch zu vermehren, ſtrich dem und jenem leicht mit der Hand über den Kopf, und dann führte er uns nach dem Andachtſaal hinunter.

Ich muß hier bemerken, daß ich wohl als ſein reifſter Schüler ſeine Aufmerkſamkeit erweckte, aber eine Vorzugsbehandlung oder gar eine Ausnahmeſtellung genoß ich bei ihm nicht. Er erhielt jedem von uns ſeine vollkommene Unbefangenheit und Freiheit auch ihm gegenüber, und mir blieb es daher im unklaren, inwieweit er ein inneres Verhältnis zu meinem Weſen gefaßt hatte. Dagegen ließen mich manche Fragen an mich und Antworten auf meine Fragen vermuten, daß er ſehr klar blickte und ſich keinen Täuſchungen hingab, und ſeine Ratſchläge waren ohne Ausnahme für mich brauchbar und richtig, wenn ich in der Folge auch weit davon abkam, ſie anzuwenden.

So trat ich meinen Weg zu Gott an in wohltätiger Gleichheit mit meinen Kameraden und Mitwallfahrern. Unſere Bank vor den Brüdern war heute leer; dafür hatte man eine Reihe Stühle für uns vorn beim Katheder aufgeſtellt. Rechts nahmen wir Platz, links die Mädchen, die mir als Konfirmandinnen in der Geſamtheit heute zum erſtenmal wieder einer aufmerkſameren Beachtung wert ſchienen; aber ich hielt mich nicht dabei auf, da ich mit mir

genug zu tun hatte. Eigentlich hätte auch Marie Claudepierre da ſitzen müſſen; auch dieſe Erinnerung zog nur wie eine leichte, träumeriſch ſchimmernde Wolke über mich hin. Schon war das Vorſpiel beendigt, und es begann der majeſtätiſche Choral: „Stärk uns, Mittler, dein ſind wir!“, deſſen wechſelnde, ſtark zu Gott andringende Rhythmen mir einen ungeheuren Eindruck machten. Der Geſang gehört zu den kraftvollſten Stücken der proteſtantiſchen Kirche, und Johann Sebaſtian Bach ſelber hat ihm die großartige harmoniſche Faſſung gegeben, in der wir ihn heute kennen.

Noch während wir ſangen, machte ſich draußen ein ſeltſamer Sturm auf, den niemand erwartet hatte, und deſſen Stöße immer nachhaltiger gegen die Fenſter des Saales anliefen. Während des Gebetes durchzuckte der erſte Blitzſchein den Saal; ein Gewitter war im Anrücken. Unter immer verſtärkten Donnerſchlägen hielt Herr Salis ſeine Feſtpredigt. Seine Stimme wuchs an mit der Stimme der Natur draußen, gewann einen metallenen Klang voller Leben und geſammelter Männlichkeit, und während mit kaiſerlicher Entfaltung das erſte Gewitter des Jahres das Rheintal herauffuhr, ſtanden wir einer nach dem anderen vor dem lieben, einfachen Mann, empfingen den Segen und die Konfirmationsbibel, und kehrten beſchenkt aus ſeiner Kraft, ohne zu wiſſen, wie, an unſere Plätze zurück. Mir las er zu meiner ſtillen Betroffenheit als meinen Konfirmationſpruch das Wort des Apoſtels Paulus vor: „Gott iſt getreu, der euch nicht läßt verſuchen über euer Vermögen, ſondern macht, daß die Verſuchung ſo ein Ende gewinne, daß ihr es könnt ertragen.“ Nun wußte ich ziemlich ſicher, ob er ein inneres Verhältnis zu mir beſaß. Bald darauf klang der Gemeindegeſang wieder auf.

Seltſam entrückte Tage hoben nun an, die einen Ausnahmezuſtand nicht nur für einen, ſondern für uns alle brachten. Konfirmiert und noch nicht kommuniziert gingen wir umher, einſtweilen der Hut Gottes anbefohlen, entzogen allen niederen Diſzi-

plinarischen Gewalten, und in einer hohen, doch noch nicht höchsten Gemeinschaft mit dem wachsam brüderlichen Geist des Herrn Salis. In den Schauern der Karwoche nahte wie in brauenden Nebeln das Mysterium des heiligen Abendmahls. Tag für Tag begleiteten wir den Herrn auf seinem Weg nach Golgatha. Der sogenannte Gründonnerstag war uns schwarz von Wolken und schwer vor Lebensbangnis. Wenn der Heilige, der Sohn Gottes selber, in dieser Welt dem bösen Gestirn erlag, was sollte aus uns werden?

Am Morgen des Karfreitags war die Erde wieder weiß. Während wir uns zum Abendmahl bereit machten, begann es von neuem zu schneien. Das Amen nach der Predigt wurde gesprochen, und unter leise hinschwebenden Klängen des Instrumentes verließen die Kinder den Saal — wir nicht mehr mit ihnen. Mir schien, die Luft würde kühler und das Licht bleich. Die Stimmung der erwachsenen Welt brach, vorerst noch ohne Gestalten und mit unbeschriebener Wesenlosigkeit, fremd über mich herein. Ein unerwarteter Ernst erschien plötzlich in unserer Mitte. Mit dem scheu ergriffenen Gesang der Orgel nahm die Kindheit Abschied. Der Wein, den mir Herr Salis reichte, hinterließ auf meiner Zunge einen Vorgeschmack strenger und nüchterner Dinge und einer beinahe feindlichen Vernünftigkeit, die mich als Zukunft erwartete. Selbst die Haltung des Herrn Salis rang heute für meine Augen mit einer überpersönlichen Folgerichtigkeit, welcher er als Erwachsener zwischen Erwachsenen zu unterliegen schien, und die er hinnehmen mußte, ohne fragen zu dürfen. Dies Hinnehmenmüssen, ohne fragen zu dürfen, schien mir der tiefste Punkt, bis zu dem uns unser Lehrer führte, die Sohle des Grabes, in welchem Christus zur Ruhe gekommen war, Eingang und Ausgang aller Geheimnisse, aller Wahrzeichen und Schicksale des Daseins. Eine überraschende, herrliche und nahe Erscheinung Christi in diesen schweren Minuten hätte mich vielleicht trösten und ermuntern können, aber nie stand er mir so fern in Schleiern verhüllt und

unerreichbar, wie in dem bangen Augenblick, als ich durch das heilige Abendmahl Teilhaber seines Lebens und Todes wurde. Fröstelnd und mit den Gefühlen eines großen Neugeborenen trat ich unter den Klängen des Nachspiels aus dem Saal. Die Welt war mir verwandelt. Der Schnee, der wieder alle Formen bedeckte, schien meine eigene Ungewißheit und Erwartung zu sein.

Achtzehntes Kapitel

Die Freiheit

Auszug durch die Tür der Enttäuschung

Diese Ungewißheit erstreckte sich auch auf meine äußeren Verhältnisse. Seit dem zweiten Besuch meiner Mutter bestand die zwar weiter nicht bestätigte, aber auch von keiner Seite widerrufene Auffassung, daß ich nach hier verbrachter Vorbereitung als Seminarist nach Bern gehen sollte. Die Zeit rückte nun nahe heran, in welcher sie sich verwirklichen sollte. Bei der Unterredung über die Berufswahl, die Herr Salis mit mir gehabt hatte, wußte er zu meiner Betretenheit noch nichts von jenen Abmachungen. Er fragte genau nach allen Nebenumständen und entließ mich mit einer Miene, über welche ich vergeblich hin und her riet, ob sie hoffnungsvoll oder zweifelnd gewesen sei, aber daß er sich zu wundern schien, allein das genügte schon, um mich zu beunruhigen.

Ich hatte jetzt ziemlich lange nichts mehr von meiner Mutter gehört. Auf meine letzte Mitteilung, daß ich am Palmsonntag konfirmiert werden würde, war ich ohne Antwort geblieben, und meine geheime Hoffnung, sie würde dabei sein, hatte sich nicht erfüllt. Immer ängstigte mich die Stille, die mir aus der Gegend meiner Mutter her wehte. Vielleicht war sie krank. Vielleicht war sie auch verreist; ich wußte zwar durchaus nicht, wohin sie verreist sein sollte, aber es war doch auch eine Möglichkeit. Herr Salis hatte mir in Aussicht gestellt, mit dem Herrn Vater über meine Angelegenheit Rücksprache zu nehmen, aber in dieser Zeit der Föhnstürme und dann des neuen Frühlingsaufruhrs in der Natur ging es ihm so schlecht, daß eine Woche um die andere verstrich, ohne daß meine Sache gefördert werden konnte. Auch Herr Salis hatte, wie ich aus gewissen Zeichen schloß, endlich an meine Mutter geschrieben. Über den Erfolg erfuhr ich nichts, und die Unsicher-

heit wurde immer größer. Alle hatten nun schon eine klare Laufbahn vor sich. Der eine sollte zu einem Gärtner kommen, der andere zu einem Schreiner. Sie kannten schon die Namen und die Wohnorte ihrer künftigen Meister; nur ich wußte noch nichts. Unser Klassenerster, der durch unerschütterliche Musterhaftigkeit seinen Platz bis zum Schulende gehalten hatte, obwohl ich bei weitem mit dem besten Schlußzeugnis abging, war durch meine Pläne so erkenntnisreich angeregt worden, daß er sich seinerseits von irgendeinem Gönner in aller Stille die Finanzen für vier Seminarjahre in Bern sicherstellen ließ, und mir richtig auch hier den Rang ablief. Nun wartete ich noch auf irgendein Wunder, und vor allem hoffte ich, daß am rechten Tag plötzlich meine Mutter selber auf dem Plan erscheinen werde, um alle diese Zweifel niederzuschlagen und die Fragen selbstherrlich zu meinen Gunsten zu entscheiden.

Am stillen Samstag, dem Tag vor Ostern, berief mich Herr Salis auf sein Zimmer. Ich warf alles weg, was ich in den Händen hielt, und lief durch den Andachtsaal und die Treppe hinauf wie mit Flügeln, denn nun war zweifellos die glückliche Entscheidung da. Herr Salis empfing mich mit dem freundlichen und aufmerksamen Blick, den er immer für uns hatte, aber ernster, als es mir wünschenswert schien, ja, mit einer gewissen Zurückhaltung, die ich bis jetzt an ihm nicht bemerkt hatte.

„Es ist jetzt höchste Zeit, Johannes, daß wir uns über deine Zukunft schlüssig werden", hob er zu reden an, nachdem er mir einen Stuhl neben seinem Schreibtisch angewiesen hatte. Einen Moment schwieg er noch. „Über deinen Plänen muß wohl ein Verhängnis schweben", fuhr er dann weiter. „Deine Mutter läßt nichts von sich hören. Der Herr Vater ist fortdauernd so leidend, daß ich nicht mit ihm persönlich reden kann. Die Frau Mutter aber stellt alles in Abrede, was du mir berichtest. Eine solche Absprache zwischen dem Herrn Vater und deiner Mutter habe niemals stattgefunden, im Gegenteil, gerade damals sei dein Ver-

halten nicht derart gewesen, daß man dir eine solche Zukunft hätte eröffnen können. Sage mir nun die Wahrheit, Johannes. Wie verhält sich das mit diesen Geschichten?"

Mir waren diese Eröffnungen wie ebensoviel Schläge auf den Kopf. Ganz benommen und fast gedankenlos saß ich da und starrte Herrn Salis an. Endlich fand ich auch einige Worte.

„Es ist aber alles ganz bestimmt so!" stotterte ich unglücklich und halb weinend vor Enttäuschung. „Der Herr Vater selber hat das noch wiederholt, als ich vom Pferd zurückkam. Und meine Mutter sagte, daß für mich eine Besinnungszeit abgemacht sei, um mich zu entscheiden, ob ich zu ihr fahren wolle, um aufs Gymnasium zu kommen, oder ob ich lieber meine Zeit hier ausmache, um dann das Seminar zu besuchen."

„Und was hast du deiner Mutter geschrieben?"

„Ich habe geschrieben, daß ich hierbleiben und nachher aufs Seminar wolle", entgegnete ich leise.

„Die Frau Mutter sagt aber, deine Mutter sei niemals in den Verhältnissen gewesen, daß der Herr Vater mit ihr ein solches Abkommen hätte treffen können."

„Sie hat doch meinen Vetter Franz geheiratet, und der hat einen großen Hof." Fragend sah ich ihn an.

„Warum antwortet sie dann nicht?" versetzte Herr Salis schonend mit abgewandtem Gesicht. Ich sah nun, daß diese Dinge auch ihn bekümmten. Zögernd vermutete ich: „Vielleicht weil ich nicht zu ihr gekommen bin."

„Wer weiß." Er schwieg noch einen Augenblick wie bedrückt und unzufrieden. „Wie dem auch sei", nahm er endlich wieder das Wort, „so müssen wir jetzt auf eine andere Laufbahn schlüssig werden. Das Seminar kostet Geld, und Geld ist nicht da." Er betrachtete mich mit sorgenvollem Ausdruck. „Es tut mir leid, dir das sagen zu müssen. Es ist ja möglich, daß dir der Weg später doch noch frei wird. Aber vorerst müssen wir uns ans Wirkliche halten. — Es ist da noch eine Bewerbung von einem Schuh-

machermeiſter. Du haſt ja jetzt ſchon einen Begriff von dieſem Handwerk. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als die Möglichkeit wahrzunehmen. Du kommſt in einen anſtändigen und nicht zu mühſamen Beruf, der dich zum ſelbſtändigen, ja angeſehenen Mann machen kann. Dein künftiger Meiſter iſt ein ſolcher. — Laß nur nicht den Kopf hängen, Johannes. Denke, es iſt Gottes Willen ſo. Was dir im Leben Gutes und Wunderbares vorbehalten iſt, wird dir auch auf dieſem Weg begegnen, und vielleicht biſt du darauf beſſer vor manchem Leid behütet, das dich auf einem anderen ereilen könnte. Tu deine Pflicht, Johannes. Bleibe rein und willig, ſo bleibſt du freudig und hoffnungsreich. — Ich habe ſehr gern mit dir zu tun gehabt; das will ich dir jetzt ſagen. Und ich hoffe, daß es anderen Menſchen auch ſo geht. Gott mit dir, Johannes."

Der Oſtertag ſtieg ſtrahlend am Himmel herauf, aber mir war er wolkig und regendrohend. Noch hoffte ich in einem Winkel meines Herzens heimlich auf meine Mutter. Während der ganzen Predigt lauerte ich auf das Geräuſch eines vorfahrenden Wagens. Nach der Predigt traf der Vormittagszug ein, der die Gäſte und Beſuche von Baſel brachte. Meine Mutter war nicht darunter. Kleinlaut miſchte ich mich unter meine Mitkonfirmanden, die ſich bereits befriedigt in ihre Ausſichten eingelebt hatten; einige begannen ſogar zu prahlen. So weit war ich noch nicht. Übrigens hatte unſer Klaſſenerſter von Weihnachten her noch ſeine Leckerli, mit denen er jetzt hervorkam, um ſie vor unſern Augen umſtändlich und wähleriſch zu verzehren, ohne jemand etwas davon abzugeben. Sie waren ganz aufgeweicht, aber er ſah aus, als wäre das eben die bekömmliche und allen Feinſchmeckern wohlbekannte richtige Beſchaffenheit. Plötzlich wurde ich gerufen, um zu Herrn Salis zu kommen; irgend jemand wolle mich ſprechen. Mein Herz klopfte wild auf, aber ich tat mir diesmal Gewalt an und ging ruhig mit dem Jungen, der mich geholt hatte. Es ſei ein Mann, hörte ich, und ich dachte an den Vetter. Nun konnte noch

alles gut werden. Aber als ich hinaufkam, war es nicht der Vetter, sondern ein ganz fremder „Herr" aus Basel, dem ich als meinem künftigen Meister vorgestellt wurde. Er sah nicht schlecht aus und redete mich freundlich und verständnisvoll an, aber es war doch nicht der Vetter, und ich starrte ihm wortlos und nun schon abgrundtief enttäuscht entgegen, so daß er sich ein wenig über mich wunderte. Herr Salis entließ mich gleich wieder; wahrscheinlich hat er nachher den guten Mann aufgeklärt. Mit heimlichen Zorntränen erschien ich wieder unter den anderen. „Es war nur mein Meister!" sagte ich kummervoll.

Noch eine andere Dämpfung lag auf diesem Tag, aber nicht bloß für mich. Der Herr Vater hatte zu sterben begonnen. Seit zwei Tagen ging es zu Ende. Er lag durch manche Stunden völlig unbeweglich, manchmal leise röchelnd, dann wieder geheimnisvolle oder bittende Worte flüsternd, und seine Familienangehörigen waren ständig um ihn. Niemand wußte, wann die Stunde sein würde. Es konnte sehr bald sein, aber es konnte noch Tage, ja vielleicht Wochen dauern. Die lauten Spiele waren im Hof abgesagt. Man hatte den Kindern mitgeteilt, daß man sie gleich nach dem Essen nach dem Wald führen würde. Dort sollte eine kurze Kinderlehre im Freien abgehalten werden. Dann würde man vespern, und den Rest des Nachmittags konnten sie sich tummeln. Wir Konfirmanden durften einen selbständigen Nachmittagsspaziergang unter uns machen. Aufsichtspersonen gab es für uns nicht mehr. Aber dieser Tag ging vorbei, ohne droben das erwartete Ende zu bringen. Der Herr Vater lebte noch am Montag, und selbst der Dienstag fand ihn noch bei Atem, wenn man uns auch sagte, daß der Todeskampf nun angehoben habe.

Einer nach dem anderen verließ nun die Anstalt. Für alle gemeinsam war noch eine Abschiedsfeier abgehalten worden. Jeder hatte einen Werktags- und einen Sonntagsanzug, zwei Paar Schuhe, zwei Hemden, einige Taschentücher und zwei Paar Socken bekommen. Wem nicht seine Verwandten ein Köfferchen geschickt

hatten, der trug seinen Besitz in der Pappschachtel oder im Papierpaket davon. Der Abschied wurde mir bei weitem nicht so leicht, wie ich einmal gedacht hatte. Alle meine Erfahrungen, Nöte, Kämpfe, Niederlagen und Siege an diesem Platz — wozu war das nun schließlich gewesen? Was war dabei herausgekommen als sicherer Besitz? Mußte ich nun alles den Geistern hier überlassen, den Gefallenen und Gestorbenen, um so arm und leer davonzugehen, wie ich hergekommen war?

„Vergiß deinen Konfirmationsspruch nicht", ermahnte mich Herr Salis zum Abschied. „Es ist mehr für dich darin, als du jetzt ahnst. Grüble nicht. Versuche nicht, mit den Gewalten, die dein Leben lenken, zu rechten; sie lassen nicht mit sich rechten. Lerne, was schon die biblische Weisheit erkannte: ‚Es ist dem Manne gut, daß er sein Joch in seiner Jugend trage!' Gott schütze und behüte dich!"

Mit meiner Pappschachtel an der Hand ging ich allein und sehr von dem Gefühl meiner Kleinheit in der weiten Welt geängstigt die kurze, ansteigende Straße zum Bahnhof hinauf.

Sturz in die Welt

Meine erste Handlung der Selbständigkeit war die Lösung der Fahrkarte am Schalter. Dafür hatte ich genau so viel Geld bekommen, als der Preis betrug. Vor Schüchternheit sprach ich nicht laut genug, so daß der Beamte mich anbrummte. Gleich kam der Zug gefahren. Ich fiel in das erste beste Abteil hinein, verlor meinen Pappkarton, da die Schnur riß, mußte noch einmal hinaus, um meine Sachen zusammenzulesen, und kaum saß ich wieder, so fuhr der Zug ab. Als ich mit meinem Paket fertig war, blickte ich mich um, um zu sehen, wo ich mich überhaupt befand. Rote Polster umgaben mich mit zurechtweisender Pracht. Ich erschrak sehr. Hier war vielleicht schon der Großherzog von Baden

mitgefahren, und der Herr Vater hatte gewiß diese Klasse benutzt, wenn er nach Basel fuhr, als er sich noch regen konnte. Tief durchdrungen vom Gefühl der Ungehörigkeit, die ich durch meine Gegenwart in diesem Raum erregte, wagte ich kaum, aus dem Fenster zu blicken; wenn ein Bahnwärter an der Strecke meine profane Figur bemerkte, so mußte zweifellos etwas sehr Unangenehmes für mich erfolgen. Aber ich hatte viel zu romantische Begriffe von den Dienstwegen der öffentlichen Ordnung. Kurz vor Heinfelden erschien einfach ordnungsgemäß ein männlicher Kopf vor dem Fenster meines Abteils. Die Tür ging auf, und mit einem etwas verwunderten Blick über meine Gestalt forderte der Fahrschaffner die Karte. Als er sie gesehen hatte, nahm seine Verwunderung noch immer zu.

„Ja, was tuscht denn du hier?" fragte er mich. „Du bischt wohl ein Reichstagsabgeordneter, daß du erschte Klass' fährscht. Oder du kehrscht aus der Anstalt in dein angestammtes Fürschtenhaus zurück? Jetzt mach aber schnell, daß du da 'rauskommscht. Ebe hält der Zug. Da nebenan ischt die dritte Klass'. Mach, daß du's emal so weit bringscht, daß du mit Recht Erschte fahre kannscht!"

Ich war schon draußen. Während es mir um die Ohren brauste, stolperte ich nach der dritten Klasse, fiel in einen Wagen und zwischen andere Reisende hinein, ohne zu wissen, wie, und bis Herthen wagte ich nicht mehr, mich bemerkbar zu machen. Aber der Klang dieses Namens weckte Geister in mir, die mich meine Verschüchterung vergessen ließen. Kam nicht nach Herthen die Station Wyhlen, die Heimat meiner Mutter, meiner Großeltern, meiner Kindheit? Durch den Lärm der Eisenbahn hindurch hörte ich die beiden Bäche rauschen. Von der großen Stadt Basel und dem dortigen Schuhmachermeister, an den ich adressiert war, kannte ich nichts, aber in Wyhlen hatte ich lauter Freunde, den alten Pfarrherrn eingeschlossen, und wer wußte, was mir dort blühte, während ich mir die Basler Aussichten nicht anders als fremd und feindlich vorstellen konnte. Jetzt traten die wohlbekannten und so

lange nicht mehr geſehenen Waldwinkel und Berghänge hervor, die Rebberge und Steinbrüche, droben die Turmſpitze des ehemaligen Kloſters Sankt Chriſchona, wo jetzt die Brüder der inneren Miſſion hauſten, und plötzlich erſchien hinter Pappeln und Dächern der alte, graue Turm der Kirche. Mir klopfte das Herz kräftig auf. Ein triebhaft ſtarkes Verlangen nach Freiheit und Freude erfüllte mich. Zwar warnte mich mein Schattenholdſches Blut. Warum hatte meine Mutter zu meiner Konfirmation nichts von ſich hören laſſen? Alle anderen hatten Beſuch oder wenigſtens Briefe und Geſchenke bekommen; ich mußte ſogar mit der Pappſchachtel aus der Anſtalt abziehen. Aber daran dachte ich jetzt nicht mehr. Der Zug hielt kaum, ſo ſagte ich: „Exküſel", und über Knie und Füße hinweg ſtrebte ich eilig nach der Tür, die ich öffnete und in meiner Flucht offen hinter mir ſtehen ließ. „He, wohin willſcht du denn?" rief mir der bekannte Schaffner nach. „Das iſcht doch noch net Baſel. Das iſcht erſcht Wyhlel Oder wenn du nachher weiterfahre willſcht, ſo muſcht deine Kart' abſtemple laſſe, ſonſcht iſcht ſie ungültig!" Aber ich ſah nicht zurück. Wer wußte, ob ich nicht im letzten Moment genommen und wieder in den Zug geſtopft wurde. Ich lief aus dem Bahnhof, als ob ich geſtohlen hätte.

Da ſtand das Gaſthaus zum Rößle. Sollte ich nun hintenherum oder vornherum gehen? Ich entſchied mich für den Vorderweg. Erſtens war es die Hauptſtraße, und dann konnte man ſchon von unten her die Mühle ſehen. In dieſem Holzſchuppen hatte damals ein Sarg über zwei Böcken geſtanden, als der Mann geſtorben war. Dort ſtand das Haus, vor dem der junge Blinde an jedem ſonnigen Tag geſeſſen und in die Hände geklatſcht hatte. Das war der Weg, durch den wir im Herbſt nach dem Rebberg hinausgefahren waren, um Trauben zu ſchneiden. Und da fiel wie vorzeiten der Hang vom Wald hinter der Mühle herunter. Veilchen ſtanden da, und auf der anderen Seite fand man Schlüſſelblumen, ſoviel man wollte. Das kleine, ſchmale Eckhaus war das Haus meiner Großeltern. Mich zog es ſehr hinein, aber meine

Mutter hatte ich auf dem Hof nebenan an der oberen Straße zu suchen. Als ich doch durchs Fenster über dem Prellstein hineinsah, erblickte ich hinter dem Schustertisch ein fremdes Gesicht. Vielleicht hatte man das Zimmer jemand abvermietet. Vor der Mühle sah ich niemand. Jetzt kam ich zum Hof des Vetters. Da war ein junger Mensch damit beschäftigt, Mist zu laden. Ich kannte ihn nicht.

„Ist meine Mutter da drin?" fragte ich, um etwas zu sagen. Er sah mich verwundert an, weil ich so zielbewußt auf den Hof zustrebte.

„Deine Mutter?" fragte er. „Was für eine Mutter? Wer bist du denn?"

„Der Johannes Schattenhold bin ich", gab ich zur Aufklärung. „Ist meine Mutter drin?" fragte ich wieder, da er mich immer noch so merkwürdig betrachtete.

„Ja, deine Mutter", sagte er und stieß die Gabel senkrecht in den Mist, „die ist nicht mehr da. Das ist schon ein Jahr her, daß sie fort ist. Weißt du das denn nicht, wenn du doch der Johannes bist?"

Ich staunte ihn an, ohne etwas zu begreifen. Das ganze märchenhafte Licht, das all die Gegenstände und Figuren hier umspielt hatte, verschwand, und plötzlich sah ich, daß eigentlich Regenwetter herrschte.

„So, fort ist sie?" wiederholte ich endlich. „Wie — ist denn das zugegangen? — Und der Vetter Franz?"

Der Bursche begann vom Mist herabzusteigen; meine furchtbare Betroffenheit und Enttäuschung machte ihn verlegen.

„Komm ins Haus herein", sagte er. „Da wirst du mehr erfahren. Die Mutter wird dir etwas zu essen geben; wirst Hunger haben. Komm nur!"

Nach seiner Mutter rufend, ging er durch die offene Tür. Ich folgte ihm wie in einem bösen Traum. Drinnen kam mir eine große, gesunde, wohlwollend dreinschauende Frau entgegen, die

ſich bedächtig die Hände an der Schürze abtrocknete, während ihr Sohn ſie über meinen Fall unterrichtete. Sie überflog meine Geſtalt mit einem prüfenden Blick.

„Komm nur herein!“ ſagte auch ſie. „Kommſt zu Chriſten und zu ordentlichen Leuten. Wirſt uns wohl nicht verachten, wenn du auch aus einer vornehmen proteſtantiſchen Anſtalt kommſt.“

Sie nötigte mich in die Küche und dort an den Tiſch, brachte einen großen Brotlaib herbei, von dem ſie mir eine Scheibe herunterſchnitt, wie ich ſeit ſieben Jahren keine mehr zu ſehen bekommen hatte, beſtrich ſie mit Butter, holte Speck und Wurſt, und der junge Menſch kam mit einer Flaſche Kirſchwaſſer.

„Kirſchwaſſer biſt vielleicht nicht gewöhnt?“ fragte die Frau. „Trinkſt lieber eine Taſſe Milch?“

Ich wehrte ſchüchtern ab, Kirſchwaſſer ſei mir ganz recht, und der Burſch goß mir ein.

„Trink aber langſam“, mahnte er. „Er hat's in ſich.“ Er ſchien heimlich zu lachen, und das machte mich noch verwirrter. „Zuerſt iß einmal ordentlich, damit du einen Boden legſt.“

Er ließ ſich ſelber von der Frau ein Frühſtück herrichten, und während ſie die unterbrochene Zurüſtung fürs Mittageſſen wieder aufnahm, hatte ich zuerſt Rede zu ſtehen, wie es in der Anſtalt geweſen ſei, und was ich jetzt vorhabe. Sie wechſelten ein paarmal Blicke miteinander, ſagten aber weiter nichts dazu.

„Ja, alſo der Vetter Franz“, hob dann die Frau an zu berichten, „der iſt ſo ſonderbar geworden die letzte Zeit, wie wenn er nicht mehr recht bei ſich wäre, und da haben ſie ihn ſchließlich ins Altmännerhaus geſchafft, deine Mutter und die beiden Söhne. Ja, und dann haben ſie hier alles verkauft und ſind miteinander davongegangen. Nach Zürich, ſagt man. Hat keiner hier etwas Direktes von ihnen gehört. — Daß du bloß von allem nichts erfahren haſt!“ wunderte auch ſie ſich.

„Vielleicht iſt — der Brief verlorengegangen“, ſagte ich, um die Ehre meiner Mutter zu retten.

„Ja, das ist schon möglich", gab sie zu und schaffte weiter.

Eine Stille trat ein. Plötzlich stand ich auf.

„Ich will jetzt zu meinen Großeltern hinüber!" sagte ich. Tatsächlich waren ja auch sie die Nächsten dazu, mir das alles zu erzählen, und nicht diese fremden Menschen hier.

Die beiden sahen sich wieder an.

„Ja, da muß ich dir nur sagen, daß du die auch nicht wiederfinden wirst", erklärte die Frau. „Gehst du zu Fuß nach Basel? Da kommst du nämlich am Friedhof vorbei. Dort liegen sie nicht weit voneinander. — Zuerst ist deine Großmutter gestorben, ist sanft und selig verschieden, und ein halbes Jahr darauf ging ihr der Großvater nach, hat eine Erkältung bekommen in seinen alten Tagen, und weil niemand nach ihm sah, ist eine Lungenentzündung draus geworden. ‚Ich geh' meiner Lilli nach!' soll er gesagt haben. ‚Ich hab' hier nichts mehr zu tun!' — So starb er."

„Wer — wohnt denn jetzt im Haus?" fragte ich mit schwerem Herzen.

„Ja, das ist dann auch verkauft worden. Da waren ja zuviel Schulden zusammengekommen mit den alten Leutchen, und die Jungen konnten nicht helfen, denen geht es selber schlecht."

Mich würgte es im Hals, daß ich Mühe hatte, den letzten Bissen Brot hinunterzubringen.

„Nimm einen Schluck Schnaps", riet mir der Bursche. „Der wärmt und vertreibt es."

„Bist ja jetzt erwachsen und ein freier Mann", sprach mir die Frau zu. „Mußt nun dein Leben auf die eigenen Schultern nehmen. Ist nicht schön, so etwas plötzlich zu erfahren, und dazu von fremden Leuten, aber das ändert ja an deinen Sachen nichts. Hast deine Marschroute. Lernst ein braves, ehrliches Handwerk und wirst ein rechtschaffener Mensch. Darauf kommt alles an."

Halb bewußtlos trat ich endlich aus dem gewesenen Hof meiner Mutter wieder ans Tageslicht heraus. Den Schnaps hatte ich stehenlassen. Infolgedessen fror mich richtig, wie der Bursche vor-

ausgesehen hatte. Er wünschte mir noch guten Weg, und die Mutter sagte, ich könne ruhig wieder einmal kommen, wenn ich wolle. Das Haus meiner Großeltern sah mich jetzt an wie ein längst Verstorbenes. Ich wagte nicht, zum zweitenmal durch das Fenster hineinzublicken, als ob ich mich fürchtete, den Augen eines Toten oder eines Geistes zu begegnen. Auch in der Mühle saßen andere Leute; die Müllersleute hatten Bankrott gemacht. Der alte Pfarrherr war gestorben; ein rundlicher junger Mann in der Soutane begegnete mir, als ich die Straße hinunterging.

Mit der Pappschachtel an der Hand wandte ich mich der Landstraße zu, um die Gräber meiner Großeltern zu suchen. Es fing leise an, zu regnen. Die Frau hatte mir die Lage der Gräber so gut beschrieben, daß ich sie bald fand. Jedes war von einem einfachen schwarzen Holzkreuzchen geschmückt; auf den Querarmen standen die Namen der Dahingegangenen. Es war mir so seltsam und beängstigend, daß diese Namen „Felix Kanderer" und „Lilli Kanderer" noch über der Erde im Licht des Tages leuchteten, während ihre einstigen Träger drunten im Dunkel des allumfassenden Mutterschoßes zerfielen und zu dem großen, geheimnisvollen Nicht- und Niemandsein zurückkehrten, aus dem sie seinerzeit — die Daten standen auch auf den Kreuzen — plötzlich aufgetaucht waren. Zum zweitenmal focht mich heute diese rätselschwere Frage an: „Wozu ist nun dies alles gewesen?" Und war es eine Antwort: „Damit ich werden konnte?" Mir schien nicht, als ob meine Existenz die Verantwortung übernehmen könne für all die vorhergegangenen Ereignisse. Der Sinn irgendwelcher Vorbereitungen konnte ich nicht wohl sein, soviel war mir aus dem fünfzehnjährigen Zusammenleben mit mir klargeworden.

Vielleicht trug ich die Verantwortung für die Dinge, die mit meiner Mutter wieder geschehen waren. Ich hatte gemerkt, daß man mir sehr Bedenkliches aus Feingefühl verschwieg. Wenn ich damals mit ihr gefahren wäre, so hätte sie vielleicht die Angelegenheiten hier anders behandelt. Aber war sie nicht ohne mich

vor acht Jahren nach Amerika gegangen? Und hatte sie bei ihrer Rückkehr nicht meine Schwester dortgelassen? „Der Herr wird gerecht richten zwischen mir und dir!“ hörte ich die Stimme irgendeines alttestamentarischen Erzvaters sprechen. Eine Amsel sang auf der jungen Weide beim Totengräberhäuschen. Im Rheintal drunten rauchten die Schlote der Sodafabrik. Die kleine Glocke der Kirche läutete Mittag. Gegenüber auf der anderen Rheinseite sahen die Aufbauten der Saline Schweizerhall her. Ich fühlte, daß dies alles dazu angetan war, um sich darüber einer großen, andächtigen Verwunderung hinzugeben, und mit diesem Gefühl verließ ich den Kirchhof.

Der Regen zog sich dichter zusammen. Ich hörte jetzt die Tropfen auf meiner Pappschachtel aufschlagen. Bis ich nach Grenzach kam, hatte sich ein dauerhafter Landregen ziemlich ergiebig eingerichtet. Das Gasthaus zum Lamm grüßte an der Straße, aber ich hatte keinen Pfennig in der Tasche. Ich war darauf gespannt gewesen, zum erstenmal wieder die roten Türme des Basler Münsters zu sehen, aber es war, als ob ein grauer, triefender Vorhang vor allen Dingen hinge. Das Wasser rann mir in Bächen vom Hutrand und über das Gesicht. Kleine Gebirge von Straßenschmutz häuften sich auf meinen Schuhen. Meine Pappschachtel begann sich in ihre einzelnen Bestandteile aufzulösen. Aber in den Erlen am Rhein sang wieder eine Amsel. Mochte ich enttäuscht und von neuem verlassen sein, so ging ich immerhin einem neuen Leben entgegen. Die Ungewißheit hatte Reize. Wenn sie auch beißend schmeckten, so forderten sie dafür die Männlichkeit heraus.

Ich richtete mich höher auf, um trotz meiner durchweichten Verfassung bei meinem Einzug in der großen Stadt einen braven und einigermaßen unverwüstlichen Eindruck zu machen. Als ich die ersten stumpfen und schmutzigen Häuser der Vorstadt sah, wurde mir zwar noch einmal wind und weh in meiner waghalsigen Gefaßtheit, aber nun hörte ich wieder die gute, überzeugende Stimme des Herrn Salis: „Es ist dem Manne gut, daß er sein

Joch in ſeiner Jugend trage!" Ich fühlte eine bedeutende Willigkeit in mir gegenüber allen unbekannten Mächten und Verhältniſſen, denen ich entgegenging, eine Freiwilligkeit, in welcher, wie ich gleichzeitig ahnte, viel Edelſinn und wartender Reichtum lag. „Es wird weitergelebt!" ſagte eine andere Stimme zu mir. „Schwimmt und ringt nicht auch deine Mutter in dieſem ungreifbaren Ungefähr?" Und noch erfüllt von den Stimmungen des Platzes, von dem ich herkam, ſang es fragend und ſuchend in mir: „Nur friſch hinein! Es wird ſo tief nicht ſein!" Der Vers ſtammte aus einem Neujahrslied, das Herr Johannes regelmäßig mit uns ſang, als er noch lebte, und während ich ihn mit dem Kreuz auf ſeinen neuen Weg geleitet hatte, trat ich den meinen an unter ſeinem Zeichen, dem Johannesſtern.

Inhalt

Erstes Buch

Vorwort 5

Erstes Kapitel / Das Elternhaus 9

Vom Erwachen. Erste Bekanntschaften. Die Umwelt. Der verstörende Gast. Schlimme Ausgänge.

Zweites Kapitel / Auf dem Dorf 47

Lichtwechsel. Das Müllermädchen. Ein frühes Wunderbild. Katholische Fest- und Jahreszeiten. Zeitung und Kalender. Von der geheimen Sympathie. Unerwartete Bedrohung. Wieder ein Abschied.

Drittes Kapitel / Ein schwerer Tag 84

Der Einzug. Die Arbeitstube. Das erste Abendessen. Eine gestörte Andacht. Eine unrühmliche Nacht. Ein Morgen mit trüben Aussichten. Betrachtung über den König David und das Vaterunser. Der jüngste Zwangsarbeiter.

Viertes Kapitel / Erste Ahnungen 111

Genie und Epigone. Von den Donnern Gottes. Die goldene Kwannon. Die priesterliche Seele. Das unzeitige Gebet. Die Berufung. Die Frühlingsstörche. Der Heidengroschen.

Fünftes Kapitel / Der hohe Widersacher 137

Ein unglücklicher Geburtstag. Gewissensnöte und der Helfer. Vom Beschlagnahmtwerden und vom Memorieren.

Sechstes Kapitel / Die Vögte 156

Ein treues Herz. Der schwarze Tag. Die Zeitmaschine. Die Lauftrommel. Das Pamphlet. Auch ein Despot ist verwundbar.

Siebentes Kapitel / Der Johannesbund 188

Die Bluttaufe. Besuch der Mutter.

Achtes Kapitel / Ungewisse Ausgänge 204

Zeichen und Wunder. Drei behütete Nächte. Die Großen im Reich Gottes.

Neuntes Kapitel / Die Halbheiligen 227

Steiflinge, Bräutigame, Thüringer Mordhöhlen, Kaiser Karl V. Zipp und Kraus. Weihe und Wirklichkeit.

Zweites Buch

Zehntes Kapitel / Der Allerärmste 243

Der Gänsehirt. Ruhmlose Freundschaft. Ein Diebstahl. Der Gerichtssonntag.

Elftes Kapitel / Verschiedene Empörer 266

Noch mehr unglückliche Liebe. Ein Frühlingsgewitter. Das Komplott.

Zwölftes Kapitel / Siege oder Niederlagen? 284

Der Gewissenskonflikt. Ausgerissen! Selbstüberwindung.

Dreizehntes Kapitel / Ein weißes Herz 304

Böse und gute Geister. Gefahrvolle Liebe. Die Werbung. Noch mehr Dämonen. Stärkere Mittel. Die Auslosung. Sieg über Müllerburschen und Dämonen.

Vierzehntes Kapitel / Neues Leben 331

Der Anarchist. Marie Claudepierre. Wieder im Bereich des Geistes. Droschken, Posaunen, Ivanhoe und das Prädikat.

Fünfzehntes Kapitel / Der Friedenssommer 373

Die Huldigung. Das jüngste Flimmertierchen des Glücks.

Sechzehntes Kapitel / Um den Abend wird es licht sein 402

Der Untergang der jungen Sonne. Tage des Todes. Die Wahl. Wiederaufrichtung. Das Perlentor.

Siebzehntes Kapitel / Das Jahr Gottes 442

Samen ins Land. Heinrich von Salis. Die Jahresfeier. Von Domen, Transparenten und dem Tausendjährigen Reich. Durchgang durch die Sakramente.

Achtzehntes Kapitel / Die Freiheit 477

Auszug durch die Tür der Enttäuschung. Sturz in die Welt.

Dieſes Werk

iſt eine Veröffentlichung der Deutſchen Buch-Gemeinſchaft. Die ſchönen Bände der Deutſchen Buch-Gemeinſchaft und ihre Zeitſchrift „Die Leſeſtunde“ ſind über die ganze Welt verbreitet

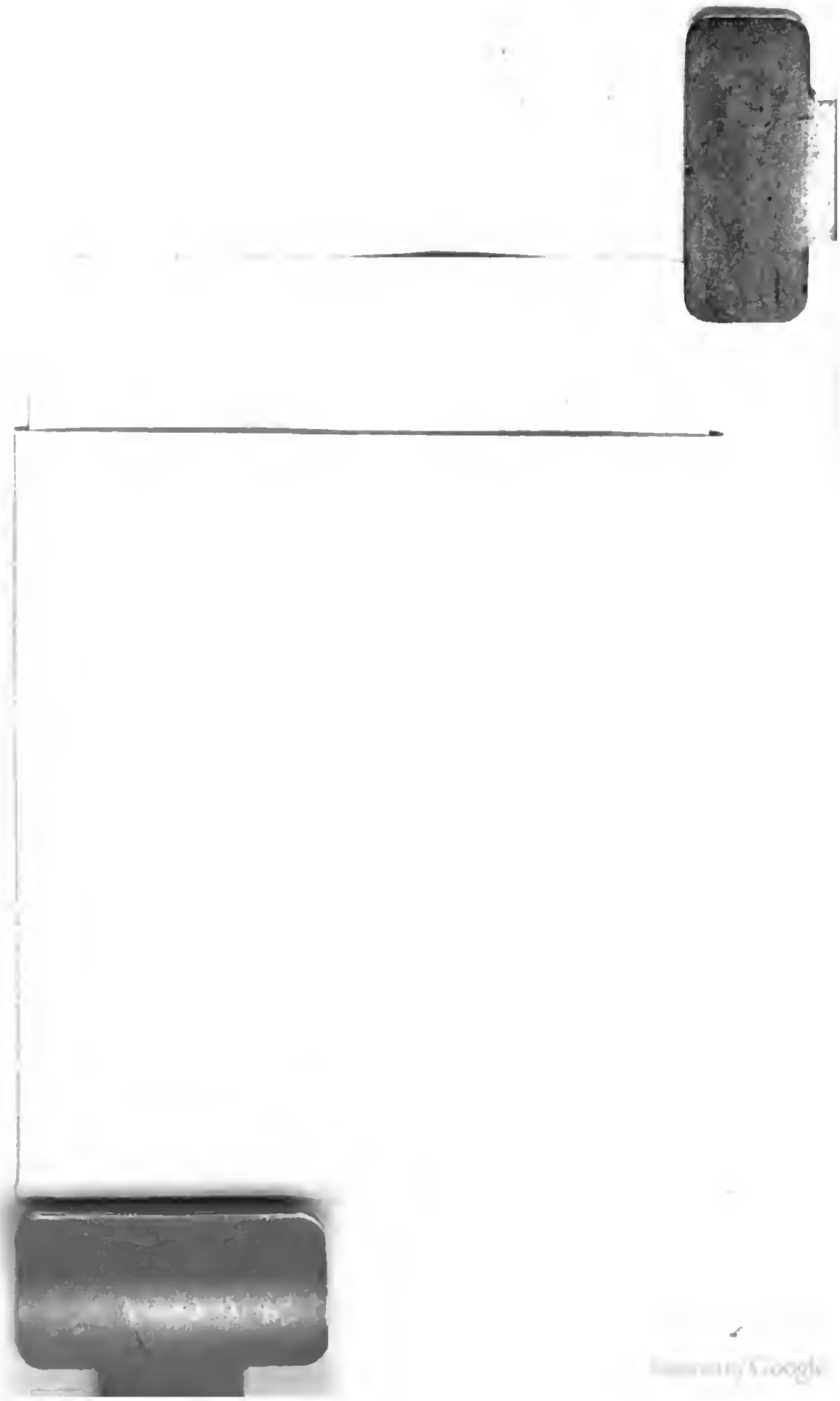
Jedem Bücherfreund im In- und Ausland wird durch die Deutſche Buch-Gemeinſchaft Gelegenheit gegeben, ſich gegen eine beſcheidene Ausgabe eine eigene wertvolle Hausbibliothek zu ſchaffen

Deutſche Buch-Gemeinſchaft
Berlin SW 68

Druck: Elbemühl, Wien IX.

8900A359101

b89008359101a



a9008359101

b89008359101a